

**Beiträge  
von Günter Wißbrock  
in den von 1999 bis 2025  
erschiedenen Ausgaben 141 bis 248  
der „Elsener Nachrichten“**

**Band 2  
Ausgaben 201 bis 248**

Zusammengestellt anlässlich der Ernennung von  
Günter Wißbrock  
zum Ehrenmitglied des  
Heimat- und Verkehrsvereins Elsen e.V.  
in der Mitgliederversammlung vom 17. März 2026  
und ihm bei diesem Anlass mit herzlichem Dank  
übergibt.



# Inhalt

Nr. 201, Frühjahr 2014, S. 15-23 Sedantag und Kaiserkult - Patriotische und monarchistische Schulerziehung in Elsen im Deutschen Kaiserreich	9
Nr. 202, Sommer 2014, S. 7-17 Elsen und der Erste Weltkrieg (1914 – 1918) Teil 1: Die ersten beiden Kriegsjahre	17
Nr. 203, Herbst 2014, S. 17-23 Elsen und der Erste Weltkrieg Teil 2: Die Jahre 1916 – 1918	23
Nr. 204, Weihnachten 2014, S. 11-17 „Maria, breit den Mantel aus...!“ - 20 Jahre Elsener Schutzmantelmadonna	30
Nr. 205, Frühjahr 2015, S. 13-19 Spionage- und Sabotagefurcht zu Beginn des Ersten Weltkrieges – Folgen von Gerüchten und Hysterie	37
Nr. 206, Sommer 2015, S. 7-19 Kriegerdenkmäler und Kriegsrealität – Zur steingewordenen Gedenkkultur in Elsen	44
Nr. 207, Herbst 2015, S. 17-23 „Eine unruhige, sturmbewegte Zeit“ - Erlebnisse des Elsener Lehrers Wilhelm Hucke im Ersten Weltkrieg	54
Nr. 208, Weihnachten 2015, S. 15-21 Warum Neugotik? Zum Stil der Elsener St. Dionysius-Kirche	61
Nr. 209, Frühjahr 2016, S. 17-25 Elsen in der Zeit der Inflation Was Orts- und Schulchronik berichten	68
Nr. 210, Sommer 2016, S. 11-19 Wie Elsen zu seiner steinernen Almebrücke und zu seinen „Kunststraßen“ kam	77

Nr. 211, Herbst 2016, S. 9-15 Elsens Hauptstraße und ihre wechselnden Namen – Wilhelmstraße – Hindenburgstraße – Von-Ketteler-Straße	83
Nr. 212, Weihnachten 2016, S. 9-13 Wer war Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler?	89
Nr. 213, Frühjahr 2017, S. 13 Not macht erfinderisch. Sparsame Wirtschaft in der frühen Nachkriegszeit	93
Nr. 214, Sommer 2017, S. 11-16 Gut Warthe und der verschwundene Wartturm der Paderborner Landwehr	99
Nr. 215, Herbst 2017, S. 17-25 Elsen und Sande. Berührungspunkte zweier Nachbarorte	105
Nr. 216, Weihnachten 2017, S. 25-29 Wohl dem, der spinnst! Zur Elsener Spinnschule	113
Nr. 217, Frühjahr 2018, S. 11-23 Deutscher Kolonialismus – Kleine Spurensuche in Elsen	118
Nr. 218, Sommer 2018, S. 9-17 Die lateinische Portalinschrift am Elsener Stellbrinkshof („Neu Kamerun“) „SPES CONNEXA DEO NUNQUAM CONFUSA PERIVIT DAN C. 3, V. 40“	130
Nr. 219, Herbst 2018, S. 13-17 (a); 21 (b); 23 (c) a) „... ins Land der Franken fahren“ Kulturelle Beziehungen zwischen Unterfranken und dem Paderborner Land b) Buchbesprechung: Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland – Denkmäler in Westfalen – Kreis Paderborn, Band 2.1, Stadt Paderborn c) Buchbesprechung: Birgit Meinecke, Die Ortsnamen des Kreises Paderborn	137

Nr. 220, Weihnachten 2018, S. 7-11 (a); S. 23-24 (b)	145
a) Johannes der Täufer und eine Kamerunschlange im Bokeler Exil	
b) Elsener Andachtsbuch in erweiterter zweiter Auflage erschienen	
Nr. 221, Frühjahr 2019, S. 15-21	152
Altes Handwerk in der Agrargesellschaft – Das Rechnungsbuch des Elsener Tischler- und Stellmachermeisters Wilhelm Ikenmeyer aus den Jahren 1886 bis 1894	
Nr. 222, Sommer 2019, S.19-29	158
Elsen im Zweiten Weltkrieg – Wilhelm Bastians Kriegstagebuch	
Nr. 223, Herbst 2019, S. 23-31	165
Zum Elsener Wappen	
Nr. 224, Weihnachten 2019, S. 9-15 (a); S. 17-18 (b)	171
a) Armut und Armenfürsorge in Elsen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Was die Ortschronik berichtet.	
b) Früherer Elsener schrieb Buch über die NS-Raketenproduktion	
Nr. 225, Frühjahr 2020, S. 13-21	180
Der „Erbfeind“ und die „Wacht am Rhein“ Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 im Spiegel der Elsener Chronik	
Nr. 226, Sommer 2020, S. 15-27	188
Viermal Sankt Dionysius Kirchenfenster in Elsen und Sandebeck im Vergleich	
Nr. 227, Herbst 2020, S. 11-21	195
Wer gehört wohin? Ein Streit um die Pfarrgrenze zwischen Elsen und Neuhaus (1929 – 1931)	
Nr. 228, Weihnachten 2020, S. 13-17	201
Neue Forschungen über das Schützenwesen in Westfalen	
Nr. 229, Frühjahr 2021, S. 9-23	206
Auf der Durchreise in der Postkutsche Fürstin Pauline zur Lippe (1769 – 1820) im Paderborner Land	

Nr. 230, Sommer 2021, S. 11-29 Elsen als Ort der Erinnerungen Teil 1: Die Von-Ketteler-Straße	214
Nr. 231, Herbst 2021, S. 7-25 Elsen als Ort der Erinnerungen Teil 2: Die Wewerstraße	225
Nr. 232, Weihnachten 2021, S. 11-21 Ein interessantes Dokument in Elsener Platt	235
Nr. 233, Frühjahr 2022, S. 15-19 (a); S. 21-23 (b) a) Flamingos und ein Elsener in der FAZ b) Wissenschaftliche Studie über die Naturausstattung Elsens und ihren Einfluss auf die Siedlungsentwicklung	241
Nr. 234, Sommer 2022, S. 19-27 Hermann Löns, Die Heide brennt ...	246
Nr. 235, Herbst 2022, S. 13-17 So war das damals bei der Prozession in Elsen	251
Nr. 236, Weihnachten 2022, S. 7-21 Der Dörenkamp und die Dörenkamps Aus der Senne nach Elsen	256
Nr. 237, Frühjahr 2023, S. 17-25 „Das Jahr am Abgrund“ - Elsen 1923	262
Nr. 238, Sommer 2023, S. 11-15 (a); S. 17 (b) a) „Besseres Fräulein für herrschaftlichen Haushalt gesucht“ b) Vergessenes Gedenken	267
Nr. 239, Herbst 2023, S. 9-13 (a); S. 14 (b) a) Immer Ärger mit der Almebrücke Teil 1: Das 19. Jahrhundert b) Der wiedergefundene Gedenkstein	273

Nr. 240, Weihnachten 2023, S. 19-27 Immer Ärger mit der Almebrücke Teil 2: Das 20. Jahrhundert bis zur Eingemeindung Elsens nach Paderborn im Jahre 1975	278
Nr. 241, Frühjahr 2024, S. 17-23 Elsen als „Zünglein an der Waage“ Die Eingemeindung nach Paderborn	283
Nr. 242, Sommer 2024, S. 15-23 Elsen und Neuhaus	287
Nr. 243, Herbst 2024, S. 11-13 Eine sehens- und bedenkenswerte Ausstellung: Kirchen und Klöster im Nationalsozialismus	294
Nr. 244, Weihnachten 2024, S. 25-33 Elsener Straßennamen als Erinnerungsträger Elsen 59 - Germanenstraße	297
Nr. 245, Frühjahr 2025, S. 13-17 Die Elsener und die „Hottentottenwahl“ von 1907	307
Nr. 246, Sommer 2025, S. 11-15 Johann Wilhelm von Sintzig – Auf der Spur eines barocken Prälaten und seiner Beziehung zu Elsen	311
Nr. 247, Herbst 2025, S. 21-25 Dr. Heinrich von Schultheiß, der Hexenjäger aus Scharmede	316
Nr. 248, Weihnachten 2025, S. 31-37 Neue Bücher zur Geschichte Westfalens – Ein kurzer Überblick	320



# **Sedantag und Kaiserkult**

## **Patriotische und monarchistische Schulerziehung in Elsen im Deutschen Kaiserreich**

### **Historische Voraussetzungen**

„Am Anfang war Napoleon“. So beginnt der Historiker Thomas Nipperdey seine umfangreiche „Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

Das ist im doppelten Sinne zu verstehen: Die napoleonischen Eroberungskriege führten 1806 zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und im gleichen Jahre zum Zusammenbruch Preußens. Andererseits weckte die ungeheure Herausforderung durch die aggressive Politik Napoleons in ganz Europa auch Kräfte des Widerstandes, die sich in den Befreiungskriegen gegen den Eroberer bündelten, besonders in Preußen aber auch zu inneren Reformen den Anlass gaben.

Vom 16. – 19. Oktober 1813 fand die große „Völkerschlacht“ bei Leipzig statt, die Napoleons Herrschaft in Deutschland beendete. Nach seiner endgültigen Niederlage bei Waterloo wurde auf dem „Wiener Kongress“ 1814/15 eine umfangreiche territoriale Neuordnung beschlossen. In Deutschland wurde der „Deutsche Bund“, ein lockerer Zusammenschluss von 41 weitgehend selbstständigen Einzelstaaten ohne eine gemeinsame Volksvertretung, gegründet. Zunächst von den Monarchen versprochene Verfassungen kamen in Preußen und Österreich nicht zustande.

So waren die Bürger in weiten Teilen Deutschlands enttäuscht darüber, dass die Befreiung von der napoleonischen Fremdherrschaft nicht zugleich einen geeinten deutschen Nationalstaat mit einer freiheitlichen Verfassung als Überwindung der Kleinstaaterie und des monarchischen Absolutismus gebracht hatte. Einheit und Freiheit blieben aber auch weiter die vorherrschenden Ziele großer Teile der deutschen Bevölkerung, während die Monarchen jeden politischen Wandel zu unterdrücken versuchten.

Daran scheiterte auch die Revolution des Jahres 1848. Zunächst schien sie zu großen Hoffnungen zu berechtigen, denn es kam immerhin zur Wahl einer Nationalversammlung, die in der Frankfurter Paulskirche tagte und eine Verfassung mit umfangreichen Grundrechten ausarbeitete. An der Spitze des Staates sollte jedoch nach dem Willen der Mehrheit der Abgeordneten weiterhin ein Kaiser stehen. Die Staatsform wäre dann eine konstitutionelle Monarchie gewesen.

Aber der preußische König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die ihm angebotene Kaiserkrone ab, weil sie „den Ludergeruch der Revolution“ an sich trage. Eine Krone könne er höchstens von seinesgleichen, also den Fürsten, entgegennehmen. Seine Herrschaft beruhe nicht auf der Zustimmung des Volkes, sondern auf dem Gottesgnadentum.

Damit war das Werk der Nationalversammlung gescheitert. Die Reste der Revolution wurden mit militärischer Gewalt niedergeschlagen. Dennoch blieb der Gedanke der nationalen Einheit lebendig. Nur wandten sich viele jetzt einer nüchternen „Realpolitik“ zu. Sie sahen ein, dass die Einheit Deutschlands nicht „von unten“, durch das Volk allein zu bewirken war, sondern nur im Bündnis mit der realen Macht, also Preußen.

In drei Kriegen, 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870/71 gegen Frankreich wurde das Ziel der deutschen Einheit – allerdings unter Ausschluss Österreichs – erreicht. Unter maßgeblicher Führung des preußischen Ministerpräsidenten Bismarck und des Generalfeldmarschalls Moltke entstand nach dem mittelalterlichen und frühneuzeitlichen ein zweites deutsches Kaiserreich.

Vorweg hatte Preußen sich bereits 1866 mit etlichen Kleinstaaten zum Norddeutschen Bund

zusammengeschlossen, der dann mit den drei süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Bayern ein Militärbündnis einging. Die Armeen dieses Bündnisses errangen am 2. September 1870 bei Sedan unter Führung Moltkes in einer klassischen Umfangungsschlacht den entscheidenden Sieg gegen Frankreich. Etwa 100000 Gefangene wurden gemacht, darunter der französische Kaiser Napoleon III., ein Neffe Napoleons I., dessen Kaisertum damit ein Ende fand.



*Kaiserproklamation in Versailles am 18.01.1871, Gemälde von Anton von Werner (1885)*

Nach dem weiteren Vorrücken der deutschen Armeen kam es am 18. Januar 1871 zur Kaiserproklamation im Spiegelsaal des französischen Königsschlusses zu Versailles. König Wilhelm I. von Preußen wurde von den Fürsten zum deutschen Kaiser ausgerufen. Dieser Tag wurde in Zukunft als „Reichsgründungstag“ gefeiert.

Was aber viele Deutsche als glanzvolle Vollendung der deutschen Nationalgeschichte erlebten, empfanden andere eher kritisch, denn es fehlte dem neuen deutschen Staat erheblich an demokratisch-freiheitlichen Elementen. Zwar gab es einen Reichstag, der aus allgemeinem, direktem, gleichem und geheime Wahlrecht aller Männer über 25 Jahre

hervorgegangen war und der Gesetze beschließen und den Haushalt bewilligen durfte. Aber ihm fehlte der Einfluss auf die Regierungsbildung. Der Reichskanzler - bis 1890 Bismarck - als Regierungschef war nur dem Kaiser verantwortlich und konnte nur von ihm ernannt oder entlassen werden, nicht aber vom Reichstag als Volksvertretung.

Viele waren mit dem neuen Reich und seiner Verfassungskonstruktion einverstanden, vor allem auch wegen der spektakulären außenpolitischen Erfolge Bismarcks, die manche innenpolitischen Konflikte überdeckten. Aber es gab auch grundsätzliche Kritik, besonders bei Linksliberalen, der wachsenden Sozialdemokratie und bei der politischen Vertretung der Katholiken, der Zentrumsparlei.

Umso mehr ergab sich für die Herrschenden die Notwendigkeit, das noch so neue, außenpolitisch gefährdete und innenpolitisch ungefestigte Reich und seine monarchische Spitze in den Köpfen der Bürger als legitim zu verankern. Vielfältige Anstrengungen wurden deshalb unternommen, um ein Nationalbewusstsein zu erwecken, das nach außen vor allem gegen den „Erbfeind“ Frankreich und nach innen gegen die als „Reichsfeinde“ verkettzte Opposition gerichtet war. Zu solchen Aktivitäten gehörten unter anderem eine gezielte Pressepolitik, die Einrichtung von nationalen Festtagen, wie etwa der „Sedantag“, und der Bau von Nationaldenkmälern.

Auch die Schule wurde für dieses Ziel in Anspruch genommen, um möglichst früh bei den Kindern ein patriotisches und monarchistisches Bewusstsein zu erwecken. Der bekannte Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler formuliert dazu in einem Wortspiel, in den Lehrplänen besonders der „gesinnungsbildenden“ Fächer seien in hohem Maße „die dort herrschenden Gedanken die Gedanken der Herrschenden“ gewesen.

#### **Die Elsener Schulchronik als Quelle**

In Elsen sind wir in der glücklichen Lage, dass seit dem Jahre 1876 kontinuierlich eine Schulchronik geführt worden ist. Sie widerspiegelt also aus zeitgenössischer Sicht das schulische Leben in Elsen in dem allergrößten Teil der Jahre des Deutschen Kaiserreichs (1871 – 1918).



*Elsener Knabenschule (Standort: Simonstraße/Ecke Von-Ketteler-Straße), erbaut 1864/65, abgerissen 1960, aus: Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, S. 53*

Während man aber aus den Aufzeichnungen relativ wenig über den alltäglichen Unterricht erfährt, wird vor allem in den ersten Berichtsjahren nie versäumt, auf besondere schulische Feiern, wie den alljährlichen Sedantag, die Geburts- und Todestage der jeweiligen Kaiser oder die Gedenktage an bestimmte historische Personen oder Ereignisse hinzuweisen.

### **Der Sedantag**

Damals war das Schuljahr, wie es noch heute an den Universitäten üblich ist, in ein Sommer- und ein Wintersemester eingeteilt. Die vorgeschriebene Feier des Sedantages am 2. September war zugleich der markante Schuljahreseinschnitt, an dem die Schüler in die Herbstferien entlassen wurden.



*Sedanfeier in Berlin am 01.09.1895 (Postkarte)*

Wie eine solche Feier in der Elsener Volksschule konkret vonstatten gegangen ist, verdeutlicht eine Notiz der Schulchronik zum Jahre 1895: „Durch Ansprache, Deklamation und Gesang wurde im Klassenzimmer der 25jährige Gedenktag der Schlacht bei Sedan gefeiert. Darauf folgte ein Festzug durch den Ort, wobei die schwarz-weiße Fahne vorangetragen und patriotische Lieder gesungen wurden.“ Der Lehrer hielt also eine Rede zur Bedeutung des Tages, die Schüler mussten - wahrscheinlich auswendig gelernte - patriotische Gedichte und Lieder vortragen, und schließlich wurde optisch (durch die schwarz-weiße Fahne) und akustisch (durch die Lieder) das patriotische Bekenntnis öffentlichkeitswirksam nach draußen getragen.

### **Feiern zu Ehren der Monarchen**

Eine noch größere Rolle als der alljährliche Sedantag spielen in der Elsener Schulchronik die Berichte über Feiern zu Ehren der jeweiligen Kaiser des Reiches. Dass sie bereits auf eine lange Tradition zurückgreifen konnten, zeigt eine rückblickende Notiz in der Einleitung

zur Schulchronik, in der es heißt, dass am 3. August 1834 „ von den Schulkindern Elsens das Geburtsfest seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelms III. auf das feierlichste begangen“ worden sei. Schon 1827 war eine offizielle Anordnung der preußischen Regierung an alle Schulen ergangen, den Geburtstag des preußischen Königs in der Schule zu feiern, „um die Anhänglichkeit an die allerhöchste Person und die Liebe zum Vaterlande an diesem Tage vorzüglich in den jungen Gemütern zu wecken.“

Bis zu seinem Tode wurde so in jedem Jahr der Geburtstag des deutschen Kaisers und preußischen Königs Wilhelm I. (1797 – 1888), der Integrationsfigur des neuen Nationalstaats, in der Schule gefeiert. Auch hier sind wir aus der Schulchronik über den Verlauf unterrichtet. Üblich war zunächst ein Dankgottesdienst mit Tedeum in der Kirche und anschließend eine Feier in den festlich geschmückten Schulräumen mit Ansprache des Lehrers über Leben und Wirken des Kaisers, patriotischen Gesängen und Deklamation von Gedichten durch die Schüler. Zur Feier des 80. Geburtstages Wilhelms I. wurden 1877 auch Bilder an die fleißigsten und eifrigsten Schüler verteilt. Im damaligen Liederbuch für Volksschulen findet sich zum Beispiel für das erste Schuljahr das folgende Lied, mit dem versucht wurde, bereits bei den Kindern eine Art „persönliches Verhältnis“, eine naiv-gläubige Zuneigung zum Kaiser zu schaffen:

„Der Kaiser ist ein lieber Mann,  
er wohnt in Berlin,  
und wär' das nicht so weit von hier,  
ich ginge heut' noch hin.  
Und was ich bei dem Kaiser wollt'?  
Ich reicht' ihm meine Hand  
und brächt' die schönsten Blümchen ihm,  
die ich im Garten fand.  
Und sagte dann: „Aus treuer Lieb'  
bring ich die Blümchen dir!“  
Und dann lief' ich geschwinde fort  
und wär' bald wieder hier.“



*Kaiser Wilhelm I. und sein Reichskanzler Bismarck, Aquarell von Konrad Siemenroth (1887)*

Hier wird geradezu suggestiv für einen Moment in der Vorstellung der ungeheure Abstand zwischen dem kindlichen Untertan und dem Kaiser überbrückt, aber durch die verwendeten Konjunktive zugleich klar gemacht, dass die vorgestellte Situation natürlich fiktiv ist und immer bleiben wird.

Außer an seinen Geburtstagen wurde in der Elsener Schule auch aus zwei anderen Anlässen an Wilhelm I. gedacht: Am 28. Mai 1878, dem Wilhelmstage, wurde in einer kombinierten kirchlichen und schulischen Feier der Dank an Gott für die Errettung des Kaisers vor einem

versuchten Attentat abgestattet; am 11. Juni 1879 wurde an seine Goldene Hochzeit mit Augusta von Sachsen-Weimar erinnert.

Im Jahre 1888 wurde aus der gewohnten alljährlichen Geburtstagsfeier am 22. März die kirchliche und schulische Gedenkfeier an den wenige Tage vorher am 9. März hochbetagt im Alter von fast 91 Jahren verstorbenen Monarchen. Nachfolger wurde sein todtkrank 57-jähriger Sohn Friedrich III., dessen Kehlkopfkrebs bereits so weit fortgeschritten war, dass er die Sprache verloren hatte und schon am 15. Juni 1888 ebenfalls verstarb. Als „99-Tage-Kaiser“ ist er in die Geschichte eingegangen. Ihm folgte sein gerade 29 Jahre alter Sohn Wilhelm II.

Innerhalb weniger Monate hatte sich die deutsche Öffentlichkeit also ziemlich abrupt umzustellen: Wilhelm I. galt vielen als altersweiser, gütiger Landesvater, der streng seine Pflichten erfüllte, einen relativ einfachen, schlichten Lebensstil hatte und dem der Kult um seine Person eher zuwider war. Anerkennung gewann er auch dafür, dass er die politischen Geschäfte weitgehend dem ihm überlegenen Reichskanzler Bismarck überließ.



*Kaiser Wilhelm II. (1859 - 1941), Gemälde von Christian Heyden*

geburtstag Kaiser Wilhelms I. am 22. März 1897. Nach der kirchlichen Feier wurde am Vorabend ein Fackelzug durch die Gemeinde veranstaltet. Am nächsten Morgen folgten in der Schule eine Ansprache des Lehrers, Gesang und Deklamation patriotischer Lieder und Gedichte durch die Schüler und ein Umzug mit Gesang und Trommelschlag. Am kommenden Tag durften sich die

Ihm folgte nun also mit Wilhelm II. ein junger, forscher, durchaus intelligenter Monarch, der nach einem „persönlichen Regiment“ strebte und Bismarck 1890 entließ. Er mischte sich oft besserwisserisch in alles ein, war häufig prahlerisch und angeberisch und stieß durch unbedachte Reden im In- und Ausland viele vor den Kopf.

1888 war also das „Dreikaiserjahr“, dessen Ereignisfülle sich auch in der Elsener Schulchronik widerspiegelt. Denn nun hieß es, innerhalb eines Schuljahres der Geburts- und Todestage zweier verstorbener Kaiser zu gedenken und den Geburtstag eines dritten zu feiern.

Am 27. Januar wurde mit den Kindern der Geburtstag Wilhelms II. gefeiert. Der 9. und 22. März wurden als Gedenktage Wilhelms I. begangen. Zu Friedrich III. heißt es dann sehr pathetisch: „Am 15. Juni entriss uns der unerbittliche Tod den schmerzgeprüften, vielgeliebten Landesfürsten, den edlen Dulder, Kaiser Friedrich III., nachdem er 3 Monate trotz einer schmerzvollen Kehlkopfkrankheit mit wahrhaft bewundernswürdiger Opferwilligkeit sich der Regierung gewidmet hatte. Die angeordnete Trauerfeier wurde am 28. Juni begangen.“

Diese insgesamt fünf auf die drei Kaiser bezogenen Feiern wurden auch in den nächsten Jahren beibehalten. „Runde“ Geburtstage wurden dabei besonders hervorgehoben, so etwa der 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I. am 22. März 1897.

Schüler zunächst an Spielen erfreuen und zogen dann erneut mit vorangetragener schwarz-weißer Preußenflagge unter Trommelschlag und Gesang durch die Gemeinde. Insgesamt standen aber nach 1888 die Geburtstage des regierenden Monarchen Wilhelm II. im Vordergrund der Feiern mit dem üblichen Dreischritt Kirche, Schule, Festumzug. 1899 ist zusätzlich von einem von Knaben der Oberklasse aufgeführten Festspiel die Rede, dessen Titel der Anfang der Nationalhymne „Deutschland über alles“ war. 1892 hatte die Schule auch bereits vom preußischen Kultusminister Graf von Zedlitz-Trützschler ein großes Bildnis des Kaisers geschenkt bekommen.

### Feiern aus Anlass historischer und aktueller Ereignisse und Personen

Neben dem Sedantag und dem Kaiserkult gab es in Elsen vereinzelt noch weitere der patriotischen Erziehung dienende schulische Feiern.

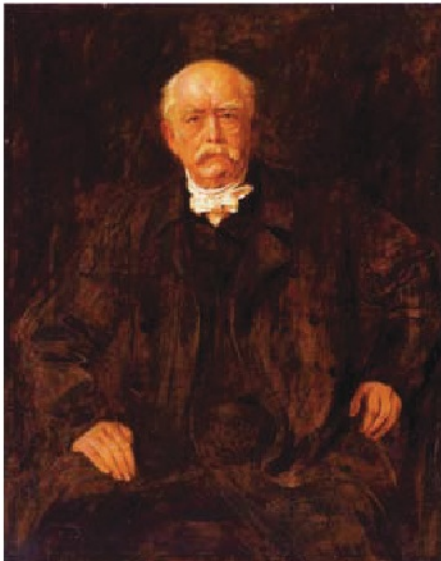
So versammelten sich am 18. Januar 1901, wie es heißt, „alle Klassen im Saale bei Gastwirt Mersch zur Feier des 200jährigen Jubiläums des Königreiches Preußen unter dem kraftvollen Zepter der Hohenzollern“.

Ein weiterer Erinnerungsschwerpunkt waren die Befreiungskriege gegen Napoleon. So wurde 1876 des 100. Geburtstages der preußischen Königin Luise gedacht, die sich bei Napoleon für mildere Friedensbedingungen eingesetzt hatte und deshalb im Kaiserreich als „Mutter der Deutschen“ verehrt wurde.

Am 28. Oktober 1891 wurde auch der Dichter



*Königin Luise von Preußen (1776 - 1810),  
Gemälde von Nikolaus Lauer (1799)*



der Befreiungskriege, Theodor Körner, aus Anlass seines 100. Geburtstages den Schülern als Vorbild hingestellt. Körner hatte sich dem Lützowschen Freikorps gegen Napoleon angeschlossen und war 1813 22jährig gefallen. Weithin bekannt geworden war er durch seine eingängigen Verse über „Lützows wilde, verwegene Jagd“. Schließlich wurde am 18. Oktober 1897 in der Elsender Schule auch der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813 gedacht.

*Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck (1815 - 1898), Gemälde von Franz Seraph von Lenbach (1879)*

Im Laufe der Jahre wurde den Schülern aber nicht nur das Zeitalter der Befreiungskriege vor Augen gestellt, sondern das Kaiserreich wurde sich selbst mehr und mehr historisch.

In diesen Zusammenhang gehören die allen Schulen des Reiches verordnete Feier des 25. Jahrestages „der Wiedervereinigung des Deutschen Reiches“ am 18. Januar 1896 und das Gedenken zu Moltkes 90. Geburtstag am 26. Oktober 1890 und Bismarcks 80. Geburtstag am 2. April 1895.

Verwunderlich ist nur, dass die Schulchronik ab dem Jahre 1908 bis zum Rücktritt des Kaisers am Ende des verlorenen Weltkrieges im Jahre 1918 keinerlei Hinweise mehr über weitere patriotische Feiern in der Elsener Schule enthält. Die Chronik ist 1908, wie bereits mehrfach vorher, von einer anderen Hand geführt. Waren dem neuen Chronisten die Feiern der Sedantage und Kaisergeburtstage nicht mehr der Erwähnung wert, obwohl sie wahrscheinlich weiter stattfanden? Oder spiegelt sich in der Nichterwähnung gar eine bewusste Distanzhaltung? Wir wissen es nicht.

### **Fazit**

Die Elsener Schulchronik widerspiegelt den Versuch, das 1871 gegründete Deutsche Reich und seine monarchische Spitze so früh wie möglich emotional positiv in den Köpfen der Kinder zu verankern. Damit sollte die Basis gelegt werden für eine dauerhafte Verinnerlichung und Bejahung des bestehenden Herrschaftssystems auch im Erwachsenenalter. Kurz: Es ging darum, nationalbewusste und kaisertreue Untertanen zu schaffen, nicht aber kritisch mitdenkende und mitbestimmende Staatsbürger.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass z. B. in Preußen bereits 1854 die Festigung vaterländischer Gesinnung und die Treue gegenüber der Dynastie als die höchsten Lernziele vorgeschrieben wurden.

Bezeichnend für die damalige Zeit ist, dass auch die Kirche ihren Anteil an der monarchischen Erziehung der Kinder hatte. Durch die kirchlichen Feiern wurde das Gottesgnadentum der Kaiser als ihre eigentliche Legitimationsgrundlage unterstrichen. Die evangelische Kirche stand den Hohenzollern in einem „Bündnis von Thron und Altar“ sowieso sehr nahe. Aber wie das Elsener Beispiel zeigt, trug auch die katholische Kirche zur Festigung des monarchischen Obrigkeitsstaates bei, obwohl sie zeitweise im so genannten „Kulturkampf“ in scharfem Gegensatz zur Politik Bismarcks stand.

Heute dagegen wirken die politisch geprägten schulischen und kirchlichen Feiern des Kaiserreiches auf uns sehr fremd, weil uns nach zwei Weltkriegen und zwei Diktaturen der Sinn für nationales Pathos und Heldenkult weitgehend abhanden gekommen ist und weil heute nicht mehr der gehorsame Untertan, sondern der mündige Staatsbürger das schulische Erziehungsziel ist.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

- Chronik der Schule zu Elsen (1878 – 1918), Stadtarchiv Paderborn, Signatur T 77  
Theodor Fockele: Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung, Vierow 1995  
Michael Fröhlich (Hrsg.): Das Kaiserreich. Porträt einer Epoche in Biographien, Darmstadt 2001  
Georg Kotowski, Werner Pöls, Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Das Wilhelminische Deutschland. Stimmen der Zeitgenossen, Frankfurt a. M. 1965  
Michael Stürmer: Das ruhelose Reich. Deutschland 1866 – 1918, Berlin 1983  
Hans-Ulrich Wehler: Das Deutsche Kaiserreich 1871 – 1918, in: Deutsche Geschichte, Band 3, Göttingen 1985

# Elsen und der Erste Weltkrieg (1914 – 1918)

## Teil 1: Die ersten beiden Kriegsjahre

### Kriegsausbruch vor hundert Jahren

Der Beginn des Ersten Weltkrieges vor einhundert Jahren hat 2014 erneut das Augenmerk auf diese „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) gelenkt.

Alle wichtigen Medien berichten, Ausstellungen finden statt, neue Bücher bedeutender Historiker und Politologen zu dieser Thematik sind erschienen. Kontroversen, wie etwa die Frage der Kriegsschuld, werden erneut diskutiert, Vergleiche mit dem Zweiten Weltkrieg angestellt.

Für Elsen fehlt bisher eine adäquate Darstellung der Auswirkungen des Krieges auf die „Heimatfront“ in unserem Dorf. Wilhelm Hucke stellt in seinem Elsener Heimatbuch unter der allgemeinen Überschrift „Elsen in Kriegszeiten“ nur Anlass und Ausbruch des Krieges aus seiner Sicht dar und lässt dann eine Liste der Gefallenen und Vermissten folgen, ohne auf die weiteren Kriegseignisse und ihre mittelbaren Folgen für das alltägliche Leben in Elsen einzugehen. Das zum 950-jährigen Ortsjubiläum herausgegebene Buch „Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil“ behandelt zwar den Zweiten Weltkrieg, erwähnt den Ersten Weltkrieg aber mit keinem Wort.

### Die Dorf- und die Schulchronik als Quellen

Dabei ist die Quellenlage überhaupt nicht schlecht, denn die seit dem Jahre 1800 kontinuierlich geführte Dorfchronik und die seit 1876 weit über die im engeren Sinne schulischen Belange hinaus berichtende Schulchronik thematisieren ausführlich auch die Kriegsjahre 1914 – 1918.

Die Fragestellung unseres Artikels an diese beiden Quellen zielt nicht etwa auf die Darstellung des Schlachtengeschehens an den verschiedenen militärischen Fronten des Krieges, sondern auf die Widerspiegelung der Einflüsse des Krieges auf das konkrete Alltagsleben der Bevölkerung in Elsen. Selbstverständlich gehören dazu aber auch und gerade die Meldungen über die wachsende Zahl der Gefallenen und Vermissten an den Fronten. Reizvoll ist ebenso, auf die differierenden Darstellungsweisen, die Gewichtung einzelner Fakten, die Realitätsnähe und die unterschiedlichen Werturteile der verschiedenen Chronisten vergleichend einzugehen. Wie weit machen sie sich zum Werkzeug der Kriegspropaganda, wie weit lassen sie die grausame Wirklichkeit in ihre Berichte einfließen?

Die beiden Chroniken sollen im Folgenden mit den Buchstaben D (= Dorfchronik) und S (= Schulchronik) und der entsprechenden Seitenzahl gekennzeichnet werden.

### Die Anfänge des Krieges

Die Dorfchronik beginnt ihren Bericht mit dem Anlass des Krieges, der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares durch einen serbischen Nationalisten in Sarajewo am 28. Juni 1914. Es folgt die Darstellung der diplomatischen Bemühungen, der Ultimaten, der Mobilmachung und schließlich der wechselseitigen Kriegserklärungen der beteiligten Mächte Deutsches Reich und Österreich-Ungarn einerseits und Russland, Frankreich, England und Serbien andererseits.

Dagegen stellt die Schulchronik sofort die Auswirkungen des Krieges für das Dorf Elsen dar. Zwei Komplexe stehen dabei im Vordergrund: Der personelle Aderlass durch das Ausheben der Soldaten und die wirtschaftlichen Konsequenzen.

Im ersten Kriegsjahr wurden etwa 180 zwischen 20 und 45 Jahre alte Männer aus Elsen

zum Heeresdienst einberufen (S 94). Die Dorfchronik schreibt, sie seien „dem Ruf des Kaisers freudig“ gefolgt (D 111). Als Beleg für die reichsweite „Begeisterung“ des deutschen Volkes „für die gerechte Sache des Krieges“ (D 112) nennt der Dorfchronist überdies die Zahl von zwei Millionen Kriegsfreiwilligen bis Ende September 1914.

Etwas differenzierter äußert sich die Schulchronik zur Motivation der Elsener Bevölkerung: „Wie überall in deutschen Landen, so zeigen auch in Elsen die jungen Einwohner helle Begeisterung und die älteren ruhige Entschlossenheit“ (S 95). Neun Gefallene und zwei in Lazaretten verstorbene Soldaten waren bereits im ersten Kriegsjahr zu beklagen, und zwar bis auf eine Ausnahme alle an der Westfront in Frankreich und Belgien.

### **Nationales Pathos und grausame Realität**

Offensichtlich ohne jede skeptische Distanz existierte damals in Elsen im militärischen Bereich noch eine enge Kooperation von Staat und Kirche oder, wie man im Kaiserreich sagte, von Thron und Altar.

Bezeichnend dafür ist, dass der Wunsch der königlich preußischen Regierung, eine Jugendwehr zur Vorbildung für den Militärdienst ins Leben zu rufen, in Elsen durch die Initiative des damaligen Pfarrers Alpmann in die Tat umgesetzt wurde. Am 25. Oktober 1914 berief er eine stark frequentierte Versammlung zu diesem Zweck in den Saal Papenkorrdt (später Römerkrug) ein, in der sein Kaplan Elsing das Anliegen vortrug und die jungen Männer zum Beitritt zu der zu gründenden Jugendwehr aufforderte. Etwa 100 junge Männer ließen sich aufnehmen. Am Schluss der Versammlung gedachte Pfarrer Alpmann der gefallenen Soldaten, die hinausgezogen seien, „um für unser heiß geliebtes Vaterland zu kämpfen und zu sterben“ (D 113). Außerdem lobte er die angeblich unermüdlich um den Friedenserhalt bemühte Politik des „Allerhöchsten Kriegsherrn Kaiser Wilhelm II.“ (D 113). Die Versammlung schloss mit einem Hoch auf Kaiser und König und dem Absingen des gegen französische Expansionsbestrebungen gerichteten Liedes „Die Wacht am Rhein“, das mit den Worten „Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“ beginnt.

Alles in allem sind der herrschende Ton in der Versammlung und die Wortwahl des Dorfchronisten ein typisches Beispiel für jenes patriotische und monarchistische Pathos, das bereits den Schulkindern in frühester Jugend eingepägt wurde und das auch zu der unreflektierten Kriegsbegeisterung der jungen Männer beitrug. Josef Segin und Rolf Dietrich Müller haben durch Schriftvergleich herausgefunden, wer sich hinter dem anonymen Dorfchronisten der damaligen Zeit verbirgt. Es ist der eben erwähnte, aus Vörden stammende Kaplan Hein-



*Gardegrenadier Konrad Welslau  
Abbildung Heimat- und Verkehrsverein e. V.*

rich Elsing, der die Chronik von 1911 bis zum April 1917 führte.

Die Schulchronik, deren anonymer Verfasser von sich schreibt, er habe sechs Söhne zum Heeresdienst gestellt, hält sich von diesem Pathos weitgehend fern. Stattdessen zitiert sie aus Feldpostbriefen Elsener Soldaten. Sie klären einen allmählich immer größeren Teil der Elsener



*Konrad Welslau als Soldat in Frankreich (links hinten)  
Abbildung Heimat- und Verkehrsverein e. V.*

Bevölkerung unverblümt über die Realität des Krieges an der Front auf. Zugleich sind sie Zeugnisse für den bald einsetzenden schockhaften Desillusionierungsprozess gerade derjenigen, die mit Begeisterung in den Krieg gezogen waren.

So schreibt der Einjährig-Freiwillige Fritz Disselnmeyer aus dem Osten: „Krzeso, 15. 2. 1915.

Von der Post seit Wochen nichts. Immer wandern, zuerst im tiefen Schnee, jetzt im tiefen Dreck. Tiere und Menschen von Schmutz bedeckt. Unser Aufmarsch ist immer noch nicht beendet, wir sollen noch 70 km von der russischen Front sein. Die Russen müssen ohne Ruhe geflohen sein. Ostpreußen ist furchtbar zerstört. Wie furchtbar ist der Krieg! Freut Euch, dass Ihr den Feind nicht seht, dankt Gott auf den Knien, dass er zu Euch nicht kommt!“ In einem zweiten Brief des gleichen Verfassers, datiert am 25. 2. 1915 östlich von Suwalki in Nordostpolen, heißt es: „Wir liegen hier in einem unsäglich elenden Dörfchen ohne Brunnen, ohne Abort. Alles Wasser holen wir unter dem Eise hervor. Wie viele Menschen, wie viele Pferde mögen darin liegen! Daher auch die vielen Darmkranken. Murr nicht, wenn Ihr jetzt mal haushalten müsst! Ihr macht Euch keine Vorstellung davon, wie es in Ostpreußen aussieht. Ich hoffe zu Gott, dass ich Euch noch einmal davon erzählen kann, und bete um ein Wiedersehen“ (S 95).

Im Vergleich dazu spricht die Dorfchronik im Februar 1915 von einem „großen Siege in Ostpreußen“, der als „frohe Botschaft“ in Elsen alsbald durch die Kirchenglocken verkündet worden sei (D 115). Weiter heißt es: „Elsen nahm umso freudiger die Kunde auf, weil viele von hier dort mitgekämpft haben. Als Siegesbeute ergaben sich 100000 Gefangene, gegen 400 Geschütze und viel anderes Kriegsgerät.“

Die Gegenüberstellung macht deutlich, auf welcher unterschiedlichen Weise die damalige Elsener Bevölkerung an der „Heimatfront“ Kenntnis von dem Geschehen auf den Kriegsschauplätzen erhielt und sich dazu eine eigene Meinung bildete.

Eine Quelle waren die Feldpostbriefe, die, basierend auf dem konkreten Erleben und der individuellen Sicht der handelnden und leidenden Landser, ein realistisches, aber auch sehr ausschnitthaftes Wissen vermittelten, sozusagen einen „Blick von unten“. Die andere Quelle

waren die der Zensur unterliegenden offiziellen Verlautbarungen, deren Ziel nicht realistische Darstellung individueller Schicksale, sondern die Verbreitung von Kampfeswillen und Siegeszuversicht war.

Der Dorfchronist schließt sich diesem „Blick von oben“ im Stil des pathetischen Hurra-Patriotismus ganz und gar an, so wenn er als Fazit des ersten Kriegsjahres schreibt: „Voll Vertrauen gegen Gott und unsere Heeresleitung steht das ganze deutsche Volk einmütig da, mit dem festen Willen, Deutschland will und muss siegen, koste es, was es wolle“ (D 114).

### **Wirtschaftliche Folgen des Krieges im ersten Kriegsjahr**

Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges waren im Deutschen Reich, und so auch in Elsen, bereits im ersten Kriegsjahr spürbar, wenn auch längst nicht so gravierend wie in späteren Jahren.

Schon am 31. Juli 1914, einen Tag, bevor der Krieg durch die deutsche Kriegserklärung an Russland offiziell begann, mussten im Rahmen der Mobilmachung die Elsener Landwirte die zum Militär ausgehobenen Pferde abliefern (D 111), deren Fehlen sich natürlich bei der Ernte und der Feldbestellung in Zukunft schmerzlich bemerkbar machte.

In den kommenden Monaten wurde der Krieg in Elsen vor Ort vor allem durch mehrere aufeinander folgende Einquartierungen spürbar. Die Serie begann vom 1. – 14. September mit einem über 1000 Mann starken Bataillon des Reserveinfanterieregiments Nr. 220, das in einem leerstehenden Haus, in der Schule, in den Sälen der Gasthöfe und in Privatwohnungen einquartiert wurde. Die Rheinländer, vorwiegend aus der Gegend von Duisburg und Krefeld, benutzten den Acker des Landwirts Franz Schulze als Exerzierplatz zur Ausbildung der freiwilligen Rekruten.

Sofort nach dem Abzug des Regiments 220 kam ein ganzes Bataillon des Regiments 238 in Elsen an, diesmal Badenser aus der Gegend von Karlsruhe, die bis zum 11. Oktober blieben und dann zum französischen Kriegsschauplatz abrückten. Anders als bei der ersten Einquartierung mussten jetzt schon zwei der vier Kompanien von den Elsenern auch gepflegt werden, was sicherlich einer erheblichen Kraftanstrengung bedurfte (D 112).

Vom 7. Januar bis zum 1. Februar 1915 folgte schließlich ein Artillerieregiment, das später an der zweiten Masurenschlacht teilnahm (D 115).



*Lehrer Wilhelm Hucke als Offizier; Hucke kam 1920 aus dem Kreis Bromberg nach Elsen, wo er bis 1953 wirkte. Abbildung Heimat- und Verkehrsverein e. V./Ursula Schwaben*

## Das zweite Kriegsjahr

Die Darstellung des zweiten Kriegsjahres, also 1915, durch den Dorfchronisten ist vor allem durch zwei Bereiche bestimmt: Die für die Deutschen fast immer siegreichen Schlachten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und die deutlich zunehmenden Ernährungsprobleme in der Heimat.

Alein die Aufzählung der Schauplätze zeigt, dass der Krieg sich immer mehr ausweitete: Das Baltikum, Ostpreußen, Nordpolen, Weißrussland und Galizien im Osten, Serbien im Südosten und die französische Champagne im Westen. Fast überall im Osten meldet der Dorfchronist schnelles Vorwärtsdringen der Deutschen und ihrer Verbündeten. Im Westen dagegen ist von Durchbruchversuchen der Franzosen und Briten die Rede, die aber letztlich gescheitert seien. Hier wird bestenfalls indirekt angedeutet, dass seit dem Herbst 1914 die Fronten im Westen in Stellungskrieg und Materialschlachten erstarrten. Die großen militärischen Erfolge, schreibt der Dorfchronist, seien in Elsen durch festliches Glockengeläute gefeiert worden. Aber er kann nicht umhin, immer wieder den Tod oder die Gefangenschaft einzelner Elsener an allen Fronten zu vermelden.

Das bisherige Schicksal der aus Elsen stammenden Soldaten fasst er wie folgt zusammen:



*Schwere Maschinengewehrkompanie mit Anton, Bernhard und Konrad Welslau (Berlin, 24.11.1915)  
Abbildung Heimat- und Verkehrsverein e. V.*

„Zu Ende des Jahres 1915 waren aus unserer Gemeinde 311 Mann, teils Männer, teils Jünglinge zu den Waffen einberufen. 24 starben den Heldentod. 2 sind als vermisst gemeldet. 20 wurden mit dem „Eisernen Kreuze II. Klasse“ ausgezeichnet. 2 sind für tapferes Verhalten vor dem Feinde zum Vizefeldwebel befördert. 14 sind in Gefangenschaft geraten, 3 in Russland, 8 in Frankreich, 3 in England“ (D 120). Anders als im ersten Kriegsjahr war 1915 die Mehrheit der gefallenen Elsener Soldaten nicht mehr an der Westfront in Frankreich oder Belgien, sondern in Russland zu Tode gekommen.

## Schwierigkeiten der Nahrungsmittelversorgung

Die ständige Ausweitung der Fronten hatte die Rekrutierung von immer mehr Männern zur Folge, deren Arbeitskraft in der Heimat fehlte. Hinzu kam die alliierte Blockade, die Deutsch-

land von allen Einfuhren aus neutralen Ländern abzuschneiden versuchte. Witterungsbedingt, aber auch durch das Fehlen von Menschen und Pferden waren die Geteideernten in den beiden ersten Kriegsjahren relativ gering (D 113 und 117). Alle diese Faktoren führten ab 1915 zu erheblichen Schwierigkeiten der Nahrungsmittelversorgung. Die Verknappung der Vorräte hatte wiederum starke Preissteigerungen zur Folge, und sie war der Anlass zu weitgehenden Rationierungsmaßnahmen der Regierung (D 117).

Das vorhandene Getreide der Landwirte musste angegeben werden (D 115; S 96) und durfte nicht an das Vieh verfüttert werden. „Es wurden Brotmarken ausgegeben, worauf für jede Person über fünf Jahren  $\frac{1}{2}$  und unter 5 Jahren  $\frac{1}{4}$  Pfund Brot pro Tag verabfolgt wurde“ (D 115). Die Schulchronik schreibt dazu: „Leider war seitens des Militärs anfangs unverantwortlich mit dem Brot gehaust worden. Dank der späteren Einteilung sind wir glücklich mit den Vorräten unseres lieben deutschen Vaterlandes allein bis zur nächsten Ernte gekommen“ (S 96).

Beide Chroniken beklagen auch an Beispielen die erheblichen Preiserhöhungen für Nahrungsmittel aller Art, Futtermittel und Vieh, denen die Regierung teilweise mit Höchstpreis-erlassen Herr zu werden versuchte (S 100; D 116, 118 und 119).

Schließlich kam es auch zu einer Münzverschlechterung, denn im März 1915 wurden eiserne Fünf- und Zehnpfennigstücke in Umlauf gebracht (S 97).

### **Fazit**

Ein vorsichtiges Fazit der ersten beiden Kriegsjahre und ihrer Auswirkungen vor Ort könnte etwa so lauten: Militärisch zeigten sich zwar durchaus Erfolge, die offiziell entsprechend gefeiert und propagandistisch ausgewertet wurden, so dass bei vielen Deutschen bereits die Illusion eines in Kürze bevorstehenden siegreichen Kriegsendes aufkam (D 118).

Im Einzelnen gab es aber in Elsen schon in relativ vielen Familien Verwundete, Tote und Gefangene zu beklagen. Die Ernährungslage war auf dem Dorfe sicher noch besser als in den Großstädten, Einschränkungen waren jedoch durchaus zu spüren.

Den Nachdenklichen, die sich nicht allzu sehr von der Kriegspropaganda beeinflussen ließen, musste sich vielleicht schon die Frage stellen, wie lange das Deutsche Reich angesichts der Ausweitung der Fronten, der alliierten Blockade und des Mangels an Nahrungsmitteln und Rohstoffen einen weiteren Krieg würde durchhalten können.

*Günter Wißbrock*

Herzlich danke ich Josef Segin dafür, dass er mir die Bilder und seine Abschrift der handschriftlich überlieferten Schulchronik zur Verfügung gestellt hat.

### **Benutzte Literatur:**

Josef Segin/Rolf Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Chronik der Schule zu Elsen (1876 ff.), Stadtarchiv Paderborn, Signatur T 77

Wilhelm Hucke: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Georg Kotowski/ Werner Pöls/ Gerhard A. Ritter: Das Wilhelminische Deutschland. Stimmen der Zeitgenossen, Frankfurt am Main 1965

Ludger Grevelhörster: Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreichs, Münster 2004

Herfried Münkler: Der Große Krieg. Die Welt 1914 – 1918, Berlin 2013

## Elsen und der Erste Weltkrieg

### Teil 2: Die Jahre 1916 – 1918

#### Rückblick

Seit dem Beginn des Ersten Weltkrieges im August 1914 hatte sich die deutsche Kriegsführung an einem Plan orientiert, den Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen bereits 1905 entworfen hatte. Oberstes Ziel dieses Planes war es, einen Zweifrontenkrieg im Westen und im Osten für das Deutsche Reich zu vermeiden. Deshalb sah Schlieffen vor, dass das deutsche Heer unter Umgehung der französischen Festungen im Elsass nach schnellem Vordringen durch das neutrale Belgien die französischen Armeen umzingeln und in einer Entscheidungsschlacht besiegen sollte. Nach der erwarteten französischen Niederlage sollten die nun freigesetzten Truppen in den Krieg gegen Russland geführt werden, mit dessen langsamerer Mobilisierung man rechnete.

In der Realität gelang zwar der schnelle Vormarsch durch Belgien nach Nordfrankreich. Der Bruch der belgischen Neutralität bot aber Großbritannien den Anlass zum Kriegseintritt gegen das Deutsche Reich. Die deutsche Offensive blieb in Nordfrankreich stecken, ohne dass die Umfassung des französischen Heeres gelungen wäre. Der Bewegungskrieg wurde zum Stellungskrieg, der ungeheure Opfer an Menschen und Material forderte.



*Stellungskrieg im Schützengraben. Der hintere Soldat mit Maschinengewehr, der vordere mit einer Stielhandgranate. Beide mit Gasmasken.*

Im Osten erzielten der Oberbefehlshaber, General Paul von Hindenburg, und der Chef seines Generalstabs, Erich Ludendorff, bedeutende Erfolge gegen die russischen Armeen, wie etwa in der Umfassungsschlacht bei Tannenberg. Aber angesichts der Weite des russischen Raumes und des ungeheuren Menschenpotentials war Russland dennoch nicht endgültig besiegt.

Der Krieg zog sich also in die Länge, und mehr und mehr wurden an der Heimatfront, so auch in Elsen, die wirtschaftlichen Konsequenzen spürbar.

#### Der Kriegsverlauf des Jahres 1916

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz in Nordfrankreich beherrschten 1916 die monatelangen Kämpfe um eine Festung, Verdun, und an einem Fluss, der Somme (bei Amiens), das Bild. Auch in der Elsener Dorfchronik ist immer wieder die Rede von diesen beiden Kampfgebieten.

Die Auseinandersetzung um Verdun dauerte von Februar bis in den Dezember 1916 und kostete 360.000 Franzosen und 335.000 Deutschen, also insgesamt fast 700.000 Soldaten das Leben, ohne dass die „Hölle von Verdun“ letztlich eine Entscheidung brachte.



Deutsche Artillerie im Angriff auf die Festung Verdun

Besonders das Kernstück der Verteidigungsanlage von Verdun, das Fort Douaumont, wurde zum Symbol des sinnlosen Ringens ohne Sieger. Auch mehrere Elsener waren unter den Toten und Verwundeten. Die Mitteilung über den Tod eines Elsener Soldaten an seine Mutter, die mir freundlicherweise Frau Magdalena Hillebrand zur Verfügung stellte, sei hier als typisches Beispiel solcher Briefe zitiert:

Vittarville, den 28. Juni 1916

Frau Magdalena Mersch, Elsen bei Paderborn

Sehr geehrte Frau Mersch!

Dieses Schreiben legt mir die traurige Pflicht auf, Sie als Mutter von dem Tod Ihres Sohnes Konrad benachrichtigen zu müssen. Möge Gott Ihnen den richtigen Trost geben! Wir alle von der Abteilung verloren mit Ihrem Sohn einen guten, beliebten Kameraden. Er war allzeit pflichtgetreu bis in den Tod.

Es wird Ihnen ein Trost sein zu hören, dass er nicht gelitten hat wie so viele seiner im Gefecht verwundeten Kameraden, die infolge des äußerst heftigen Feuers nicht zurückgebracht werden konnten. Ihren Sohn traf die tödliche Granate auf dem Rückmarsch von Fort Douaumont. Seine Kameraden gaben ihm sein Grab in grünem Busch. Eine Fotografie der Grabstätte werde ich Ihnen durch die Abteilung senden. Nun tröste Sie Gott mit all den Müttern, die ihre Söhne dem Vaterlande zum Opfer bringen mussten.

Indem ich Ihnen mein tiefstes Beileid, zugleich im Namen aller seiner Kameraden, ausspreche, zeichne ich ergebenst

Lehnert

Leutnant und Abteilungsführer



Friedhof und Beinhaus der Gefallenen von Verdun in Douaumont

An der Somme rannten von Juni bis in den Winter Engländer und Franzosen in einer Gegenoffensive monatelang ohne durchschlagenden Erfolg gegen die deutschen Linien an. Rund 500.000 Deutsche, 420.000 Engländer und 200.000 Franzosen, insgesamt also mehr als eine Million Soldaten, fielen.

Wie in Verdun waren auch an der Somme mehrere Elsener unter den Toten und schwer Verwundeten, ebenso auf dem östlichen Kriegsschauplatz im russischen Wolhynien. Insgesamt waren 1916 10 gefallene Elsener Soldaten zu beklagen. Sieben kamen in französische und einer in englische Kriegsgefangenschaft. Unter den Toten war mit Ferdinand Eusterholz (43) auch ein Vater



Anton Welslau mit Kameraden während der Somme-Schlacht von fünf Kindern. Ein Elsener wurde mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse, 12 wurden mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet (D 129).

### **Wirtschaftliche Probleme im dritten Kriegsjahr**

Sehr viel massiver als bisher machten sich im dritten Kriegsjahr an der „Heimatfront“ die wirtschaftlichen Folgen des Krieges bemerkbar. Die staatliche Rationierung und Reglementierung der Nahrungsmittelversorgung, die 1915 mit der Einführung von Brotmarken begonnen hatte, wurde auf eine Fülle anderer Bereiche ausgedehnt. So wurden 1916 Fleisch-, Butter- und Eiermarken sowie Milchkarten eingeführt (D 128). Auch für Zucker, Seife und Seifenpulver wurden Ausweiskarten ausgegeben (S 102).

Höchstpreise wurden für Butter, Schweinefleisch und Kartoffeln festgesetzt. Bei anderen Nahrungsmitteln kam es zu starken Preiserhöhungen. Hausschlachtungen durften nur mit Genehmigung des Königlichen Landratsamts und allein zum genau bestimmten persönlichen Bedarf der Selbstversorger noch durchgeführt werden. Kernobst und Pflaumen wurden beschlagnahmt, um daraus Marmelade für das Heer zu produzieren (S 104).

Mehr und mehr zeigte sich auch das Bemühen der Behörden, knappe Güter durch andere zu ersetzen. So wurde zur Behebung des Ölmangels der Anbau von Sonnenblumen empfohlen. Die Schulkinder mussten Zeitungspapier sammeln, das anstelle von Holzwolle oder Stroh zur Füllung der Strohsäcke des Heeres verwendet werden sollte. Der im ganzen Lande herrschende Kohlemangel war allerdings nicht ersetzbar, so dass in der Elsener Schule bei strenger Kälte im ganzen Monat Februar 1916 der Unterricht ausfallen musste.

Im ganzen Deutschen Reich wurde dieser Winter als „Steckrübenwinter“ bezeichnet, womit auf den Nahrungsmittelmangel und den zunehmenden Rückgriff auf Ersatzstoffe angespielt wurde. Dieser Begriff taucht allerdings in den Elsener Chroniken nicht auf, wohl weil hier die Versorgung trotz aller Einschränkungen immer noch erheblich besser war als in den Großstädten, wo es teilweise zu regelrechten Hungersnöten kam.

### **Die Kriegsfinanzierung und ihre Folgen**

Langfristig äußerst negative Folgen hatte für alle Deutschen und damit auch für die Elsener die Art der Finanzierung des immer teureren Krieges.

Um den Durchhaltewillen der Bevölkerung nicht zu schwächen, entschied sich die Reichsregierung, die immensen Kosten des Krieges nicht durch höhere Steuern, sondern durch Krieganleihen aufzubringen, das heißt, durch Verschuldung bei den eigenen Bürgern. Von neun Krieganleihen, die im Abstand von jeweils sechs Monaten aufeinander folgten, waren im Herbst 1916 bereits fünf aufgelegt worden.



Werbeplakate als Aufrufe zur Zeichnung von Krieganleihe; linkes Bild: Hindenburg; rechtes Bild: Soldat mit Stacheldraht, Stahlhelm und Gasmasken

Durch groß angelegte Werbekampagnen, die an das patriotische Pflichtgefühl appellierten und eine Rückzahlung mit einer Verzinsung von 5% nach dem siegreichen Kriege versprachen, wurden auch in Elsen viele Bürger zur Zeichnung einer Anleihe bewegt. Die Elsen Schul Kinder erhielten schulfrei, um von Tür zu Tür zu gehen und Anleihezeichner zu werben.

Im März 1916 kamen so 7050 Reichsmark, im September aber nur noch 1500 Reichsmark zusammen.

Der Verkauf von Krieganleihen brachte dem Staat bis zum Kriegsende fast 100 Milliarden Reichsmark ein. Aber seit dem Frühjahr 1916 reichten diese Mittel nicht mehr aus, so dass der Staat Verbrauchssteuern erhöhte und vor allem durch Drucken von Papiergeld die Geldmenge aufblähte bei gleichzeitiger kriegsbedingter Verringerung des Warenangebots. Die Reichsmark besaß deshalb am Kriegsende kaum mehr als ein Drittel ihres früheren Wertes. Weil dann der Krieg verloren ging, man sich also nicht als Sieger bei den Unterlegenen bedienen konnte, sondern im Gegenteil hohe Kriegsentschädigungen zahlen musste, war der Grundstein für eine galoppierende Inflation gelegt. Sie kostete 1923 viele Deutsche und damit auch viele Elsen Mitbürger den größten Teil ihres Vermögens. Von ihren großzügigen Krieganleihen sahen sie nichts wieder.

### Der Krieg im Jahre 1917

Das Jahr 1917 gilt als ein Schlüsseljahr der neueren Weltgeschichte, weshalb man vorgeschlagen hat, von diesem Jahre an von „Zeitgeschichte“ zu sprechen. Die Begründung dafür ist eine doppelte: Einerseits der Eintritt der USA in den Krieg als Folge des uneingeschränkten deutschen U-Boot-Krieges und damit der Beginn der weltpolitischen Rolle Amerikas und andererseits die russische Oktoberrevolution, die zum Ausscheiden Russlands aus dem Kriege und zur Entstehung der kommunistischen Sowjetunion führte.

In der Elsen Dorfchronik findet nur das erste Ereignis kurz Erwähnung. Dafür werden aber die Berichte über das Schlachtgeschehen an allen Fronten immer detaillierter, seitdem vom Mai 1917 bis zum Jahre 1919 der Baugewerksmeister Bernhard Disselnmeyer die

Chronik führte. Gleichzeitig werden aber die Ausführungen zur Lage an der Heimatfront in Elsen immer knapper. Auch die Schulchronik lässt uns hier ganz im Stich.

Die Kriegsberichte der Dorfchronik zeigen auf erschreckende Weise, an wie vielen Fronten mit wie großem Einsatz an Menschen und Material und mit welcher Erbitterung im Jahre 1917 weiter gekämpft wurde – und das in einem Krieg, in dem Kaiser Wilhelm II. den Soldaten 1914 die Hoffnung gemacht hatte, sie würden bereits Weihnachten wieder zu Hause sein.

Heftige militärische Auseinandersetzungen mit den Briten gab es in Flandern um Ypern und Langemarck und in Nordfrankreich um Arras und Cambrai, mit den Franzosen an der Aisne in der Champagne, mit den Russen in Galizien und im Baltikum und mit den Italienern am Isonzo, dem Grenzfluss zu Österreich-Ungarn.

An allen Fronten führten nach Darstellung des Dorfchronisten Durchbruchversuche der Gegner Deutschlands und Österreich-Ungarns bestenfalls zu vorübergehenden Teilerfolgen, und sie wurden letztlich zurückgeschlagen. Der Chronist kann sich gar nicht genug tun mit der Rühmung der „Großtaten unserer herrlichen Truppen“ (D 148).

Dennoch schreibt er zum August 1917: „Mit diesem Monat gehen wir in das vierte Kriegsjahr. 3 Jahre = 1096 Tage haben nicht gereicht, diesen ungeheuren Weltbrand zu löschen... Neue Feinde haben sich zu den alten gesellt. Vier Fünftel der Welt sind gegen Deutschland und Österreich im Kriege. Von den 1600 Millionen Menschen stehen 1280 Millionen auf Seiten unserer Feinde“ (D 138).

Obwohl der Chronist also die strukturelle Unterlegenheit der Mittelmächte durchaus zur Kenntnis nimmt, schließt er seinen Jahresbericht dennoch mit einem optimistischen Ausblick:

„Was haben unsere Feinde in diesem Jahre erreicht? Nichts!“

Eisener Soldaten waren wieder an allen Fronten an den Kämpfen beteiligt. Nahezu in jedem Monat waren Gefallene, insgesamt 13, zu beklagen. Einige besonders tragische Fälle seien hier erwähnt. So musste Chronist Bernhard Disselnmeyer im Juni 1917 den Kriegstod eines zweiten Sohnes vermelden, dessen Bruder bereits 1914 gefallen war. Beide Brüder waren nur 19 ½ Jahre alt geworden (D 135).

Die Brüder Joseph und Heinrich Knoche fielen im August und im September 1917 in zwei aufeinander folgenden Monaten (D 138/140). In der Familie des Maurers Joseph Hoischen kam im Dezember 1917 der dritte und letzte Sohn zu Tode (D 150).



*Anton Welslau nach Verwundung im Lazarett in Tarnopol/Glizien*

### **Das Kriegsjahr 1918**

„Mit Kriegsgeschichten haben wir das vorige Buch geschlossen, mit Kriegsgeschichten müssen wir wieder das neue Jahr beginnen“, so fängt der Dorfchronist seine Darstellung der Ereignisse des Jahres 1918 an. Im ersten Augenblick klingt das so, als ob alles in

gewohnter Weise weitergehen würde, und doch brachte das Jahr 1918 in mehrfacher Hinsicht die unerwartete Wende.

Zuerst konzentriert sich der Chronist auf die Entwicklung an der Ostfront, wo im Februar 1918 der Waffenstillstandsvertrag mit Russland abließ und die Revolutionsführer Lenin und Trotzki durch eine erneute deutsche Offensive angesichts der drastischen Auflösungserscheinungen der russischen Armee gezwungen waren, den harten Diktatfriedensvertrag von Brest-Litowsk zu unterzeichnen. Durch Abtretungen entstanden auf dem Boden des ehemaligen Zarenreiches die neuen Staaten Finnland, Estland, Livland, Kurland, Litauen, Polen und die Ukraine. So kann der Chronist geradezu aufatmend schreiben: „Seit dem 3. März ist die Gefahr im Osten gebannt“ (D 156).

Nach dem Ende des Zweifrontenkriegs versuchte die Oberste Heeresleitung unter Aufbietung aller Kräfte durch eine gewaltige deutsche Offensive die endgültige Entscheidung an der Westfront herbeizuzwingen. Deshalb lesen sich die Berichte des Dorfchronisten bis zum Juli 1918 in gewohnter Weise: Deutsche Siege gegen Briten und Franzosen und Scheitern von deren Gegenoffensiven. Neu ist nur, dass auf der Seite der Franzosen jetzt auch afrikanische Kolonialtruppen und amerikanische Soldaten erwähnt werden.

Ab August ändert sich dann Schritt für Schritt, aber eigentlich doch recht plötzlich, der Grundton der Darstellung des Dorfchronisten. Zuerst heißt es, wegen der Übermacht der Gegner habe der Großteil der Geländegewinne der Frühjahrsoffensive wieder geräumt werden müssen. Bereits zum September wird die Lagebeurteilung dann sehr viel ernster, ja geradezu dramatisch.: „Ereignisse von ungeheurer Größe und unabsehbarer Tragweite haben sich in den letzten Wochen abgespielt. Das wandelbare Glück der Waffen ist den mit beispiellosem Heroismus um ihre Existenz kämpfenden Mittelmächten untreu geworden.“ Auch von einer „verhängnisvollen Wandlung zum Schlimmen“ ist die Rede (D 164).

Die Kapitulation Bulgariens, schwere Verluste der Türkei, die ständige Rücknahme der Front im Westen, die Erfolglosigkeit des U-Boot-Krieges gegen die massiven amerikanischen Truppen- und Materialtransporte sind die Fakten, die den Chronisten zu diesem Urteil geführt haben. Aber dass er dabei schicksalhafte Mächte wie das „wandelbare Glück“ und das „Verhängnis“ als Ursachen des Wandels benennt, zeigt, dass er sich die plötzliche Wende zum Negativen für Deutschland angesichts der vorher auch von ihm immer wieder reproduzierten offiziellen Siegespropaganda letztlich nicht erklären kann.

Friedensgesuche an den amerikanischen Präsidenten Wilson und ein anschließendes Waffenstillstandsabkommen, das am 11. November unterzeichnet wurde, leiteten das Ende des Krieges ein.

Noch in der letzten deutschen Offensive in Frankreich waren im Frühjahr 1918 fünf Elsener Soldaten gefallen, im ganzen Kriege 56.

Das Fazit des Dorfchronisten lautet: „Wie ganz anders hatten wir alle das Ende des Riesenkampfes erwartet, und wer hätte in den Augusttagen 1914 voraussehen können, dass nach vier Jahren voll angestrengten Kämpfen und Opfern eine so jähe und schreckliche Wendung des Waffenglückes uns bevorstände“ (D 166).

Den Ausbruch der Revolution am 8. und 9. November 1918 und den Sturz aller Monarchen im Deutschen Reich versucht er sich so zu erklären: „Der revolutionäre bolschewistische Geist wurde mit den aus dem Osten kommenden Truppen eingeschleppt. Dazu kamen die Unzufriedenheit und der sozialdemokratisch-spartakistische Geist“ (D 166). Die Unzufriedenheit im Volke und im Heere sei auch angefacht worden durch „die unerhört hohen Preise, die für Lebensmittel und Bedarfsartikel gefordert und bezahlt wurden, die teils wegen des herrschenden Mangels, aber auch andererseits aus Gewinnsucht hochgetrieben wurden“ (D 166).

Durch Elsen kamen seit dem Abschluss des Waffenstillstandsabkommens fast täglich zurückkehrende Truppen oder wurden dort in den Sälen der Wirte und in den Schulzimmern einquartiert.

Wie das Leben an der „Heimatfront“ in Elsen im letzten Kriegsjahr verlaufen war, darüber verliert der Dorfchronist kein Wort, aber die Schulchronik gibt einige Hinweise.

Zweimal forderten Epidemien gerade unter den jüngeren Einwohnern viele Todesopfer, im Frühjahr die Masern, im Herbst die reichsweit wütende „spanische Grippe“, oft mit Lungen- oder Rippenfellentzündung verbunden (S 112).

Außerdem macht ein Beispiel klar, wie desaströs die wirtschaftliche Lage inzwischen war: Die Elsener Schulkinder mussten zentnerweise Unkraut (Quecken) von den Feldern und Baumlaub sammeln, um dem Mangel an Pferdefutter abzuhelpfen. Der Unterricht durfte dafür ausfallen (S 112).

### **Schlussbemerkung**

Mit dem Waffenstillstand endete ein vierjähriges brutales Schlachten, das etwa 10 Millionen gefallene und vermisste und etwa 20 Millionen verwundete Soldaten zur Folge hatte, darunter 1,8 Millionen gefallene und 4,2 Millionen verwundete Deutsche.

„In keinem Krieg zuvor hatte es auch nur annähernd so viele Opfer gegeben. Dies lag weniger an der langen Dauer der Auseinandersetzung als an der verheerenden Wirkung neuartiger Waffen wie der schweren Artillerie, der Maschinengewehre, des Giftgases oder der Tanks, welche das massenhafte Töten überhaupt erst ermöglichten.“ (Ludger Grevelhörster)

Auch in unser Dorf hatte der Krieg unsagbares körperliches und seelisches Leid gebracht, ganz zu schweigen von den längerfristigen politischen und wirtschaftlichen Folgen für jeden einzelnen Bürger.

Aber das ist ein neues Thema – und ein weites Feld...

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Josef Segin/ Rolf Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Chronik der Schule zu Elsen (1876 ff.), Stadtarchiv Paderborn, Signatur T 77

Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Ludger Grevelhörster: Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreichs, Münster 2004

Brigitte Hamann: Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten, München 2004

Herfried Münkler: Der große Krieg. Die Welt 1914 – 1918, Berlin 2013

## „Maria, breit‘ den Mantel aus...!“ 20 Jahre Elsener Schutzmantelmadonna

### Idee, Realisierung und Weihe

Am 11. Oktober 2014 jährte sich zum zwanzigsten Male der Tag der feierlichen Weihe einer Schutzmantelmadonna auf dem Gelände der Gesamtschule Elsen an der Ecke Bohlenweg/ Am Schlengerbusch in Gegenwart zahlreicher Ehrengäste durch Pfarrer Hans-Jürgen Wollweber (Vgl. EN 124/ Weihnachten 1994).

Gruß- und Dankesworte sprachen damals Bürgermeister Willi Lüke und Josef Segin als Vorsitzender des Heimat- und Verkehrsvereins. Finanziell unterstützt wurde das Vorhaben durch die Volksbank Paderborn-Höxter und das Ehepaar Stamm.

In Auftrag gegeben worden war der Bildstock auf Anregung des damaligen Ortsheimatpflegers Willi Prior durch den Heimat- und Verkehrsverein Elsen. Der Paderborner Bildhauer Hubert Schulte hatte ihn als Relief an einer Stele aus Anröchter Grünsandstein gestaltet. Pfarrer Kämpchen hatte zugestimmt, dass der Bildstock aus der Platte eines Altars

gefertigt wurde,



*Nachbildung der Ravensburger Madonna in der Pfarrkirche in Wormbach/Sauerland*



der bei *Die Elsener Schutzmantelmadonna*

der Kirchenrenovierung 1970/71 beseitigt und in das Betonsteinwerk Johannes Happe an der Wewerstraße ausgelagert worden war. ( Aus den beiden Füßen dieses Altars wurde übrigens durch den gleichen Bildhauer der Gedenkstein für die am Ende des Zweiten Weltkrieges durch amerikanischen Artilleriebeschuss umgekommenen neun Personen im Hause Budde, Am Heiligenberg 50, hergestellt.) Als mögliche Anregung für seine Arbeit überreichte man Bildhauer Schulte neben anderen Abbildungen ein Foto einer Nachbildung der Ravensburger Schutzmantelmadonna aus der Turmkapelle der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Wormbach im Sauerland. Bei einem Besuch dieser Kirche war Herr Prior, der sich um die Erhaltung der Elsener Wegkreuze und Bildstöcke große Verdienste erworben hat, auf diese Statue aufmerksam geworden und hatte den Plan zur Errichtung einer Schutzmantelmadonna in Elsen an der Stelle eines ehemaligen Gelöbniskreuzes der Familie Hußmann gefasst.

Das Original der berühmten Ravensburger Madonna aus der Zeit um 1480 steht heute in der Skulpturensammlung der Staatlichen Museen in Berlin. Die Nachbildung in Wormbach ist bis auf die Farbgebung um eine getreue Kopie bemüht, erreicht aber etwa in der Darstellung der Mimik und der Haartracht der Personen nicht die Qualität des Originals. Versuchen wir nun aber zunächst die grundsätzlichen Fragen zu beantworten, welche Symbolik und welche Glaubensvorstellungen sich mit der Idee der Schutzmantelmadonna verbinden und wie es im Laufe der Geschichte zu verschiedenen typischen künstlerischen Darstellungsweisen dieser Idee gekommen ist.

### **Die symbolische Bedeutung des Mantels**

Das deutsche Wort „Mantel“, das im wörtlichen Sinne ein Übergewand zum Schutze gegen Kälte, Regen und Schmutz bezeichnet, ist von dem lateinischen Wort „mantellum“ (= Hülle, Decke) abgeleitet.

In übertragener, bildhafter Bedeutung veranschaulicht „Mantel“ daher auch eine schützende oder verbergende Umhüllung. So bietet der Mantel im positiven Sinne dem Fahrradschlauch Schutz, und auch Rohre, Kabel oder Geschosse sind häufig „ummantelt“. Wenn jemand dagegen etwas unter einem „Deckmantel“ tut, dann hat er Negatives im Sinn: Er will etwas „bemänteln“, also die Wahrheit verschleiern. Sollte außerdem jemand etwas Anstößiges mit dem „Mantel der Barmherzigkeit“ zudecken wollen, dann heißt das, dass er bewusst darüber hinwegsehen und nachsichtig darüber schweigen will.

### **Die Übertragung der Symbolik auf den Mantel Marias**

Im Mittelalter hat der Mantel als Symbol des Schutzes vor allem auch im Rechtswesen eine bedeutende Rolle gespielt. Uneheliche Kinder wurden adoptiert und legitimiert, indem der Vater sie symbolisch unter seinen Mantel nahm. Verfolgten, die unter dem Mantel hochgestellter Frauen Zuflucht suchten, konnte Asyl und Schutz gewährt werden. Ein Fürst oder Herr hatte das Recht, jemanden zu begnadigen, indem er dem Schuldigen seinen Mantel umhängte.

Diese Rechtssymbolik wurde im 13. Jahrhundert zunächst in schriftlicher, später auch in bildlicher Darstellung auf Maria und ihren - traditionell blauen - „Gnadenmantel“ übertragen. Dieses neue Bild Marias wurde vor allem durch die Orden der Zisterzienser und Dominikaner verbreitet. Die Übertragung lag nahe, weil man allgemein in den Heiligen einflussreiche Schutzpatrone und himmlische Fürsprecher sah und weil Maria als Mutter Jesu unter allen Heiligen den ersten Platz einnahm und deshalb als universelle Fürsprecherin verehrt wurde.

Auffällig ist, dass Maria, wenn sie als „Patronin“, „Fürsprecherin“ oder im „Salve regina“ lateinisch als „advocata nostra“ bezeichnet wird, mit lauter Begriffen aus dem römischen oder mittelalterlichen Rechtswesen charakterisiert wird. Das ist kein Zufall, denn die Hoffnung der mittelalterlichen Menschen, bei ihr Schutz zu finden, richtete sich keineswegs nur auf das Abwenden von Unglück und Not in dieser Welt, etwa der Gefahr für Leib und Leben oder dem Verlust von Hab und Gut, sondern vor allem auf ihre Fürsprache beim Jüngsten Gericht.

Diese doppelte Funktion Marias als Helferin in diesseitiger und jenseitiger Bedrängnis drückt ein bekanntes Kirchenlied so aus: „Segne du, Maria, segne mich, dein Kind, dass ich hier den Frieden, dort den Himmel find!“

Die Angst vor der ewigen Verdammnis und den Schrecken der Hölle war im Mittelalter groß. Dem stand die Hoffnung auf Erlösung durch den Heiland und das Vertrauen in die Fürbitter gegenüber. Auf Maria wurde die Erwartung gerichtet, dass sie ihren Sohn um Erbarmen

für die sündigen Menschen bitten würde und so der Zorn des strengen Richtergottes abgewendet werden könne.

Im Bilde der Schutzmantelmadonna verband sich also das Schutzbedürfnis vor den Heimsuchungen dieser Welt, vor Krankheit, plötzlichem Tod, Krieg, Missernten, Unfällen, Naturkatastrophen, Hunger und Armut, mit der Jenseitsfürsorge, der Sorge um das Seelenheil. Das Vertrauen, das aus den zahllosen Gebeten um Fürbitte sprach, fand in der Schutzmantelmadonna seinen bildlichen Ausdruck.

### Darstellungstypen

Im Laufe der Geschichte haben sich ganz bestimmte typische Darstellungsformen der Schutzmantelmadonna herausgebildet.

Häufig ist Maria ohne Jesuskind auf dem Arm dargestellt, weil sie mit beiden Händen den Mantel offen hält, wofür die oben bereits genannte aus Holz geschnitzte und farbig gefasste Ravensburger Madonna ein Beispiel ist.

Eine schlanke, sanft und gelassen, aber doch selbstbewusst blickende Muttergottes ist stehend in ganzer Gestalt zu sehen und in ein bis auf den Boden reichendes goldenes Gewand gekleidet. Schon durch diese Färbung des Kleides wird sie der himmlischen



Markdorfer Schutzmantelmadonna (1474)



Ravensburger Schutzmantelmadonna (um 1480)  
Sphäre zugeordnet. Darüber trägt sie einen kostbaren gemusterten und blau gefütterten Mantel mit einer dazu passenden schalartigen Kopfbedeckung. Der untere Teil dieses „Schals“ fällt schwungvoll über ihren Oberkörper. Mit beiden Händen öffnet sie den Mantel so weit nach außen, dass zu beiden Seiten ihres Unterkörpers Platz für kleine kniende und betende Frauen und Männer geschaffen wird, die sich an sie anschmiegen. In dem



*Madonna Platytera vom Portal der Abbazia della Misericordia, Venedig (1450)*

dass Maria beispielsweise mit fürbittend zusammengelegten Händen dargestellt werden kann und breiterer Raum für die Menschen unter dem Mantel entsteht. Eine Sonderform sind die so genannten „Pestbilder“. Hier soll der Mantel Schutz vor der Krankheit gewähren, die oft durch unheilbringende Pfeile symbolisiert wird. Ein Beispiel eines solchen Pestbildes findet sich auf dem Marienaltar der Pfarrkirche St. Johannes Evangelist in Bad Westernkotten, wo unter dem Mantel der Madonna die Schutz suchenden Überlebenden der großen Pest von 1635 stehen. Zu unterscheiden ist auch die Art der Charakterisierung der Schutzflehenden. Wenn Männer und Frauen wie in den ältesten Darstellungen ohne besondere Kennzeichnung erscheinen, wird Maria als die „Mutter aller“ angesehen. Später sind dagegen oft erkennbar Vertreter der geistlichen und weltlichen Stände unter dem Schutzmantel versammelt.

schmalen Raum zwischen Mantel und Kleid sind die Schutzflehenden so übereinander angeordnet, dass über der vordersten, voll sichtbaren Figur nur die Oberkörper bzw. die Köpfe der übrigen zu sehen sind, deren Blicke auf den Betrachter gerichtet sind. Insgesamt hält die Skulptur am mittelalterlichen Prinzip der „Bedeutungsgröße“ fest: Marta als die berühmtere und wichtigere Person muss auch körperlich größer sein als alle anderen. Die Markdorfer Madonna von Johannes Rueiland (1474) trägt dagegen das Jesuskind auf dem Arm, das den Mantel mit aufhält und sich zu den Schutzflehenden herabneigt. Dadurch tritt der Gedanke der Erlösung durch Christus stärker in den Vordergrund.

Eine andere Lösung haben unter byzantinischem Einfluss eine Reihe von Darstellungen des 14./15. Jahrhunderts aus Venedig gefunden: Das Jesuskind schwebt in einer Mandorla, einer mandelförmigen Glorie, vor Marias Brust.

Manchmal halten auch Engel den Mantel, so



*Altaraufsatz in der Pfarrkirche St. Johannes Evangelist, Bad Westernkotten*

Daneben gibt es auch Beispiele für Angehörige von Orden, Bruderschaften und Familien als Schutzflehende.

### **Die Elsener Schutzmantelmadonna**

Mit diesen weit ins Mittelalter zurückreichenden Traditionen der Idee der Schutzmantelmadonna und ihrer konkreten Darstellungsweisen hatte sich also der Schöpfer des neuen Elsener Bildstocks auseinanderzusetzen. Aber er konnte sie nicht einfach übernehmen, sondern musste sie der heutigen Zeit und den Vorstellungen seiner Auftraggeber anpassen. So kristallisierte sich in einem kontinuierlichen Diskussionsprozess, in den von Herrn Prior und Herrn Segin auch die Direktorin der Gesamtschule Elsen, Frau Greipel-Bickel, einbezogen wurde, gemeinsam mit Herrn Bildhauer Schulte allmählich ein Gestaltungskonzept heraus. Dabei spielte vor allem der vorgesehene Standort des Bildstocks auf dem Gelände einer Schule und an einer Kreuzung eine Rolle. Daraus ergab sich, dass man beschloss, nicht betende Erwachsene als unter dem Mantel Marias Schutz suchende Menschen darzustellen, sondern Schulkinder unterschiedlichen Alters und Geschlechts, die ja auf dem Wege zur Schule auch mannigfachen Gefahren des Verkehrs ausgesetzt sind.

Der untere Teil des Mantels Marias ist vollständig von der Gruppe der fünf Kinder verdeckt. Diese ist bewusst locker gefügt und etwa dadurch, dass ein Junge die Hand in die Hosentasche steckt, dem alltäglichen Verhalten heutiger Kinder angenähert. Auffällig ist aber, wie sehr im Übrigen die Haltung der Hände einen Eindruck von Gemeinschaft, Zusammenhalt und wechselseitigem Schutz erweckt. Die beiden kleinen Mädchen fassen sich gegenseitig an. Der Junge zur Rechten hat seine Hand auf die Schulter eines Mädchens gelegt. Ein anderer, größerer Junge hält seine Hand schützend vor den Oberkörper eines kleinen Mädchens. In die Gemeinschaft ist bewusst auch ein Junge einbezogen, bei dessen Kraushaar sich ein Migrationshintergrund vermuten lässt. Indirekt verbirgt sich daher in der Kindergruppe auch ein Aufruf, niemanden auszugrenzen, sondern sich um den jeweils anderen zu kümmern und ihn dadurch auch zu schützen.

Ein sozusagen innerweltlicher, irdischer Schutz der Kinder untereinander entspricht also dem himmlischen Schutz, den die verklärt lächelnde Gottesmutter gewährt. Dieser wird hier auf doppelte Weise symbolisiert: Sie nimmt die Kinder unter ihren Mantel, hält ihn aber nicht, wie in der Tradition üblich, mit den Händen offen, sondern bauscht ihn nur mit den Unterarmen, so dass sie zusätzlich die Handflächen zum Segensgestus über den Köpfen der Kinder öffnen kann.

Von der ihm als Anregung vorgelegten Abbildung der Ravensburger Madonna hat der Bildhauer eigentlich nur den Schwung des „Gewandschals“ über dem Oberkörper übernommen.

Die Büsche auf dem Schulgelände sind heute recht nahe an die Stele herangewachsen, so dass zwei in Großbuchstaben in den Stein eingemeißelte Inschriften wahrscheinlich nicht die gebührende Beachtung finden. Unten platziert ist sozusagen als Motto des ganzen Bildstocks die Bitte der Kinder: „Maria, Mutter der Menschen, nimm uns unter deinen Schutz“. Darüber steht kurz die Entstehungsgeschichte der Schutzmantelmadonna: „1994 wurde diese Madonna aus einem ehem. Altarstein der St. Dionysius-Kirche gehauen und an der Stelle eines alten Wegkreuzes errichtet.“

### **Schutzmantelmadonnen in den Nachbargemeinden**

Nebenbei sei zum Vergleich darauf hingewiesen, dass sich in unseren Nachbargemeinden Sande und Schloß Neuhaus weitere Beispiele dafür finden, wie sich heutige Bildhauer auf ihre jeweils eigene Weise mit der Tradition der Schutzmantelmadonna kreativ auseinandergesetzt haben.



*Schutzmantelmadonna vor der Kirche in Sande*

Aber die Art der Gestaltung ist ganz anders: Nichts von Lockerheit ist zu spüren, sondern im Gegenteil strengste Stilisierung in eckiger, an den Kubismus erinnernder Weise: Sechs völlig entindividualisierte betende Personen, die weder Alter noch Geschlecht erkennen lassen, stehen je zu dritt zu beiden Seiten unter dem Mantel der Madonna. Natürliche plastische Körperformen werden bewusst vermieden, Haltung und Gebärden der Personen sind ganz auf das Symbolische hin verdichtet. So wirkt die halbkreisförmig in einer überdachten Muschel aufgestellte Gruppe der segnenden Madonna mit ihren Schutzflehenden in ihrem Aufbau geradezu symmetrisch.

Eine kleinformatige Replik dieser Skulptur findet sich übrigens auf einem Grab auf dem nahegelegenen Schloß Neuhäuser Waldfriedhof.

Vor der Kirche in Sande steht auf einer schlanken, sich nach oben verjüngenden steinernen Rundsäule eine Schutzmantelmadonna in moderner, zum Teil geometrischer Formensprache. Die als Hexameter gefasste Inschrift auf der Säule „Dass der Bruder uns fiel, bedenkt es und wahret den Frieden“ macht deutlich, welche Funktion die Schutzmantelmadonna hier erfüllt: Durch Opfergedenken und Friedensmahnung ersetzt sie in unkonventioneller Weise das klassische Kriegerdenkmal.

Die Schutzmantelmadonna an der Ecke Mastbruchstraße/Schattenweg in Schloß Neuhaus hat mit der Elsener Madonna den Werkstoff Grünsandstein gemeinsam. Auch der Standort an einer Kreuzung in der Nähe zweier Schulen ist ähnlich.



*Schutzmantelmadonna in Schloß Neuhaus-Mastbruch*

## **Schlussgedanken**

Schutz und Sicherheit sind aus der Erfahrung der steten Daseinsgefährdung erwachsene Grundbedürfnisse der Menschen. Seit Jahrhunderten haben sie versucht, dafür auch den Beistand des Himmels zu erleben.

Heute kommen vielfältige weltliche Institutionen diesen menschlichen Bedürfnissen entgegen. Der Staat verspricht durch Polizei, Justiz und Armee Schutz vor Kriminalität und Krieg. Parteien verwenden im Wahlkampf bevorzugt Parolen wie „Sicherheit für alle“. Ärzte und Krankenhäuser dienen der Fürsorge bei Gesundheitsgefährdungen. Versicherungen und Automobilclubs bieten Schutz und Hilfe bei einer Fülle von denkbaren Gefahren an.

Sooft es aber auch versprochen wird, letztlich ist jedem bewusst, dass es im Diesseits endgültige Sicherheit niemals geben wird, jenem Diesseits, das natürlich zugleich auch die Grenze aller innerweltlichen Schutzversprechen bezeichnet.

Alle erwähnten Institutionen haben auf die weitergehenden Fragen der Menschen zu einem Weiterleben nach dem Tode und zu einer Rechenschaft über das diesseitige Leben beim Jüngsten Gericht naturgemäß keine Antwort. Aber sie rechnen durchaus mit einem Bestand von oft halb vergessenen religiösen Vorstellungen bei den Menschen. Würden die Werbestrategen der Versicherungen und des ADAC sonst von „Schutzengeln“ und „Gelben Engeln“ reden?

Interessant ist in unserem Zusammenhang eine Zeitungsmeldung aus jüngerer Zeit (FAZ, 23. 7. 2014) über ein Wiederauftauchen des Schutzmantelmotivs auf vielerlei Bildern an einer zunächst unerwarteten Stelle, nämlich auf dem Majdan, dem Unabhängigkeitsplatz in Kiew, der durch die großen Demonstrationen für mehr Demokratie in der Ukraine bekannt geworden ist.

Vom 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert hatte es am unteren Dnjepr einen weitgehend von Russland unabhängigen Staat ukrainischer Kosaken gegeben. Um sich von den Russen abzugrenzen, hatte man damals die auch in der russisch-orthodoxen Kirche populäre Darstellung der Schutzmantelmadonna verändert: An die Stelle der Figuren, die die Muttergottes in der traditionellen russischen Variante unter ihrem ausgebreiteten Mantel barg, nämlich hohe Angehörige des orthodoxen Klerus und die Zarenfamilie, hatte man kosakische Offiziere gesetzt.

Hier verbinden sich religiöse und nationale Symbolik und tragen zur Identitätsfindung der heutigen Ukrainer bei. Die Verknüpfung von Marienkult und Kosakenerbe ist im Festkalender der Ukraine festgeschrieben, denn das religiöse Fest des Schutzmantels der Gottesmutter im Oktober fällt auf den „Tag des ukrainischen Kosakentums“, einen staatlichen Gedenktag. Kein Zufall also ist es, dass in der tiefsten Krise des Landes der Gedanke an die Schutzmantelmadonna eine Wiederbelebung erfährt.

*Günter Wißbrock*

## **Benutzte Literatur:**

Aloys Butzkamm: Christliche Ikonographie. Zum Verstehen mittelalterlicher Kunst, Paderborn 1997

Elsener Nachrichten 124 (1994)

Herbert Haag u.a.: Maria. Kunst, Brauchtum und Religion in Bild und Text, Freiburg 1997

Lexikon der christlichen Ikonographie, Band 4, Freiburg 1972

Gerhard Liedtke: Bildstöcke und Wegekreuze in Paderborn, Paderborn o. J.

Bernhard Starke/Heinz Reperich: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Wormbach, Wormbach o. J.

## Spionage- und Sabotagefurcht zu Beginn des Ersten Weltkrieges Folgen von Gerüchten und Hysterie

Jahre runder Jubiläen sind immer wieder „Aufmerksamkeitsfenster“ für geschichtlich Gewordenes, über das vorher und nachher oft nicht viel nachgedacht wird. So war es auch im Jahre 2014, als die hundertjährige Wiederkehr den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erneut in den Blick der Öffentlichkeit, der Geschichtswissenschaft und besonders auch der Medien geraten ließ.

Schon die Fixierung auf das Jubiläumsjahr brachte es mit sich, dass weniger der Gesamtverlauf des Krieges von 1914 bis 1918 als sein Beginn mit seinen tieferen Ursachen, mit der Schuldfrage und der Reaktion der Menschen auf den Kriegsausbruch im Mittelpunkt des Interesses stand.

Die Reaktion der Menschen im Deutschen Reich war in den Schulgeschichtsbüchern viele Jahre lang sehr vordergründig und einseitig als euphorische Kriegsbegeisterung angesichts der gemeinsamen festen Überzeugung, zu Unrecht angegriffen zu sein, dargestellt worden. Neuere Forschungen haben ergeben, dass die Begeisterung selbst für einen kurzen Verteidigungskrieg wohl doch nicht so groß war, wie es über Jahrzehnte geschildert wurde. Schon der panikartige Ansturm auf Banken und Lebensmittelläden spricht eine andere Sprache:

Angst vor der ungewissen Zukunft konnte sich nur nicht so deutlich artikulieren wie die Jubelarien auf spontanen oder offiziellen Kundgebungen.

Ein anderes kam hinzu: Mit der kriegsbedingten Zerteilung der Menschen in Freunde und Feinde durch die staatliche Propaganda kam eine Atmosphäre des Misstrauens auf, die in jedem Ausländer und in jedem inländischen Andersdenkenden einen potentiellen Spion oder Saboteur sah.

Dieses Misstrauen zeigte sich auf drei Ebenen: Erstens in den meist als „geheim“ eingestuft offiziellen staatlichen Erlassen und Verfügungen und den daraus folgenden Maßnahmen, zweitens in der - allerdings zensierten – Berichterstattung der Presse und drittens in den oft durch Gerüchte bewirkten Reaktionen der Bevölkerung. Zwischen den drei Ebenen gab es aber durchaus auch Verbindungslinien, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

### Offizielle Maßnahmen gegen Spionage, Sabotage und politische Antikriegsagitation

Der staatliche Instanzenweg für unseren Raum war damals so geregelt, dass Reichs- oder Provinzialbehörden ihre Erlasse und Verfügungen an den Amtmann in Neuhaus richteten, der sie wiederum an die Gemeindevorsteher des Amtes weiterreichte, die durch Unterschrift ihre Kenntnisnahme zu bestätigen und das Geforderte zu veranlassen hatten. Diese Unterlagen sind in einer Akte des Amtes Neuhaus mit der Aufschrift „Geheim. Vertraulich“ gesammelt und können im Stadtarchiv Paderborn eingesehen werden.

So hat die im Folgenden zitierten Schriftstücke auch der damalige Elsener Gemeindevorsteher, der Landwirt Joseph Schlenger, abgezeichnet, und er war in Elsen für die Durchführung vor Ort verantwortlich. Auf welche konkrete

*Joseph Schlenger, Gemeindevorsteher 1901 - 1916*



Weise Schlegler die von ihm verlangten Maßnahmen in Eisen in die Tat umsetzte, ist allerdings leider nicht überliefert, vor allem wohl wegen der strikten Geheimhaltungsvorschriften.



Bereits am 10. Juni 1914, also fast drei Wochen vor der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Frau in Sarajewo am 28. Juni, die den eigentlichen Kriegs Anlass bildete, erging eine Anordnung des Oberpräsidenten von Westfalen, „im Falle eines Krieges oder drohender Kriegsgefahr“ Listen über „als politisch unsicher anzusehende Personen“

*Zeitungsmeldung (Extrablatt) vom Attentat in Sarajewo*

anzulegen. Darin seien Personen aufzunehmen, „von denen zu befürchten ist, dass sie dem Feinde durch Spionagedienste, Zerstörung unserer Eisenbahnen, Brücken, Telegraphen- und Fernsprechanlagen Vorschub leisten oder unsere Mobilmachung durch Aufreizen der Bevölkerung zu Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen die Mobilmachungsanordnungen zu stören versuchen werden.“ Gemeint waren also potentielle Spione, Saboteure und politische Agitatoren, von denen man Geheimnisverrat, Zerstörung der besonders verletzlichen kriegswichtigen Infrastruktur in den Bereichen Verkehr und Kommunikation und politischen Widerstand gegen den Krieg befürchtete. Am 29. Juli 1914, drei Tage vor der deutschen Kriegserklärung an Russland am 1. August, wurde in einem weiteren Schreiben des Oberpräsidenten konkretisiert, wie mit den in den Listen aufgeführten Personen zu verfahren sei. Innerhalb von 12 Stunden nach der Erklärung des Kriegszustandes seien mögliche Spione und Saboteure ohne Gerichtsverfahren zu verhaften und Agitatoren zu beobachten bzw. bei tatsächlicher Antikriegsagitation ebenfalls festzunehmen.

Am 30. Juli, dem Tag der russischen Generalmobilmachung, folgte ein Schreiben der Kaiserlichen Oberpostdirektion in Minden, dessen Kenntnissnahme Elsens Gemeindevorsteher Schlegler am 12. August bestätigte. Darin heißt es: „Wie es in politisch gespannten Zeiten nicht ausgeschlossen ist, dass der Feind mit Hilfe von Spionen usw. versuchen wird, durch Sprengung von Eisenbahnbrücken, Bahnhöfen usw. Verwirrungen hervorzurufen und die Mobilmachung zu verzögern, so kann auch mit einem ähnlichen Vorgehen gegen die Telegraphen-Anstalten und wichtigen Linienzüge gerechnet werden.“ Anschließend werden konkrete Maßnahmen durch die jeweiligen Gemeindevorsteher angeordnet. Es wird ersucht, „das unterstellte Wegepersonal anzuweisen, bei drohender Kriegsgefahr und im Mobilmachungsfall dem unversehrten Zustande der Telegraphenlinien und Leitungen verschärfte Aufmerksamkeit zuzuwenden“ und jede Störung unverzüglich zu melden.

Hinzu kam am 27. November 1914 eine weitere Anordnung des Oberpräsidenten, zum „Schutze der vorhandenen Lebens- und Futtermittelvorräte“ „größere Kornspeicher, Mühlen,

Getreide-, Lebens- und Futtermittellager durch Polizeimannschaften, Feuer- und Bürgerwehren“ bewachen zu lassen.

Hier zeigt sich, dass die Behörden schon wenige Monate nach Kriegsbeginn befürchteten, dass die Verpflegung von Menschen und Tieren auf Dauer Probleme bereiten würde, dass also neben der Infrastruktur mit der Nahrungsmittelversorgung ein zweiter Bereich das Deutsche Reich im Kriege besonders verletzlich machen könnte.

### **Spionage und Sabotage als Thema in der regionalen Presse**

Die führende Tageszeitung im Raum Paderborn und damit auch in Elsen war damals wie heute das „Westfälische Volksblatt“. Hier nahm in den Tagen um den Kriegsausbruch das Thema Spionage und Sabotage einen relativ breiten Raum ein.

Bereits am 2. August 1914, einen Tag nach der deutschen Kriegserklärung an Russland, war eine Meldung mit „Russische Spione und Agenten“ überschrieben. Darin heißt es: „Nach zuverlässigen Nachrichten bereisen russische Offiziere und Agenten in großer Zahl unser Land. Die Sicherheit des Deutschen Reiches fordert, dass aus patriotischem Pflichtgefühl heraus neben den amtlichen Organen das gesamte Volk unbedingt dazu mitwirkt, solche gefährlichen Personen unschädlich zu machen. Durch rege Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht kann jeder an seiner Stelle zum glücklichen Ausgang des Krieges beitragen.“



*In Berlin als angebliche Spione festgenommene Russen*

Sofern dieser Meldung Tatsachen zugrunde lagen, war natürlich in Kriegszeiten die Aufmerksamkeit aller Bürger vonnöten. Gleichzeitig aber konnte eine solche Nachricht auch gefährliche Folgen haben: Misstrauen wurde gesät, Verdächtigungen auch gegen Unschuldige wurden Tür und Tor geöffnet, unprofessionelle, laienhafte und hysterische Reaktionen und falsches Heldentum aus „patriotischem Pflichtgefühl“ wurden geweckt. Ausdrücke wie „unschädlich machen“ boten einen weiten Interpretationsspielraum, der Gewaltanwendung nicht ausschloss.

Am folgenden Tage, dem 3. August, meldete die Zeitung einen konkreten Spionagefall, der wie ein Vorläufer von heutigen Praktiken der amerikanischen NSA wirkt: „In Bremen erkletterten russische Spione ein Dachgestänge, schalteten sich in die Anschlussleitung des Bezirkskommandos ein und belauschten die Gespräche. Auch in die Telegraphenleitungen Bremen – Wilhelmshaven haben sich Spione eingeschaltet gehabt.“ An diese Meldung

schloss sich ein Appell an: „Die Hausbesitzer, auf deren Häusern Telegraphengestänge stehen, werden dringend ersucht, Personen, die sich nicht durch die ausgestellten amtlichen Ausweiskarten legitimieren können, den Zutritt zu den Gestängen zu verweigern und gegebenenfalls sofort der Polizei- oder Militärbehörde Nachricht zu geben, damit solche Personen verhaftet werden.“

Wieder hieß es also für die Bevölkerung: Augen auf! Andererseits sollte man in mancher Hinsicht lieber nichts sehen, denn Meldungen über Truppenbewegungen wurden z. B. grundsätzlich untersagt.

Umso mehr war die aufgeheizte Atmosphäre des Kriegsausbruches ein überaus günstiger Nährboden für Gerüchte. Dazu schrieb das „Westfälische Volksblatt“ am gleichen 3. August 1914: „Alarmanachrichten, die deren Verbreiter niemals verantworten können, treten jetzt in diesen Tagen der Aufregung und des Ernstes in großer Zahl auf. Was wurde nicht alles im Laufe des gestrigen und des heutigen Tages kolportiert! Auf den Kaiser war ein Attentat verübt worden, der Kronprinz erhielt einen Streifschuss, dem Prinzen Oskar wurde eine Wange durch ein Geschoss weggerissen. Ein Infanterieregiment sollte von den Russen völlig vernichtet worden sein. Gumbinnen wäre in Brand geschossen. Präsident Poincaré wäre erschossen, Luxemburg sei von den Franzosen besetzt.“

An die Vernunft appellierend und sich distanzierend, kommentierte das die Zeitung so: „Diese Vorfälle häufen sich in solcher Zahl, dass wir nur wiederholt dringend dazu mahnen können, doch ja Ruhe und Besonnenheit zu wahren und nicht allen Gerüchten und Schwätzereien zu glauben. Die Tage sind zu ernst und die Erregung des Volkes schon dergestalt, dass es unverzeihlich, ja geradezu verbrecherisch ist, sie noch weiter durch vage Gerüchte zu steigern.“ Deshalb werde die Zeitung pflichtgemäß die eintreffenden Nachrichten sorgfältig sichten und nur verbürgte Meldungen bringen.

Hier äußern sich auf bezeichnende Weise die ambivalenten Möglichkeiten der Presse: Sie konnte durch ungeprüfte Sensationsmeldungen die Stimmung weiter anheizen, aber auch durch Appelle zur Besonnenheit abwiegelnd wirken.

### **Auswirkungen von Spionagefurcht und Gerüchtemacherei in der Öffentlichkeit**

In den Tagen der Kriegserklärungen und der Mobilmachung, in denen viele junge Männer den Einberufungsbefehl zum Wehrdienst erhielten, gewann auch in unserem Raum die Furcht vor Spionen und Saboteuren vornehmlich durch Gerüchte ständig neue Nahrung. So hieß es, in Paderborn seien zwei russische Offiziere als Spione entlarvt und auf den Schießständen in der Stadtheide erschossen worden. Zum Schutze der Eisenbahn und ihrer Wasserleitung bei Neuenbeken gegen Sabotage wurden bewaffnete Straßenwärter eingesetzt. Die Polizei führte auf den Straßen gründliche Personen- und Fahrzeugkontrollen durch, wobei fremde Gesichter, Ausländer und ungewöhnlich „vermummte“ Personen als am meisten verdächtig erschienen.

Ein besonderes Gerücht machte reichsweit Furore und führte zu teils eher komisch anmutenden, teils tragischen Folgen. Es besagte, dass 80 französische Offiziere, in preußischen Uniformen verkleidet, als Agenten in einer Geheimaktion in schweren Limousinen in Deutschland unterwegs seien, um Gold zu ihren Verbündeten nach Russland zu schaffen. So hatte es das Düsseldorfer Regierungspräsidium in einem Telegramm an das Innenministerium am 3. August verbreitet. Die daraufhin überall losbrechende Jagd auf die „Goldautos“ störte schließlich die Mobilmachung und wurde am 7. August vom Generalstab verboten.

Dieses Gerücht hatte alle Eigenschaften, um bei der Bevölkerung höchste Aufmerksamkeit zu erregen: Neben der Magie des Goldes mag dabei die weit verbreitete Angst vor einer „Einkreisung“ des Deutschen Reiches durch seine benachbarten Feinde und vor einem

Zweifrontenkrieg im Osten und Westen eine Rolle gespielt haben. Zugleich hofften sicher auch Zivilpersonen, sich auf diese Weise nationale Meriten erwerben zu können.

Als Beispiel für die eher komischen Formen der „Goldautojagd“ mögen hier die Ereignisse im oberbayrischen Steingaden dienen, das im voralpinen „Pfaffenwinkel“ unweit der berühmten Rokoko-Wallfahrtskirche in der Wies im heutigen Kreis Weilheim-Schongau gelegen ist.

Martin Promberger hat in einer Broschüre unter der Überschrift „Steingaden macht mobil“ Tonbandmitschnitte von Erzählungen seines Vaters veröffentlicht, der als 17jähriger Zeitzeuge und Teilnehmer der dortigen Ereignisse war. Die „Schongauer Nachrichten“ haben sie am 22./23. März 2014 auf einer Sonderseite zum Beginn des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren nachgedruckt.

In Steingaden war das Gerücht in der folgenden Variante angekommen: Franzosen brächten in mehreren Autos Gold aus der Schweiz über Österreich und Füssen nach Norden.

Am Morgen standen deshalb aufgeregt redende Menschen auf dem Marktplatz, dem „Hof“. Man hörte, Franzosen würden einmarschieren, man müsse ihnen auf jeden Fall den Durchmarsch durch Steingaden versperren. Frauen, die gerade von einer Beerdigungsmesse aus der Kirche kamen, errichteten aus Balken Barrikaden. Immer mehr Leute mit allen möglichen Waffen strömten herbei.

Andere holten sich aus dem Forstamt, während der Förster noch schlief, Gewehre aus seiner Sammlung alter Waffen, ohne dass sie die dafür nötige Munition hatten. Ein Leiterwagen wurde so bereitgestellt, dass er, wenn die Franzosen kämen, als Sperre auf die Straße geschoben werden könnte. Der Postwagen wurde von Frauen schon für ein Gefährt der Franzosen gehalten. Die Lehrersfrau erzählte den Kindern, jetzt kämen die Franzosen und würden sie alle massakrieren. Eine andere Frau kaufte Pfeffer, um ihn den erwarteten Franzosen ins Gesicht zu werfen.

Ein junges Mädchen radelte, natürlich ergebnislos, den vermeintlichen Franzosen als Kundschafterin entgegen. Einige Erwachsene und ein paar Jungen legten sich an der Zufahrtsstraße bewaffnet auf die Lauer. Einer von ihnen wusste mit dem Gewehr überhaupt nicht umzugehen. Als sich nichts tat, marschierten sie, den „guten Kameraden“ und „Die Wacht am Rhein“ singend, zurück ins Dorf. Dort hatten sich die Leute schon wieder verlaufen, weil sich kein Franzose hatte blicken lassen. Aber ein Gartenhäuschen an der strategisch wichtigen Brücke wurde zum ständig bewachten Standquartier umfunktioniert. Man schlug vor, dort tagsüber zwei Wachen zu postieren, nachts aber drei, damit sie sich mit Kartenspielen die Zeit vertreiben könnten.

Weil nach einiger Zeit das Gerücht aufkam, die Franzosen kämen nun doch, mussten potentielle jugendliche „Helden“ mühsam von unüberlegten Handlungen zurückgehalten



*Ehemalige Prämonstratenser-Klosterkirche St. Johannes Baptist, Steingaden*



Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung, Kleinenberg

werden. An der Brücke, wo die Hauptwache war, war auch ein großes Leinentuch mit der französischen Aufschrift „Attention, ici on tire!“ (Achtung, hier wird geschossen!) gespannt.

Allmählich beruhigte sich alles wieder. Aber selbst der Wallfahrtspriester aus der Wieskirche wurde im Orte Peißenberg zeitweilig als vermeintlicher Spion inhaftiert, weil er verdächtigerweise mit dem Fahrrad unterwegs war, so sehr war das Misstrauen damals im Volk verbreitet.

Anders als in dieser bayerischen Burleske hatten das Gerücht und die hysterischen Reaktionen darauf im hiesigen Wallfahrtsort Kleinenberg tödliche Folgen.

Die 11-jährige Erika Buddeberg (1902 – 1914), Tochter des stadtbekanntesten Textilfabrikanten und Kommunalpolitikers Ernst Buddeberg und seiner Frau Agnes aus Bielefeld, hatte einige Wochen im Hause ihres Patenonkels Professor Dr. Alfred Lohmann in Marburg verbracht.

Am 2. August, dem Tage der Mobilmachung, sollte das Mädchen mit seiner Mutter durch einen Chauffeur mit dem Auto nach Bielefeld zurückgebracht werden. Der Wagen wurde mehrfach unterwegs angehalten, da man in den Insassen verkleidete Russen vermutete. In Kleinenberg aber fielen mehrere Schüsse, die Erika Buddeberg tödlich durch die linke Brust trafen. Vorher war von Arolsen angerufen worden, ein als Zigeunerin verkleideter Spion mit einer Wachspuppe sei unterwegs, der Wagen sei unbedingt anzuhalten.

Daraufhin waren nicht etwa Erntewagen quer über die Straßen gestellt worden, sondern der Kriegerverein hatte seine sechs Gewehre und scharfe Munition verteilt. Wer letztlich der Schütze war, kam nach oberflächlichen Untersuchungen nicht heraus. Überall hatte man auch hier schon länger Autos aufgelauert, die angeblich einige Milliarden in Gold von Frankreich nach Russland bringen sollten.

In Paderborn wurde das Auto der Mutter mit ihrem toten Kind noch einmal angehalten, weil es auch dort durch einen Anruf aus Arolsen als verdächtig angekündigt worden war. Um



Grabinschrift für Erika Buddeberg (Foto: P. Salchow, Die Warte, Heft 163 (2014), S. 24)

die Mutter vor weiteren Unannehmlichkeiten zu bewahren, wurde ihr nach der Kontrolle ein uniformierter Polizeibeamter als Schutz bis zum Endziel Bielefeld mitgegeben. Auf ihrem Grabstein auf dem Bielefelder Sennefriedhof wird Erika Buddeberg als „erstes unschuldig Opfer des Weltkrieges“ bezeichnet.

### **Schlussgedanken**

Was vor über 100 Jahren aus Spionage- und Sabotagefurcht und durch den Glauben an ungeprüfte Gerüchte geschah, scheint auf den ersten Blick eine längst vergangene Episode zu sein.

Aber seit den Enthüllungen von Edward Snowden wissen wir, dass Spionage selbst in Friedenszeiten und auch unter „befreundeten“ Staaten heute allgegenwärtig ist, bis zum Abhören des Handys der Bundeskanzlerin. Die globale digitale Revolution hat dazu die technischen Voraussetzungen geschaffen. Diese Technik ist jedoch anfällig für Sabotage, denn auch „Hacker“ können sich den Zugriff auf ungeheure Datenmengen verschaffen. Man spricht sogar vom elektronischen Krieg, dem „Cyberwar“.

Informationen sind über das Internet in unbegrenzten Mengen erreichbar. Aber es besteht mehr denn je auch die Gefahr der Desinformation. In einem Kommentar der „Frankfurter Allgemeinen“ (FAZ, 12. 1. 2015) hieß es vor einiger Zeit dazu: „Das Internet hat sich in den vergangenen Jahren zu einer gewaltigen Empörungsmaschine entwickelt, einer Gerüchte-schleuder, zu einem Propagandavehikel für jede noch so obskure Theorie. Die eingebil-dete Wahrheit verdrängt die Fakten, eine scheinbare Welt die Realität.“ Zum Beispiel gebe es „Zehntausende“, die aufgrund von anonymen Behauptungen im Internet glaubten, „die Täter von Paris seien nicht radikale Islamisten gewesen, sondern westliche Islam-Hasser.“

Gefährlich wird es immer dann, wenn etwa in sozialen Medien wie „Facebook“ ungeprüfte Gerüchte und Verschwörungstheorien mit dem Aufruf zum Handeln verbunden werden und dadurch viele Einzelmenschen oder ganze Gruppen zu unüberlegten oder hysterischen Reaktionen verleitet werden.

Das wohl schlimmste Beispiel aus jüngerer Zeit für eine folgenreiche Aktion aufgrund bloßer Vermutungen ist der Irak-Krieg. Die offizielle Begründung für seinen Ausbruch, die angebliche Existenz von Massenvernichtungswaffen, erwies sich nach langen Kämpfen mit vielen Toten bekanntlich als falsch.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Klaus-Jürgen Bremm: Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2013

Anton Holzer: Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914 - 1918, Darmstadt 2014

Karl Hüser (Hrsg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Band 3, Paderborn 1999

Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora – Geschichte des Ersten Weltkrieges, München 2014

Matthias Müller von Blumencron: Unsere tägliche Desinformation, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.1.2015

Martin Promberger: Als Steingaden die Franzosen stoppen wollte, in: Schongauer Nachrichten, 22./23.3.2014, Sonderseite

Peter Salchow: „Das erste Blut im Kriege“ – Der Tod der Erika Buddeberg am 2. August 1914 in Kleinenberg, in: Die Warte 163/Herbst 2014, S. 23 - 25

Henner Schmude: Zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges – Die ersten Tage im August 1914 in und um Paderborn, in: Die Warte 57/ Ostern 1988, S. 25 - 27

Westfälisches Volksblatt, 2. - 4.8.1914

# Kriegerdenkmäler und Kriegsrealität

## Zur steingewordenen Gedenkkultur in Elsen

### Eine Fülle an Gedenkzeichen

Wenn man einmal danach fragt, an welchen Orten und mit welchen Zeichen in Elsen der Kriegstoten gedacht wird, dann ist man überrascht über die große Zahl der Monumente aus unterschiedlichen Zeiten. Dieses Phänomen ist erklärbar durch die Mehrzahl der Kriege, aber auch durch die verschiedenen Initiatoren für den Bau von Kriegerdenkmälern und schließlich durch das ausgeprägte Eigenbewusstsein der Elsener Ortsteile.

So seien die verschiedenen Denkmäler zunächst in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung aufgelistet:

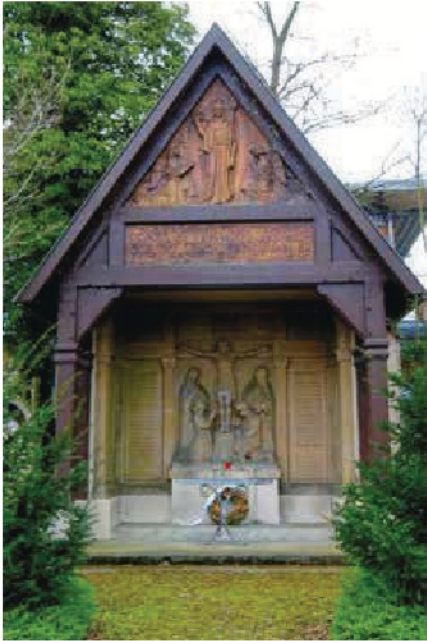
- 1922 Kriegergedächtniskapelle auf dem Friedhof
- 1924 Kriegerehrenmal an der Einmündung der Wewerstraße in die Paderborner Straße; 1967 an den heutigen Standort am Bohlenweg versetzt
- 1932 Kriegerdenkmal Gessel, Gesseler Straße/Ecke Untern Eichen
- 1952 Denkmal Elsen Bahnhof, Kleemeiers Busch
- 1954 Denkmal Nesthausen, Nesthauser Straße; 1975 auf die gegenüberliegende Straßenseite versetzt
- 1965 Mahnmal für die Opfer der Kriege auf dem Kirchplatz neben der St. Dionysius-Kirche
- 1966 Gedenktafeln für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges an der Friedhofsumrandung
- 1991 Findling mit Inschrift für die Opfer der Kriege, der Vertreibung und Gewaltherrschaft am Eingangstor zum Ehrenhain am Bohlenweg  
Neun gleichartig gestaltete Gräber von zivilen Kriegsoptionen auf dem Friedhof  
Privates Gedenkkreuz für den 1941 gefallenen Sohn der Familie am Hause Jakobsmeier, Bohlenweg 14  
Privater Gedenkstein am Hause Budde, Am Heiligenberg 50, für die am Ende des Zweiten Weltkrieges durch amerikanischen Artilleriebeschuss umgekommenen neun Hausbewohner

### Zur Fragestellung des Aufsatzes

Unter weitgehender Ausblendung der an den Denkmälern veranstalteten Gedenkfeiern wollen wir uns hier ganz auf die Monumente selbst konzentrieren und der Frage nachgehen, wie sich in ihrer Gestaltung, ihrer Symbolik und ihren Inschriften der jeweilige Zeitgeist in der Gedenkkultur widerspiegelt. Zugleich soll gefragt werden, in welchem Verhältnis die in den sprachlichen und künstlerischen Ausdrucksformen der Denkmäler artikulierten Vorstellungen vom Kriege zu der tatsächlich geschehenen Geschichte der Kriege stehen.

### Die Kriegergedächtniskapelle

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ergriff als erste die katholische Pfarrei Elsen, zu der in der Kriegszeit auch noch das 1921 abgepfarrte Sande gehört hatte, die Initiative. Am Palmsonntag 1922 wurde auf dem Friedhof in Anwesenheit der Kriegervereine von Elsen und Sande die sogenannte „Kriegergedächtniskapelle“ feierlich eingeweiht. Im engeren Sinne handelt es sich nicht um eine Kapelle, denn es fehlt ein Altar. Es ist kein geschlossener Raum, sondern ein Denkmal aus Wrexener Sandstein für die Gefallenen aus Elsen und Sande, das von der Holzkonstruktion eines auf vier Pfeilern ruhenden Satteldaches geschützt ist.



Das Giebelfeld füllt ein hölzernes Relief einer von einer Mandorla umgebenen Christusfigur mit einem Kreuznimbus, die die rechte Hand zum Segensgestus erhoben hat und in der linken einen Kreuzstab als Herrschafts- und Siegeszeichen hält. Sie wird von zwei knienden betenden Engeln flankiert. Darunter steht in einem Rahmen aus Holzbalken die Giebelinschrift „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist (Joh. XI. 25)“.

Die Mitte des steinernen Denkmals bildet eine reliefartige Kreuzigungsgruppe, unter der eine Frau und ein Soldat, ausgerüstet mit Uniform, Stahlhelm und Dolch, kniend beten.

Links und rechts davon erinnern 97 in alphabetischer Reihenfolge in Stein gemeißelte Sterbeorten an die Gefallenen aus Elsen und Sande. Über den Namen liest man die gereimte ehrende Inschrift „Sie gaben ihr Leben, ihr Alles, ihr Blut, sie gaben es hin mit heiligem Mut“. Dadurch erhalten die Worte „für uns“ unter dem Kreuz einen doppelten Bezug auf den Opfertod Christi und auf das Sterben der Soldaten.

Eine steinerne Schriftplatte am Sockel gibt an, auf wessen Initiative das Bauwerk mit dem Denkmal entstanden ist: „Unseren gefallenen Söhnen zum Gedächtnis – Die Pfarrei Elsen“. Nach der Signatur ist die „Kriegergedächtniskapelle“ – zumindest was die Bildhauerarbeiten betrifft – in der Werkstatt der Gebrüder Braun an der Paderborner Leostraße gefertigt worden. Wie bei einem Ehrenmal im Auftrage einer christlichen Pfarrgemeinde nicht anders zu erwarten, stehen im Mittelpunkt seiner künstlerischen Gestaltung die Person Christi und ihr Opfertod als Voraussetzung für die Auferstehung der gefallenen Soldaten, aber auch aller anderen Menschen. Den Soldaten wird ebenfalls ein stellvertretender Opfertod für die übrigen Gemeindemitglieder zugeschrieben, und es wird ihnen dabei ein geradezu

sakraler, „heiliger“ Mut als soldatische Tugend attestiert. Auffällig ist allerdings, dass die Inschrift des Denkmals die sonst damals übliche Bezeichnung der Gefallenen als „Helden“ meidet, sondern neutraler von „Söhnen“ der Gemeinde spricht.

### Das Kriegerdenkmal von 1924

Im Gegensatz zur Kriegergedächtniskapelle hat das zwei Jahre später, 1924, fertig gestellte Kriegerdenkmal der politischen Gemeinde keinerlei christliche Bezüge, und es hat außer den Namen der Gefallenen auch keine Inschriften. Das Werk des Bildhauers Waterbeck wurde in der Mitte der Einmündung der Wewerstraße in die Paderborner Straße zwischen dem Hause Knoche/Dörenkamp und der Villa Junk aufgestellt. Es war mit einer Einfriedigung aus Pfeilern und einem Gitter umgeben, deren Tor mit einem Eisernen Kreuz mit Eichenlaub und den Jahreszahlen 1914 – 1918 versehen war.

Aus dem Standort, an dem auf drei Seiten der Verkehr vorbeifließen musste, ergibt sich die Grundform der Basis des Denkmals, ein dreistufiges Postament in der Form eines gleichseitigen, an den Ecken abgestumpften Dreiecks von etwa vier Metern Seitenlänge.

Darauf erhebt sich ein dreieckiger Denkmalssockel mit nach Jahres-

zahlen gegliederten Namen der Gefallenen. Hierbei fallen einige Unregelmäßigkeiten und Nachträge auf. An der Frontseite des Denkmals stehen die Namen der 1914 und 1915 gefallenen Elsener, aber es finden sich auch die Namen der getöteten Soldaten des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 und des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Nachgetragen ist der im Jahre 1912 während eines Marinemanövers vor Helgoland beim Zusammenstoß eines Torpedobootes mit einem Linienschiff tödlich verunglückte Franz Danzebrink, also eigentlich kein Kriegstoter.

Außerdem hören an der heutigen Straßenseite des Denkmals die Namen nicht mit dem Kriegsende im Jahre 1918 auf, sondern die Eintragungen reichen bis zum Jahre 1922. Das ist ein schlagender Beweis dafür, dass die Folgen eines Krieges nicht mit dem Waffenstillstand oder dem Friedensvertrag beseitigt sind, sondern dass noch Jahre später Soldaten an den erlittenen Verwundungen sterben oder dass über den Tod von Vermissten erst nach Jahren Gewissheit herrscht.

Auf dem dreieckigen Sockel mit den drei Schrifftafeln steht in einer weiteren Zone des Denkmals die überlebensgroße Skulptur eines einfachen Soldaten. Er wird auf dreifache



Weise „erhoben“ und geehrt: Durch seine erhöhte Stellung muss man zu ihm aufsehen, er steht unter einem von drei Säulen getragenen Baldachin, und drei Lorbeerkränze, ein altes Siegessymbol, an der Überdachung des Baldachins feiern ihn ebenfalls. Auf den ersten Blick scheint das nicht zu einem Krieg zu passen, der schließlich mit einer Niederlage endete. Aber die heimkehrenden Soldaten waren in der Heimat dennoch als „im Felde unbesiegt“ empfangen worden, weil man die Niederlage in der so genannten „Dolchstoßlegende“ dem inneren Feind, also der deutschen Revolution von 1918, zuschrieb.

Der unbewaffnete und unversehrte Soldat mit Stahlhelm, Uniform und Stiefeln umfasst mit der rechten Hand eine eingerollte Fahne in der Mitte des Fahnentuchs. Sie symbolisiert das Vaterland und in ihrer eingerollten Form das Ende des Krieges. Der harte, entschlossene, „heldische“ Gesichtsausdruck und das entschiedene Vorwärtsschreiten des Soldaten versanschaulichen aber, dass er sich in einer zukünftigen kriegerischen Auseinandersetzung erneut mit seinem Leben für das Vaterland einsetzen wird. Den physisch oder psychisch versehrt aus dem Krieg heimgekommenen Soldaten kennt das Denkmal nicht.

Zwei Indizien an diesem Ehrenmal machen deutlich, dass der Erste Weltkrieg gegenüber den vorhergehenden Kriegen eine ganz andere Dimension hatte.

Während in Elsen „nur“ ein Toter aus dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 und „nur“ fünf Gefallene aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zu beklagen waren, nennt das Denkmal 74 Opfer des Ersten Weltkrieges.

Wie ist diese ungeheure Steigerung der Opferzahl zu erklären? Zunächst einmal muss man die Dauer der jeweiligen Auseinandersetzungen berücksichtigen: Der Krieg von 1866 dauerte weniger als sechs Wochen, der von 1870/71 etwa ein halbes Jahr, der Erste Weltkrieg dagegen vier Jahre. Hinzu kam die ungeheure räumliche Ausweitung des Krieges mit weit voneinander entfernten Fronten, die die Einberufung von immer mehr Soldaten zur Folge hatte. Verhängnisvoller aber waren die Weiterentwicklungen in der Waffentechnik.

In diesem Zusammenhang muss das zweite Indiz am Elsener Kriegerdenkmal erwähnt werden, das auf eine neue Qualität des Krieges hinweist: der Stahlhelm des Soldaten. Kein Elsener ist 1914 mit einem Stahlhelm in den Krieg gezogen. Vielmehr war die übliche Kopfbedeckung der Soldaten wie in den deutschen Einigungskriegen von 1864, 1866 und 1870/71 die Pickelhaube, die im Oktober 1842 in der preußischen Armee eingeführt worden war. Sie bestand aus einem messingbeschlagenen Lederhelm mit einer metallenen Spitze. Dieser Helm sollte einen wirksameren Schutz vor Säbel- und Kolbenhieben bieten als der alte Tschako. Die Feldvariante in der Anfangszeit des Weltkriegs hatte einen grünlich-braunen Tarnüberzug.

1916 jedoch häuften sich die schwerwiegenden Kopfverletzungen, vor allem durch Granatsplitter. Darauf wurde der Stahlhelm als neuer Infanteriehelm an die vor Verdun kämpfenden Truppen ausgegeben. Erst Ende 1917 waren alle deutschen Fronttruppen mit den neuen Stahlhelmen ausgestattet. So war ein einigermaßen wirksamer Schutz gegen die neuen Waffen möglich. Denn Flammenwerfer, Granaten und weitreichende Artillerie ließen die Auseinandersetzung zum Stellungskrieg erstarren, in dem nicht mehr der heldische Einsatz des Einzelnen, etwa im Bajonettangriff oder in der Reiterschlacht, sondern vor allem die Menge des Kriegsmaterials und die Masse der eingesetzten Soldaten zählte. Giftgas und mit dem Fortschreiten des Krieges U-Boote, Panzer und Luftbombardements beendeten endgültig die romantische Vorstellung vom ritterlichen Kampf Mann gegen Mann. Insofern verursacht der Einzelsoldat des Elsener Denkmals eine falsche Vorstellung von der Realität des Ersten Weltkrieges, wenn er nicht als symbolischer Stellvertreter für das Massenheer aufgefasst wird. 1967 wurde das Denkmal von seinem bisherigen Standort an der Kreuzung Wewerstraße/ Paderborner Straße mit Hilfe der Bundeswehr umgesetzt auf den neuen Platz am Bohlen-

weg. Die „Krieger- und Heimkehrerkameradschaft“ benannte sich anlässlich ihres Kameradschaftsfestes am 3. 9. 1967 in „Kameradschaft ehemaliger Soldaten und Heimkehrer“ um. Angehörige dieses Vereins gestalteten in Gemeinschaft mit der Gemeinde und dem Ortsheimatpfleger den neuen Ehrenhain, in dessen Zentrum das Denkmal aufgestellt wurde, der aber auch ein altes Wegekreuz umfasste. Das ehemalige Tor der Denkmaleinfassung mit dem Eisernen Kreuz mit Eichenlaub wurde an einer erhöhten Stelle der rückwärtigen Mauer des Ehrenhains angebracht. Ein Anker zu Füßen des Denkmals und Schiffsketten in der vorderen Umrahmung des Ehrenhains, beide aus Hamburg herbeigebracht, erinnern an die gefallenen Elsener, die bei der Marine gedient haben.



Wilhelm Hucke hat in seinem Elsener Heimatbuch (Vgl. S. 109f.) anders als das Denkmal die Geburts- und Sterbedaten der Soldaten sowie das jeweilige Land, in dem sie gefallen sind, hinzugefügt. Darin widerspiegelt sich der Verlauf des Krieges. Um einen Zweifrontenkrieg zu vermeiden, sah der deutsche Einsatzplan vor, zuerst nach einem Durchmarsch durch das neutrale Belgien Frankreich in einer Entscheidungsschlacht zu besiegen und sich dann dem langsamer mobilmachenden Russland zuzuwenden. Deshalb sind 1914 von elf Elsener Gefallenen acht in Frankreich und zwei in Belgien zu Tode gekommen. 1915 änderte sich das. Jetzt starben nur noch je zwei Elsener in Belgien und in Frankreich, aber zehn in Russland. 1916 ist das Verhältnis relativ ausgewogen: Sechs Elsener fielen in Frankreich, vier in Russland. 1917 weitete sich der Krieg noch mehr aus. Jetzt starben Elsener Soldaten nicht nur in Frankreich, Belgien und Russland, sondern auch in Galizien, Rumänien oder in britischer Gefangenschaft. In diesem Jahre schied aber Russland nach der kommunistischen Oktoberrevolution mit dem Frieden von Brest-Litowsk (3. März 1918) aus den Reihen der Gegner Deutschlands aus. Die deutsche Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff versuchte nun, den Krieg im Westen durch eine entscheidende Offensive gegen Frankreich zu gewinnen, scheiterte aber am Eingreifen der Amerikaner. So starben im letzten Kriegsjahr fast alle Elsener Gefallenen in Frankreich.

### **Das Gesselner Kriegerdenkmal**

Am 15. August 1932, ein halbes Jahr vor dem Ende der Weimarer Republik durch die Machtergreifung Hitlers, wurde in Gesseln an der Ecke Gesselner Straße/Untern Eichen das Denkmal für die Gefallenen dieses Ortsteils eingeweiht. Es war im Auftrage des Gesselner Schützenvereins durch den jungen Elsener Steinbildhauer Gerhard Heggen angefertigt worden. Das Denkmal vereinigt in seiner Gestaltung auf raffinierte Weise das Kreuz als christliches Glaubenszeichen mit dem Eisernen Kreuz als soldatischem Symbol. Das Eisernen Kreuz war ursprünglich vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. im Kampf gegen das napoleonische Frankreich geschaffen und 1870 von Wilhelm I. für den deutsch-französischen Krieg und 1914 durch Wilhelm II. für den Ersten Weltkrieg erneuert worden. Es diente als Orden vor allem der Anerkennung individueller Tapferkeit vor dem Feind. Das Gesselner Denkmal überträgt durch die Verwendung dieses Symbols die Anerkennung für heroische Leistungen des einzelnen Soldaten auf die Gesamtheit der Gefallenen



des Ortsteils. Dem entspricht die Inschrift auf dem Querbalken des Kreuzes: „Den gefallenen Helden zum Gedächtnis - gew.(idmet) vom Bürger-Schützenverein Gessel“. Die Bezeichnung der gefallenen Soldaten als „Helden“ konnte auf eine lange Tradition zurückgreifen. Bereits die Gefallenen der Kriege von 1866 und 1870/71 nennt die Dorfchronik „Helden“. Daher ist es keineswegs verwunderlich, dass auch in der Gestaltung und den Inschriften des Denkmals nicht die entsetzliche Realität, sondern das patriotische und heroische Bild des Krieges dominiert.

Das nach dem Zweiten Weltkrieg umgestaltete Gesselner Denkmal trug ursprünglich im unteren Aufbau die Namen der 19 Gesselner Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Das dreistufige Postament des Denkmals hat heute auf der obersten Stufe durch die Jahreszahlen 1914 - 1918 und 1939 - 1945 auch den Bezug zum Zweiten Weltkrieg. Der mittlere Teil des Sockels trägt die Inschrift „Euch allen gilt unser ehrendes Andenken“.

### **Der Heldenkult im „Dritten Reich“**

In der Zeit des „Dritten Reiches“ wurden in Elsen keine weiteren Kriegerdenkmäler errichtet. Aber das bestehende zentrale Denkmal an der in „Adolf-Hitler-Straße“ umbenannten Wewerstraße war sehr häufig Ausgangs- und Zielpunkt nationalsozialistischer Propagandaumzüge. Besonders wurde dort der „Heldengedenktag“ im März mit den angetretenen NSDAP-Gliederungen und dem gleichgeschalteten Kriegerverein zelebriert. In „Heldengedenktag“ hatten die Nationalsozialisten den bereits seit 1923 in der Zeit der Weimarer Republik begangenen Volkstrauertag umbenannt. Damit hatten sie den Akzent dieses Gedenktages von der Trauer um die Kriegstoten auf den Kult um die Helden des Krieges verlagert, die zugleich als Vorbilder für neues Heldentum gefeiert wurden.

### **Die Ehrenmale in den Ortsteilen Elsen Bahnhof und Nesthausen**

Einen radikalen Umbruch, auch in der Gedenkkultur, brachte dann der Ausgang des von den Nationalsozialisten entfesselten Zweiten Weltkriegs, der bisher größten Katastrophe der Weltgeschichte.

In der auf den Krieg folgenden Besatzungszeit von 1945 bis 1949 war an neue Denkmäler aus drei Gründen nicht zu denken: Der Kampf gegen Hunger und Not und der allmähliche Wiederaufbau erfüllten das ganze Denken und Handeln der Menschen. Das allmähliche Bekanntwerden der Gräueltaten des NS-Regimes und das Gefühl, durch die Propaganda belogen und betrogen worden zu sein, führten zur vollständigen Abkehr vom hohlen Pathos und vom Heldenkult der Vorkriegszeit. Außerdem hatte der Alliierte Kontrollrat der Besatzungsmächte im Rahmen der Demilitarisierung Deutschlands schon am 13. Mai 1946 die „Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen

Charakters“ gefordert, und es wurden nur „Gedenksteine, die lediglich zum Andenken an verstorbene Angehörige regulärer militärischer Einheiten errichtet worden sind“, erlaubt.

Nach der Entstehung der Bundesrepublik Deutschland kam es dann aber 1952 und 1954 zu zwei Neuerrichtungen von Ehrenmalen in den Ortsteilen Elsen Bahnhof und Nesthausen. Im Aufbau und den Inschriften gleichen sie einander sehr und sind typisch für ihre Entstehungszeit.

Beide sind von einem Ehrenhain umgeben und haben am Sockel jeweils eine Tafel mit der Jahreszahl der Errichtung und den Initiatoren Schützenbund Heimatliebe Elsen Bahnhof und Heimatverein Nesthausen. Ein Findling bzw. eine Sandsteinplatte auf dem Sockel tragen die beiden nahezu identischen lapidaren Inschriften („Den Toten zum Gedenken“/ „Unseren Toten zum Gedenken“).

Beide Denkmäler werden in der Dorfchronik als „Ehrenmal für die Gefallenen beider Weltkriege“ bezeichnet, obwohl die beiden Inschriften diese Verengung nicht nahelegen. Vielmehr sind sie so allgemein gehalten, dass

man sie auf alle Toten der Kriege, also auch die Ziviltoten, die Toten durch Vertreibung und Verfolgung, aber auch auf jeden natürlichen Todesfall beziehen kann. Jede Heroisierung durch figürliche Darstellung oder pathetische Redeweise, jede besondere Herausstellung der gefallenen Soldaten gegenüber den anderen Toten wird vermieden. Vielleicht hätte sie auch in der Zeit der beginnenden Diskussion über eine deutsche Wiederbewaffnung bei manchem pazifistisch Gesinnten Anstoß erregen können. Kurz: Nüchterne Schlichtheit ist in jeder Hinsicht Trumpf.



*Ehrenmal Elsen Bahnhof*



*Ehrenmal Nesthausen*

### **Das Mahnmal von 1965 auf dem Kirchplatz neben der St. Dionysius-Kirche**

Dass es zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs dauerte, bis in der Mitte Elsens ein zentrales neues Denkmal für die Opfer der Kriege errichtet wurde, ist ein Indiz für den Grad der Verunsicherung in Bezug auf eine zeitgemäße Form des Gedenkens. Eine Zeit, in der die Schatten der nationalsozialistischen Vergangenheit noch allgegen-

wärtig waren und in der im In- und Ausland lebhaft darüber diskutiert wurde, ob deutsche Soldaten eher Opfer oder Täter oder Opfer und Täter in einer Person gewesen seien, war nicht günstig für die Errichtung neuer Denkmäler.

Mit dem Entwurf und der Ausführung des Denkmals wurde schließlich der heimische Künstler Richard Sehrbrock (1929 - 2002) beauftragt. Er musste viel Überzeugungsarbeit darauf verwenden, um von der Ratsmehrheit die Zustimmung dafür zu bekommen, dass kein heroisierendes Kriegerdenkmal wie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, sondern ein Mahnmal ganz eigener Art errichtet werden sollte. Sehrbrock fertigte die Skulptur aus einem einzigen großen Felsblock eines Steinbruchs in der Nähe von Würzburg.



Drei etwa vier Meter hohe stilisierte Menschenfiguren drängen sich Schutz suchend eng aneinander, so dass ihre Leiber sich berühren. Die Hände sind zum Gebet gefaltet, die Köpfe stark nach hinten gelehnt und die Blicke zum Himmel erhoben.

Was will der Künstler damit ausdrücken? Zumindest geht es nicht mehr um die Heldenpose der Kriegerdenkmäler vergangener Zeiten. Ist

es kreatürliche Angst, die die drei Menschen so eng zusammenrücken lässt, und banger Ausblick nach neuen Bombengeschwadern, die Tod und Vernichtung bringen? Oder weisen die Haltung der Hände und die Richtung der Blicke darauf hin, dass die Menschen in äußerster Not nur noch im Flehen um die Hilfe Gottes Hoffnung finden können? Sicherlich ist beides gemeint.

Durch die starke Stilisierung der Menschen wird jede Unterteilung und Identifizierung einzelner Gruppen, etwa Soldaten und Zivilisten oder Männer und Frauen, vermieden. Alle sind gemeint, alle haben unter dem Krieg gelitten, haben Ängste und Sorgen ausgestanden, alle werden zum Frieden gemahnt.

Der Zweite Weltkrieg hatte mehrfache Grenzen beseitigt, die im Ersten Weltkrieg noch weitgehend gültig gewesen waren: Der Krieg richtete sich durch die Flächenbombardements nun genauso gegen die Zivilisten wie gegen die Soldaten. Front und Heimat wurden angesichts der Bombardierungen und der nach Deutschland einmarschierenden alliierten Truppen eins. Gleichzeitig mit dem Kriege wurden viele rassistisch oder politisch Verfolgte in den Konzentrationslagern ermordet. Schließlich wurden nicht nur Gebiete vom Deutschen Reich abgetrennt, sondern Millionen ihrer Bewohner vertrieben, wobei ebenfalls viele zu Tode kamen.

### **Die Gedenktafeln für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs**

Drei steinerne Kreuze neben dem Denkmal, von denen eines die Aufschrift „Den Opfern der Kriege“ trägt, bilden die Verbindung zu einem kleinen, 1966 von der „Kameradschaft ehemaliger Soldaten und Heimkehrer“ errichteten Ehrenhain, der vom übrigen Friedhof durch Gebüsch getrennt ist. Eine liegende rechteckige Steinplatte mit einem eingemeißelten Eisernen

Kreuz, in dem die Zahl „1939“ steht, macht deutlich, dass hier der Gefallenen des Zweiten Weltkriegs gedacht wird. Vier stehende Platten, deren mittlere beide oben jeweils einen Einschnitt haben, so dass sich ein Kreuz bildet, sind dicht mit 313 Namen von Kriegstoten und Angaben



über ihr Alter gefüllt. Die erschreckende Zahl von 74 Gefallenen des Ersten Weltkrieges hat sich also im Zweiten Weltkrieg noch einmal mehr als vervierfacht.

### **Der Findling zu Ehren der Opfer der Kriege, der Vertreibung und Gewaltherrschaft**

Am 31. August 1991 wurde im Rahmen eines Kameradschaftsfestes der ehemaligen Soldaten und Heimkehrer ein Gedenkstein durch die Pfarrer der katholischen und evangelischen Kirchengemeinden, Bernhard Kämpchen und Jürgen Pensky, gesegnet. Landrat Köhler hielt die Festansprache.



Der Stein stammt aus dem ostpreußischen Masuren und wurde mit Hilfe

der dort beheimateten Frau Dr. Ursula Pelik beschafft. Sie bezeichnete in einem Brief den Stein als Symbol von Festigkeit und Härte, damit nicht wieder Tote beweint werden müssten, die in kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern ihr Leben lassen mussten. Die Inschrift zeigt, dass, anders als bei den Ehrenmalen in Elsen Bahnhof und Nesthausen aus der frühen Nachkriegszeit, die Zeit reif war, unterschiedliche Gruppen von Opfern zu benennen. Sie ist zunächst den direkten Opfern der Kriege gewidmet, ohne dass zwischen gefallenen Soldaten und zivilen Toten unterschieden wird. Darüber hinaus werden auch die Opfer der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten angesprochen, was bei einem Stein aus Masuren besonders naheliegend war. Schließlich wird der Opfer der Gewaltherrschaft gedacht, also vor allem der Toten der Verfolgung aus politischen oder rassistischen Gründen im „Dritten Reich“.

## **Fazit**

„Dulce et decorum est pro patria mori“, süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben. Im Grundtenor dieser Worte des römischen Dichters Horaz wurde den Jugendlichen im Deutschen Kaiserreich und erst recht im „Dritten Reich“ soldatisches Heldentum schmackhaft gemacht und damit das Grauen des Krieges verschleiert.

Ein jähes Erwachen folgte nach dem Zweiten Weltkrieg. Von „Helden“ und „Kriegern“ wollte man nun nichts mehr hören. Man hielt es mehr mit Bertolt Brechts Wort aus „Mutter Courage“: „Wohl dem Land, das keine Helden nötig hat“.

Auch der Begriff des „Opfers“ wandelte sich. Hatte man ursprünglich mehr an das Sich-Opfern, an die Hingabe für das Vaterland gedacht, so bekam das Wort „Kriegsopfer“ jetzt mehr und mehr den Beigeschmack, dass Millionen Menschen nicht sich für eine gute Sache geopfert hätten, sondern dass sie von gewissenlosen Politikern für deren Ziele geopfert worden seien.

Angesichts eines solchen Bewusstseinswandels konnte ein Ehrenmal auf keinen Fall mehr die gleiche Gestaltung haben oder in seinen Inschriften die gleiche Sprache sprechen wie nach dem Ersten Weltkrieg.

Dennoch sind Denkmäler dadurch nicht etwa überflüssig geworden, denn gerade weil so viele Soldaten und Zivilisten an fremden oder unbekanntem Orten zu Tode gekommen sind, bedarf es eines Ortes der Trauer und der steten Mahnung zum Frieden.

*Text: Günter Wißbrock; Fotos: Doris Wißbrock*

## **Benutzte Literatur:**

Klaus Hohmann (Hrsg.): Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008

Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Anton Ikenmeyer: In memoriam: Richard Sehrbrock; ein Leben mit der Kunst, in: Elsender Nachrichten 157/2003, S. 13-19

Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Nachlese zum Kameradschaftsfest der ehem. Soldaten und Heimkehrer am 31. August 1991, in: Elsender Nachrichten 112/Weihnachten 1991, S. 59

## „Eine unruhige, sturmbewegte Zeit“ Erlebnisse des Elsener Lehrers Wilhelm Hucke im Ersten Weltkrieg

### Einleitung

Der Name des Lehrers Wilhelm Hucke (1887 -1961) hat in Elsen immer noch einen guten Klang.

32 Jahre (1920 – 1952) hat er an der Katholischen Volksschule gewirkt. Vor allem aber ist er als unermüdlicher Erforscher der Elsener Geschichte bekannt geworden. Die 1960 als Buch erschienene Zusammenfassung seiner Forschungen unter dem Titel „Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt. Heimat- und Familiengeschichte“ ist nach wie vor unentbehrlich, auch wenn sie in einzelnen Details heute überholt oder ergänzungsbedürftig ist. Dankbar hat ihm die damalige Gemeinde Elsen daher auch einen Straßennamen, die Wilhelm-Hucke-Straße, gewidmet.

Nur wenigen war bekannt, dass von Wilhelm Hucke auch ein umfangreiches unveröffentlichtes Manuskript über seine Erlebnisse im Ersten Weltkrieg vorliegt. Dieses Kriegstagebuch ist am 3.2.2015 von Huckles Neffen Hermann-J.

Christians mit Zustimmung seiner Schwester Ursula Schrawen, geb. Christians, beide wohnhaft in Elsen, dem Stadtarchiv Paderborn übergeben worden.

Dort kann es unter der Signatur S 2/1613 von jedermann eingesehen werden. Es ist, wohl auf der Grundlage nahezu täglicher Notizen, sorgfältig in Maschinenschrift geschrieben und von Hucke mit topographischen Skizzen versehen worden. Nach 269 Seiten bricht es mit dem 23. November 1916 ab. Sieben in der Gliederung benannte Kapitel fehlen ganz. Ob sie nicht ausgeführt oder in Verlust geraten sind, ist ungewiss.

Hucke war es nicht an der Wiege gesungen worden, dass er einmal einen großen Teil seines Lebens als Lehrer in Elsen verbringen würde, denn er stammte aus Küllstedt im Eichsfeld. Als Junglehrer hatte es ihn zunächst weit in den Osten, in das von einer deutsch-polnischen Mischbevölkerung bewohnte Posener Land, verschlagen.



Lehrer Wilhelm Hucke

### Kriegsausbruch

So traf ihn der Gestellungsbefehl am 2. August 1914, einen Tag nach der Mobilmachung zum Ersten Weltkrieg, in dem nahezu unaussprechlichen Gutsbezirk Psczcolczyn im Kreise Schubin nordöstlich von Posen. Hier erlebte Hucke auch vor Ort die Folgen der Spionagehysterie mit, die sich in jenen Tagen reichsweit überall breit machte (Vgl. dazu EN 205/ Fröhjahr 2015, S. 13 -19).

Er schreibt dazu: „Es war eine unruhige, sturmbewegte Zeit, die wildesten Gerüchte durchschwirrten die Gegend und hielten alles in fiebriger Aufregung. Besonders war es auf die französischen Goldautos abgesehen, die angeblich auf dem Wege nach Russland sein sollten. Dieser Psychose fiel auch der Landrat von Schubin zum Opfer. Er kam in seinem Auto von Bromberg zurück. Da er auf Anruf nicht hielt, wurde er von einem Wachposten kurz vor Schubin erschossen. Der Schütze war Lehrer Fischer aus Groß Beerenbruch, ein älterer Nachbarkollege, der dort auf Posten stand.“ (S. 4)

Hucke meldete sich als Kriegsfreiwilliger, weil er wie viele seiner Generation begierig war, für das „heilige“ Vaterland – wie er schreibt – zu kämpfen, ohne allerdings eine rechte Vorstellung von der Realität des Krieges zu haben.

## Grundausbildung

Am 22. 8. 1914 wurde er darauf nach Hohensalza (heute Inowroclaw) zur Grundausbildung einberufen, die ihm wie vielen anderen nicht besonders behagte, weil sie nicht recht einsehen konnten, was „Griffekloppen“, „Bettenbauen“ und vorschriftsmäßiges Grüßen mit den Erfordernissen einer kurzfristigen Vorbereitung für den Kampf an der Front zu tun haben sollten. Hucke schreibt: „Die Kriegsausbildung war, wie wir es bald gefühlsmäßig empfanden, nicht das, was man sich darunter vorstellte und wünschte. Mit Äußerlichkeiten, die in solcher Hetzausbildung wirklich keinen Sinn hatten, wurden Tage und Wochen zugebracht.“ (S. 13) Man spürt seine gespannte Ungeduld, selbst zum Einsatz zu kommen, wenn es heißt: „Wir hatten uns doch gemeldet, um den Feind zu schlagen, der Bestand und Sicherheit unseres Vaterlandes bedrohte.“ (S. 12)

Auch in den weiteren Ausführungen Huckes halten sich ungestümes Verlangen nach baldigem Fronteinsatz und kritisches Hinterfragen der Qualität der Ausbildung dazu die Waage: „Als die Truppe ausrückte, da war sie trotz aller sogenannter Vorbereitungen kaum in der Lage, die gleich anfangs notwendigen Marschleistungen zu vollbringen, und es kam alles ganz anders, als es „geübt“ worden war.“ (S. 14)

## Einsatz in Flandern



*Deutsche Infanterie überschreitet die belgische Grenze*

Landschaftsbeschreibung wurden aber bald durch andere, rauhere Eindrücke verdrängt: „Die ersten sichtbaren Zeichen des Krieges erstanden vor unseren Augen: Gräber Gefallener mit Holzkreuzen und aufgesetztem Helm, zerstörte Häuser, beschädigte Bäume und zerstampfte Felder.“ (S. 25)

Ähnlich geht es Hucke mit der Beschreibung der Menschen: Einerseits sieht er in ihnen mit dem Auge des Kunstkenner „Gestalten, wie sie Breughel, Rembrandt, Rubens und andere Niederländer uns oft hingestellt haben“ (S. 29), andererseits bemerkt er aber auch, dass die Belgier auf den Straßen den in ihr eigentlich neutrales Land einmarschierenden deutschen Truppen „mit Ingrim“ nachschauen.

Vom 19. - 23. Oktober 1914 erlebte Hucke dann in mehreren Gefechten die Feuertaufe. Der Erste Weltkrieg zeigte sich ihm gleich in der für ihn mehr und mehr typisch werdenden

Huckes Truppe, das Reserve-Infanterie-Regiment 210, war nämlich nach Einquartierungen an mehreren Orten in Deutschland ins belgische Flandern verlegt worden, wo er sich gleich bei den ersten Märschen eine blutende Blase am Fuß holte.

Trotzdem hatte er ein offenes Auge für das Land und seine Menschen: „Über der Weite der Landschaft hing der schwermütige flämische Himmel, geruhsam und still wie das verträumte Land.“ (S.30) Diese geradezu lyrischen Töne der

Kampfesweise, die bis dahin ganz ungewohnt war: Sich eingraben in Schützengräben, Artillerie- und Maschinengewehrfeuer des unsichtbaren Feindes aus der Distanz.

Hucke wurde am 21. Oktober zum Gefreiten befördert und erhielt mit einigen anderen Soldaten den Auftrag, das Essen zu holen. Dabei erlitt er durch einen Streifschuss eine klaffende Fleischwunde am Knie. So war nach wenigen Tagen für ihn der Kriegseinsatz zunächst einmal unterbrochen, denn er wurde zurück ins Reservelazarett nach Lübeck geschickt.

Sein Urteil über diese ersten tatsächlichen Kriegserlebnisse ist wieder sehr kritisch: „Zieht man das Ergebnis dieses ersten wirklichen Gefechtes, das für viele das erste große Erleben ihres Daseins und für manche auch zugleich das Ende ihres Lebens bedeutete, so drängt sich der Gedanke auf: mangelhafte Vorbereitung der Truppe. Es muss aber auch gesagt werden:



Es wurden nutzlos zu viele Menschen geopfert, teils aus Unkenntnis der Lage und Ungeübtheit der Truppenführung, teils aufgrund von Exerzierplatzauffassungen.“ (S. 32) Die „tosende Flandernschlacht“ habe „aus kriegsbegeisterten Jünglingen ernste Männer geformt“, „die das Lächeln verlernt hatten“ (S. 41), so beschreibt Hucke den Praxisschock, den er auch wohl selbst erlitten hatte. Er sei mit Stoppeln im Gesicht und eingefallenen Wangen im Lazarett angekommen, nachdem er in drei Wochen 28 Pfund an Gewicht verloren habe.

*Kampf aus dem Schützengraben*

Nicht zufällig heißt es deshalb auch über seine Rückkehr an die Front im Januar 1915, sie sei „nicht mehr in der jubelnden Begeisterung wie im vergangenen Herbst“ erfolgt, „hatten wir doch schon einen tiefgehenden Einblick in das Kriegsgeschehen getan“. (S. 51)

Zu seiner Enttäuschung wurde Hucke nicht seiner alten Truppe, sondern dem Großherzoglich Mecklenburgischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 214 zugeteilt.

Die folgenden Monate brachten Einquartierungen in zerschossenen Orten und vor allem Stellungskrieg im Schützengraben, wobei immer mal wieder Kameraden Huckes verwundet wurden oder den Tod fanden und sich auch die Knappheit an Gewehren und Munition negativ bemerkbar machte.

Anschaulich und mit Galgenhumor schildert Hucke z. B. das Quartier im flandrischen Dorfe Terrest: „Was fanden wir vor? Eingeschlagene Fenster, verheizte Türen und Dachbalken, verdreckte Innenräume, die uns eine reiche Beute an kapitalen Läuseböcken verhießen, kurz – es war einfach scheußlich.“ (S. 53)

Große Probleme bereitete auch die von den Belgiern künstlich herbeigeführte Überschwemmung der Gegend am Yserkanal nahe Ypern. Die Truppe saß bei Eiseskälte in ihren Stellungen im Schlamm, während sich der süßliche Verwesungsgeruch vieler Toter in den Unterständen und um sie herum ausbreitete. Zugleich war das Sumpfgebiet „ein Eldorado für Myriaden von Mücken ..., die blutgierig über uns herfielen.“ (S.107)

Erst als das Regiment im März in das Ruhequartier zum Schanzen und zur weiteren Ausbildung einrücken durfte und sich zugleich mildes Frühlingswetter einstellte, stellt Hucke erleichtert fest: „Das Regiment ist nicht mehr eine Horde grauer, von Schlamm und Dreck über-



Die Westfront 1914

konnte sogar relativ bald danach an einem Offizierslehrgang in Brügge teilnehmen, der ihm aber nicht angerechnet wurde, weil er wegen einer Knieverletzung durch einen Granatsplitter operiert werden und drei Wochen aussetzen musste.

Die folgenden Monate brachten abwechselnd immer wieder Phasen der Ruhe und solche lebensbedrohlicher Einsätze.

In der Reserve oder bei einem erneuten Offiziers-Aspiranten-Kurs in Brügge blieb neben den dienstlichen Verpflichtungen noch Zeit für die Besichtigung der „Sehenswürdigkeiten von Brügge, der mittelalterlichsten Stadt Flanderns“ (S.119), aber auch für Spaziergänge, Kinobesuche, Skatspiel, Bierabende und die Feier des zweiten Kriegswihnachtsfestes. Dann jedoch folgten wieder harte Einsätze beim ungeliebten nächtlichen Schanzen, der Ausbesserung und Erweiterung von Schützengraben bei Kälte und Regen und oft genug

zogener Sumpfteufel, sondern eine frische, disziplinierte, gesunde Truppe...“ (S. 71) Im April 1915 wurde Hücke auch Zeuge des Einsatzes eines bis dahin unbekanntenen Kampfmittels: Gas, wobei der Angriff auf Ypern zunächst immer wieder verschoben werden musste, bis günstiger Wind wehte. Auch ein zweites neues Kampfmittel beobachtete er: einen Zeppelin, der Bomben auf England abgeworfen hatte.

Weil er mit den Mecklenburgern nicht recht warm wurde, beantragte er erfolgreich seine Rückversetzung zum Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 210.

Am 7. Juli wurde er zum Unteroffizier befördert und

unter feindlichem Beschuss. So heißt es: „Um uns ist der Tod, singen und pfeifen die Kugeln und finden hier und dort ein Opfer, denn drüben ist der Feind und horcht.“ (S. 125) Häufig musste Hucke den Tod oder die Verwundung von Kameraden beklagen, geriet aber auch selbst mehrfach in Todesgefahr. Ein Artilleriegeschoss schlug unmittelbar vor seinem Unterstand ein, erwies sich aber als Blindgänger, was Hucke zu der sarkastischen Bemerkung veranlasst: „Sonst wäre meine Heldenlaufbahn beendet gewesen.“ (S. 131) Immer wieder wegen widriger Winde erfolglose Gasangriffe der Deutschen beantworteten die feindlichen Briten mit einem Schild auf hoher Stange mit der Inschrift: „To brother Fritz! Well, when is the gas coming?“

### **Beförderungen und Heimaturlaub**

Beförderungen Huckes blieben nicht aus. So wurde er am 24. März 1916 zum Vizefeldwebel und am 5. Juni zum Offizierstellvertreter ernannt. Wegen eines erfolgreichen Patrouillenunternehmens wurde ihm auch das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. Die den Beförderungen folgenden Privilegien wie höhere Entlohnung, Essen im Kasino und bessere Quartiere, wusste er durchaus zu schätzen.

Natürlich war er auch glücklich, als er vom 13. bis 27. Juni 1916 nach eineinhalb Jahren Fronteinsatz seinen ersten Heimaturlaub erhielt, den er bei seiner hochbetagten Mutter in Küllstedt verbrachte. Mit seinem Bruder Georg unternahm er eine Wallfahrt zur alten eichsfeldischen Kultstätte auf dem Hülfensberg und nahm auch an der Fronleichnamsprozession in seinem Heimatort teil, was ihn zu der Bemerkung veranlasst: „Die Heimatverbundenheit ist mir nie so zu Bewusstsein gekommen, als in diesen kurzen Urlaubstagen.“ (S. 182)

Zurück an der Front beim Orte Commines an der belgisch-französischen Grenze hieß es erneut heftige Gas- und Artillerieangriffe der Briten zu überstehen.

Dann folgte für Hucke vom Juli bis zum Anfang September 1916 wieder eine ruhigere Phase. Er schreibt dazu: „Ich mache nur O. v. D., ich merke schon, je mehr man befördert wird, umso weniger Dienst muss man machen, allerdings auch mehr schnauzen, besonders wenn die Kommandeure in Sicht sind.“ (S. 195)

Im August 1916 gelang ihm die Gefangennahme eines britischen Hauptmanns, der sich bei einem Erkundungsgang zwischen den Stellungen verirrt hatte.

Messines, Huckes Quartierort, war inzwischen durch andauernde Kämpfe „ein großes Trümmerfeld“, und die deutschen Soldaten hausten „unter den Trümmern wie vorgeschichtliche Höhlenbewohner.“ (S.209)



*Wilhelm Hücke als Offizierstellvertreter mit Eisernem Kreuz II. Klasse*

## Schlacht an der Somme

Da verbreitete sich das Gerücht, dass das Bataillon nach Frankreich in das Departement Somme verlegt werden solle, was auch bald der Fall war. Hucke und seine Kameraden waren



Albrecht Dürer, *Ritter, Tod und Teufel* (1513)

nun also Teilnehmer an einer der größten Materialschlachten des Ersten Weltkriegs, die von Juli bis November 1916 auf deutscher Seite rund 500000 und bei den britisch-französischen Verbänden rund 650000 Opfer forderte.

Hucke quälte sich mit dunklen Vorahnungen: „Man konnte sich mancher Reflektionen nicht erwehren, die einen früher nicht beschwert hatten. So hatte ich unwillkürlich das Dürersche Bild vor Augen: Ritter, Tod und Teufel. Der Sensenmann mit dem Stundenglas drängte sich in den Vordergrund, würde er hier seine dürre Hand nach uns ausstrecken?“ (S.227)

„Es waren seelische Erregungen und Spannungen, wie ich sie bei früheren Einsätzen nie bemerkt hatte. Sollte dies wohl seine Vorbedeutung haben?“ (S. 228)

„Was werden die kommenden Kämpfe bringen? Wen wird das Schicksal, unterschiedlos waltend, aus unseren Reihen reißen?

Wie wird es dir selbst ergehen? Tot oder verwundet, an ein heiles Herauskommen dachte keiner, auch kam nicht im Entferntesten der Gedanke an Gefangenschaft. Dass es schwerere Tage sein würden als je zuvor, das lag wie ein unbestimmtes Etwas in der Luft.“ (S. 229)

## Der schlimmste Tag

Solche Befürchtungen sollten für Huckes Bataillon, das jetzt im Dorf Courcellette zwischen Arras und Amiens sein Quartier bezog, nur allzu bald Wahrheit werden.

Heftige Gefechte am 13. September hatten für Hucke zur Folge, dass Schrapnellkugeln gegen seinen Kopf flogen, die nur durch seinen neuen Stahlhelm gebremst wurden und dass er kurz darauf durch einen Granatenaufprall zur Hälfte verschüttet wurde und ausgegraben werden musste.

Dann aber kam der 14. September, der alles bisherige Geschehen nur als Vorspiel erscheinen ließ. Hucke schreibt: „Es war ein schrecklicher Tag, der schlimmste, den ich in den letzten zwei Jahren erlebt hatte.“ (S. 242)

An diesem Tage wich er einer heranfliegenden Granate durch einen Sprung aus seinem Schützengraben in ein nahegelegenes Granatloch aus, „halb unfreiwillig, denn ein gewaltiger Luftdruck

schleuderte mich mit einer halben Drehung hinein. Dabei sah ich, wie eine 28er Granate an derselben Stelle einschlug, wo ich vor einigen Sekunden noch lag. Der Stollenrahmen flog in Fetzen in die Luft mitsamt dem Toten, neben dem wir gekauert hatten, Erdklumpen überschütteten uns. Das war wohl der Augenblick des Tages, der mir am stärksten an die Nerven gegangen war. Ein Getöse, fast zu stark für mein armes Trommelfell, eine eisige Kälte kroch am ganzen Körper in die Höhe, die Knie zitterten, ein grauer Schleier legte sich vor meine Augen, ich glaube, die Haare standen mir zu Berge. Jedenfalls der Moment meines Lebens, den ich nie vergessen werde. Noch oft schreckte ich in den nächsten Wochen aus dem unruhigen Schlummer auf, und der Alpdruck und die Bleischwere wichen erst, wenn ich mich in ruhig schlummernder Umgebung wiederfand.“ (S. 243)

In dieser psychischen Verfassung musste Hucke am folgenden Tage auch noch die Kompanieführung übernehmen, weil sein Vorgänger gefallen war. Das war ein Himmelfahrtskommando, denn 54 überlebende Deutsche sollten einem ganzen Bataillon mit einer ungeheuren Materialüberlegenheit standhalten.

Hucke erlitt einen schweren Beckenschuss, und als er aus der Betäubung erwachte, fand er sich als englischer Kriegsgefangener wieder, der sich wegen seiner Verwundung nur kriechend vorwärtsbewegen konnte. Von den etwa 3100 Soldaten des Reserve-Infanterie-Regiments 210 waren an der Somme 32 Offiziere und 1579 Mann gefallen.

### **Als Kriegsgefangener in England**

Erstversorgt auf einem britischen Verbandplatz, wurde Hucke mit dem Zug nach Le Havre und dann mit dem Lazarettsschiff nach Southampton gebracht, von wo er in das Lager Dartford in der Grafschaft Kent, etwa 60 km südöstlich von London, transportiert wurde.

In seinem neuen Domizil, Militär-Holzbaracken umgeben mit haushohem Stacheldraht, musste der Genesende noch etwa vier Wochen liegen. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass er per Post erfuhr, dass er am 20. September 1916, als er bereits kurze Zeit in Gefangenschaft war, zum Leutnant der Reserve befördert worden sei.

Seine Gefangenschaft dauerte vom 16. 9. 1916 bis zum 19. 10. 1919, also mehr als drei Jahre und erheblich über das Kriegsende hinaus.

Huckles Kriegstagebuch bricht mit der Weihnachtsfeier 1916 im Lazarett endgültig und etwas abrupt ab. Dennoch ist hier ein sinnvoller Einschnitt gegeben, denn mit Kriegsbegeisterung hat es begonnen und es schließt damit, dass Hucke den Worten des britischen Kommandeurs in seiner Weihnachtsansprache, der auf baldigen Frieden hofft, aus vollem Herzen zustimmt.

### **Fazit**

Wer sich ein Bild von der Realität des Ersten Weltkrieges aus der Perspektive eines teilnehmenden Soldaten machen möchte, hat mit Huckes Tagebuch eine wertvolle Quelle in der Hand. Wie man es aus seinem Elsener Heimatbuch kennt, ist er bei Orts-, Zeit- und Personenangaben akribisch genau und detailliert. Er hat aber auch das Talent, neben der nüchternen Darstellung der Fakten lebendig-anschauliche, atmosphärisch dichte Beschreibungen des Kriegsgeschehens und der Stimmung der Soldaten zu liefern.

Sicher ist er als Kind seiner Zeit in den Kategorien von Vaterlandsliebe und soldatischer Ehre erzogen worden, und er stellt auch den Sinn des Krieges als Ganzes nicht in Frage, aber das hindert ihn nicht daran, in Einzelfragen durchaus kritisch zu urteilen. An keiner Stelle äußert er auch irgendeinen Hass gegen die Feinde, die wie er selbst ihre soldatische Pflicht erfüllen. Auf jeden Fall ist das Tagebuch, von dessen Informationsfülle hier nur ein kleiner Eindruck gegeben werden konnte, für jeden geschichtlich Interessierten eine sehr lohnende Lektüre.

*Günter Wißbrock*

## Warum Neugotik? Zum Stil der Elsener St. Dionysius-Kirche

### Forschungen zur Neugotik in Westfalen

Josef Segin gebührt das Verdienst, durch sein 2011 in erster Auflage erschienenenes Buch „Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius Elsen und die kirchlichen Gebäude in ihrem Umfeld“ aus einer Fülle von verstreuten Nachrichten in unterschiedlichsten Quellen wie in einem Puzzle ein zusammenhängendes Bild des Werdegangs der Kirche entworfen zu haben. Er beschreibt detailliert ihren uralten romanischen Turm, das neugotische Langhaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und die ebenfalls neugotischen Teilbereiche Querhaus und Chor aus dem frühen 20. Jahrhundert.

Danach sind in schneller Folge 2013 und 2014 zwei grundlegende Bücher zum Stil der Neugotik im Kirchenbau Westfalens herausgekommen, die beide auch auf die Elsener Kirche eingehen. Es handelt sich um die überarbeitete Dissertation von Peter Vormweg mit dem Titel „Die Neugotik im westfälischen Kirchenbau von den ersten Gotizismen bis zum Kulturkampf“ und um das Werk des Altmeisters der westfälischen Neugotik-Forschung, Dr. Dr. Norbert Aleweld, „Der Beginn der Neugotik im Sakralbau Westfalens“.

Auf der Grundlage dieser beiden Bücher wollen wir versuchen, das Wiederaufgreifen des mittelalterlichen gotischen Stils im 19. und frühen 20. Jahrhundert nach hunderten Jahren der Zurückdrängung und teilweisen Verfemung zu erklären und zu verstehen. Zugleich soll nach dem spezifischen Ort gefragt werden, den die Elsener St. Dionysius-Kirche in diesem Prozess einnimmt.



*Die Elsener Pfarrkirche 1932 (Postkarte, Abbildung Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V.)*

## Was heißt „Gotik“?

Die Gotik ist die letzte der großen Stilepochen mittelalterlicher Kunst in Westeuropa. Entstehungszentrum gotischer Architektur und Skulptur war die zentralfranzösische Landschaft der Ile-de-France um Paris etwa ab 1140. Als Schöpfungsbau gilt die Abteikirche von St. Denis bei Paris, die Grablege des hl. Dionysius und später auch vieler französischer Könige. Berühmte gotische Kathedralen stehen u. a. in Reims, Paris, Amiens und Chartres. Etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts kam es nach verschiedenen Übergangsformen mit der Elisabethkirche in Marburg und der Liebfrauenkirche in Trier zu den ersten rein gotischen Kirchenbauten in Deutschland. 1248 wurde dann der Grundstein für den Kölner Dom, den wichtigsten Sakralbau des Mittelalters auf deutschem Boden, gelegt.

Typisch für die gotische Sakralarchitektur ist das starke Streben der Bauwerke in die Höhe. Dazu dient das Kreuzrippengewölbe. Die Kreuzrippen tragen das Gewölbe und leiten den Gewölbedruck zu den Pfeilern, die wiederum durch das nach außen verlegte Strebewerk von Strebebögen und Strebepfeilern gestützt werden. Der romanische Rundbogen wird durch den Spitzbogen ersetzt, dessen Seitenschub geringer ist und der sich dem Streben der Bauten in die Höhe anpasst. Die Konzentration des Baus auf das strukturelle Gerüst, die so genannte Skelettbauweise, ermöglicht eine weitgehende Auflösung und Durchlichtung der Wände.

Sie ist die konstruktive Voraussetzung für die großformatigen buntglasigen Maßwerkfenster und Fensterrosetten, die durch die bildhafte Darstellung von Szenen aus der Bibel und der Heiligenlegende zugleich der Glaubensverkündigung für die weitgehend analphabetischen mittelalterlichen Menschen dienen. Nach mittelalterlicher Auffassung durchdrang auf diese Weise auch das durchscheinende göttliche Licht die Wände und trug so dazu bei, die Kirchenbauten als Vorstufe des himmlischen Jerusalems erscheinen zu lassen.

Seit dem 15./16. Jahrhundert kam es dann zunächst in Italien und später auch in Frankreich und in Deutschland zu der Bewegung der Renaissance, die nicht nur in der Baukunst eine Wiedererweckung der Antike propagierte und die unmittelbar vorausgehende Zeit als „finsteres Mittelalter“ diskriminierte.

Erst jetzt entstand der negativ im Sinne von barbarisch und monströs gemeinte Begriff vom „gotischen“ Stil. Das Adjektiv erinnerte an die Eroberung Italiens durch die Goten als Verkörperung der Barbaren aus dem Norden während der Völkerwanderung, obwohl diese mit dem viel später entstandenen vermeintlich „gotischen“ Stil überhaupt nichts zu tun haben. Den angeblich mit Zierraten überladenen Gebäuden der Gotik stellte man die Klarheit griechisch-römischer Bauten positiv gegenüber.

## Von der Nachgotik zur Neugotik

Ganz ließ sich aber auf die Dauer der gotische Stil nicht unterdrücken. So griffen bereits in der auf die Renaissance folgenden Barockzeit die Jesuiten im Zuge der Gegenreformation auf Einzelelemente des vorreformatorischen gotischen Stils zurück, um so programmatisch auf die wieder zu erstrebende katholische Glaubenseinheit vor der Reformation zu verweisen. Man spricht hier von einer „barocken Nachgotik“. Ein gutes Beispiel dafür ist die Paderborner Marktkirche, die ehemalige Jesuitenkirche (1682 - 1692), mit ihren Maßwerkfenstern und ihrem Kreuzrippengewölbe.

In einer Art „zweiter Renaissance“ stand allerdings – parallel zur „Klassik“ in der Literaturgeschichte - vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in der Sakralbaukunst der Rückgriff auf antike Formen wieder im Vordergrund, so dass man vom „klassizistischen“ Stil spricht. Bis auf wenige Ausnahmen wurden auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kirchen in Westfalen im klassizistischen Stil errichtet.

Aber allmählich setzte sich mehr und mehr die Idee des Wiederaufgreifens mittelalterlicher Bauformen wie der Romanik und besonders der Gotik als Stil der christlichen Erneuerungsbewegung im 19. Jahrhundert durch. Diese Wiederaufnahme vergangener Baustile nennt man Historismus.

1833 bis 1836 entstand mit der St. Johanneskirche in Borgentreich die erste neugotische Kirche auf westfälischem Boden. In den Jahren 1850 bis 1855 vollzog sich dann der breite Durchbruch der historistischen Baukunst, vornehmlich der Neugotik.

Geistesgeschichtlich vorbereitet wurde dieser Wandel durch die neue Wertschätzung des Mittelalters im Zeitalter der Romantik um die Wende zum 19. Jahrhundert, nachdem schon 1773 der 23-jährige Student Johann Wolfgang Goethe das gotische Straßburger Münster in seinem Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ als Meisterwerk eines Genies gefeiert hatte.

In seinem 1796 veröffentlichten kleinen Band „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ von Wilhelm Heinrich Wackenroder, der die Rückwendung zum Mittelalter nachhaltig beeinflusst hat, heißt

es: „Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen, auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gotischen Türmen wächst wahre Kunst hervor.“ In seiner Begeisterung für das Mittelalter sah Wackenroder im Christentum den Ursprung aller abendländischer Kunst.

Der große klassizistische Baumeister Karl Friedrich Schinkel malte zugleich romantisch empfundene Landschaftsbilder, oft mit gotischen Kirchen, und baute 1824 bis 1831 die Friedrichswerdersche Kirche in Berlin in gotischen Stilformen.

In der Zeit nach der endgültigen Besiegung Napoleons in den Befreiungskriegen und damit dem Ende der Fremdherrschaft erhielt



*Barocke Nachgotik: Inneres der Paderborner Marktkirche*



*Karl Friedrich Schinkel, Mittelalterliche Stadt am Fluss*

die patriotische Bewegung in Deutschland neuen Auftrieb, und zugleich kam es zu einem Wiedererstarren der religiösen Kräfte. Für beides suchte man die Vorbilder im Mittelalter: das große, machtvolle Kaiserreich und die einheitliche katholische Kirche. Viele Intellektuelle traten zum Katholizismus über.

Immer lauter ertönte auch der Ruf nach einem Weiterbau des seit dem Mittelalter unvollendeten gotischen Kölner Domes, der in den Rang eines Nationalmonuments erhoben wurde. Am 4. September 1842 legte der preußische König Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Thron“, der den Weiterbau massiv unterstützte, den Grundstein dazu.

Im Sog dieses Ereignisses erfolgte der große Durchbruch der Neugotik als des herrschenden Stils im Sakralbau für das folgende Jahrhundert.

### **Der Neubau des Elsener Langhauses und Chors im Stil der Neugotik (1850/51)**

Genau in diesen Wendejahren wurden in Elsen die Stimmen immer zahlreicher, die eine Erweiterung der alten Dorfkirche befürworteten. Zur Begründung war schon 1829 in einem Schreiben an den damaligen Landrat angeführt worden, die Kirche vermöge „kaum noch die Hälfte der jetzigen Seelenzahl zu fassen.“ Daher denke man an eine Erweiterung durch ein Querhaus. Es waren schon Pläne angefertigt worden, aber noch war das Vorhaben aus ungeklärten Gründen im Sande verlaufen.

Erst 1850 wurden die Planungen wieder aufgenommen. Mehrfache Ersuchen um Beihilfen zum Bau aus dem Staatsfonds wurden aber abschlägig beschieden. So entschloss man sich im Laufe des Jahres 1850, aus eigenen Kräften zu bauen und nicht nur eine Erweiterung, sondern einen gänzlichen Neubau des Langhauses und des Chors zu wagen.

Nach mehrfachen Konsultationen mit dem Landrat und den zuständigen staatlichen Baubeamten kam man zu dem Entschluss, den Neubau nach dem Muster der bereits vorliegenden Pläne für die zu errichtende Kirche St. Margaretha in Dahl auszuführen. Diese Pläne schrieb die gesamte bisherige Literatur über die Elsener Kirche Clemens August Uhlmann (1822 - 1894) zu, der später für einige Jahre (1853 – 1856) als erster Diözesanbaumeister des Bistums Paderborn fungierte. Auch Norbert Aleweld hatte in einer früheren Veröffentlichung im Jahre 2000 noch diese These vertreten. Einzig Gerhard Franke hatte 2006 schon Zweifel an der tragenden Rolle Uhlmanns beim Bau der Elsener Kirche angemeldet. In seinem Buch zur Neugotik weist Aleweld jetzt aber aus den Quellen nach, dass die Pläne von Conrad Niermann entworfen und von Uhlmann nur gezeichnet worden sind. Gerade diese beiden sind zwei für den Durchbruch der Neugotik in Westfalen entscheidende Persönlichkeiten.

Conrad Niermann (1796 bis 1854), gebürtig aus Clarholz, Kreis Wiedenbrück, der an der Königlich Preußischen Bauakademie in Berlin studiert hatte, war 1846 zum Regierungs- und Baurat bei der Königlichen Regierung in Minden ernannt worden. Während seines Studiums an der Bauakademie war er noch durch den dort herrschenden Klassizismus geprägt worden, dessen typische Stilelemente sich auch in seinen frühen weltlichen und sakralen Bauwerken wiederfinden lassen.

Ab 1841 mit den Planungen für den Bau der katholischen Kirche in Füchtorf wandte sich Niermann aber mit Verve der Neugotik zu. Der Stilwechsel war für ihn weit mehr als ein bloßer Wandel der Baukonstruktion oder der ästhetischen Auffassungen. Vielmehr betonte er mehrfach, die Neugotik sei aus einem „wiedererwachten christlichen Sinn“ entstanden. In einem Schreiben vom 19. März 1850, also dem Jahr des Elsener Baubeginns, an den Pfarrer von Lütgeneder, dessen Kirche Niermann ebenfalls entworfen hatte, bekannte er, Kirche und Turm seien so gebaut, dass sie „das Streben ausdrücken, das Innere des Menschen dem Allerhöchsten näher und näher zu bringen“. Die klassizistischen Kirchen wirkten

dagegen nüchtern, drückend, ja geradezu heidnisch, und sie glichen „modernen Hörsälen“. Das Bekenntnis zur Neugotik war für Niermann also zugleich zutiefst Bekenntnis zum Christentum. Vor seinem frühen Tod im Jahre 1854 hat er dieses Bekenntnis noch in seinen Kirchenbauten in Lütgeneder (1850), Elsen (1850/51), Dahl (1852), Friedrichsdorf (1853) und Niederntudorf (1853) in die Tat umgesetzt.

Nach den archivalischen Forschungen von Norbert Aleweld ergibt sich jetzt ein differenzierteres Bild für die Entstehung des Elsener Kirchenneubaus: Nach schriftlichen Aussagen aus Niermanns Korrespondenz stammt der ursprünglich für die Kirche in Dahl gedachte Entwurf von ihm selbst. Uhlmann, der mit ihm häufiger kooperierte, habe die Zeichnungen dazu angefertigt. Auf dieser Grundlage beruht offensichtlich die möglicherweise im Detail noch veränderte Zeichnung, die der Elsener Maurermeister Hermann Disselnmeyer bei der Regierung in Minden

einreichte, wo sie von Niermann mit Korrekturen versehen wurde. Diese korrigierte Fassung hat das Paderborner Generalvikariat am 5. Mai 1851 genehmigt. In Elsen war ohne diese Genehmigung bereits am 3. September 1850 der Grundstein gelegt worden. Am 12. September 1851 konnte die von Maurermeister Disselnmeyer fertig gestellte Kirche geweiht werden.



*Die Elsener Kirche, Bauzustand bis 1924*

### **Der Erweiterungsbau der Elsener Kirche von 1925/26**

75 Jahre später, 1925/26, stand aus Gründen des weiteren kräftigen Bevölkerungswachstums in Elsen erneut ein Erweiterungsbau der Kirche an. Diesmal war der Architekt der Paderborner Kirchenbaumeister Franz Mündelein (1857 – 1926), der einer neuen Generation angehörte und in eine Zeit hineinwuchs, in der sich der Historismus in der Baukultur längst vollständig durchgesetzt hatte. Mündelein arbeitete zunächst im Büro des Paderborner Dombaumeisters Arnold Güldenpfennig, des Nachfolgers von Clemens August Uhlmann, wo er es zu großer Virtuosität in verschiedenen historischen Stilformen brachte. Nachdem er sich selbstständig gemacht hatte, entwarf er sowohl neuromanische als auch neugotische, später auch neubarocke Kirchen. Obwohl er wie Niermann ein überzeugter Katholik war – er war Mitglied des Kirchenvorstandes der Paderborner Busdorfgemeinde –, war er also doch nicht einseitig dogmatisch auf die Neugotik als einzigen „christlichen“ Stil festgelegt.



*Kirchenbaumeister Franz Mündelein*

Mündelein war nicht nur sehr vielseitig, sondern auch außerordentlich fleißig. Norbert Aleweld hat herausgefunden, dass er im Zeitraum von 1897 bis 1926 für nicht weniger als 61 Kirchen Pläne für Neubauten, Umbauten oder Erweiterungsbauten entwarf. In der näheren Umgebung Elsens seien nur Ahden, Alfien, Altenbeken, Atteln, Holsen, Husen, Kirchborchen, Mantinghausen, Niedertudorf, Nordborchen, Ostenland-Haupt, Salzkotten (Klosterkirche und Liborikapelle), Scharmede und Verne genannt.



*Blick auf die Erweiterungsbauten der Elsener Kirche von 1925/26: Querhaus und Chor*

Erweiterungsbau“ (S. 93) geweiht. Wörtlich schreibt Aleweld: „Unter Niederlegung des alten Chores wurde die Kirche nach Osten um ein doppeljochiges Querhaus, ein weiteres Joch in der Breite des Langhauses sowie einen eingezogenen Chor mit Chorjoch und einer Apsis im 5/10-Schluss erweitert. Zwischen Chor und dem westlichen Querhausjoch, für die Mündelein auf den gotischen Formenkanon zurückgriff, schaltete er einen quadratischen Raum, der von einem expressionistischen Zellengewölbe überspannt wird“ (S. 93).



*Expressionistisches Sternengewölbe im Vorchor der Elsener Kirche*

So formte er nach Aleweld „einen der überraschendsten Kirchenräume dieser Epoche“ (S. 128), der dem Besucher „ein beglückendes Raumerlebnis“ (S. 127) biete und „den würdigen Endpunkt seines Bauschaffens“ (S. 144) bilde.

Der Erweiterungsbau der Elsener Kirche, sein letzter Auftrag, hat aus unterschiedlichen Gründen eine besondere Stellung im Werk Franz Mündeleins. Nach mehreren Änderungen des ursprünglichen Planes vom 10. Oktober 1923 war der Architekt zwar noch Zeuge der Grundsteinlegung am 21. Juni 1925, verstarb aber schon am 12. Mai 1926. Erst am 10. Oktober 1926, einen Tag nach dem Patronatsfest, wurde, wie es bei Aleweld in seiner Monographie über den Kirchenbaumeister heißt, „sein anspruchsvollster und auch technisch überraschendster Erweiterungsbau“ (S. 93) geweiht.

Dieses Sternengewölbe hat es dem Verfasser besonders angefallen: „Die Wirkung des sich nach allen Seiten öffnenden Raumes ist überwältigend“ (S. 109), heißt es. Mündelein sei es gelungen, die Einfügung des expressionistischen Kuppelraumes zwischen der frühneugotischen Halle und dem spätneugotischen Chor ohne Stilbruch zu bewerkstelligen, weil die großflächigen inneren Zellen der Kuppel die Formen eines gotischen Sternengewölbes wiederholten.

Ob Mündelein sich allerdings gegen sein Lebensende mit dem Expressionismus noch einem neuen, über die rückwärtsgewandten Formen des Historismus hinausweisenden Baustil geöffnet hat oder ob der Eisener Kuppelraum mehr aus den Überarbeitungen seiner Pläne durch den Diözesanbaumeister Kurt Matern zu erklären ist, lässt sich nach Aleweld nicht mehr genau feststellen.

### **Fazit**

Die Pfarrkirche St. Dionysius in Elsen markiert mit ihren beiden Erweiterungsbauten von 1850/51 und 1925/26 sowohl die Anfänge als auch das allmähliche Ende der Neugotik im Sakralbau Westfalens. Den Forschungen Norbert Alewelds ist es zu verdanken, dass im Gegensatz zur bisherigen Auffassung Conrad Niermann als Urheber des Entwurfs von 1850 identifiziert worden ist. Damit gehört die Eisener Kirche zu den Bauten der profiliertesten Persönlichkeit unter den Männern, auf die der Durchbruch der Neugotik im Sakralbau Westfalens zurückgeht. Zugleich ist deutlich geworden, dass für Niermann nicht bauästhetische „Moden“ für den Stilwandel ausschlaggebend waren, sondern die feste Überzeugung, mit der Wiedererweckung der mittelalterlichen Gotik den dem Christentum angemessensten, überzeitlich gültigen Baustil gefunden zu haben und damit einen Beitrag zu einer christlichen Erneuerung im 19. Jahrhundert zu leisten.

Die zweite Erweiterung der Eisener Kirche in den Jahren 1925/26 durch den Architekten Franz Mündelein passte sich den neugotischen Formen des zum größten Teil weiterbestehenden Baus von 1850/51 an, verwies aber zugleich durch das expressionistische Zellengewölbe auf eine neue Zeit, die längst angebrochen war.

Nach etwa 100 Jahren hatte die Neugotik ihre Kräfte aufgezehrt. Neue Baustile wie der Jugendstil, der Expressionismus und die Bauhausarchitektur stellten sich ihr entgegen. Die Neugotik und die übrigen historistischen Stile wurden als unschöpferisch verdammt. Ihre Architekten und Baumeister seien nicht in der Lage gewesen, einen eigenen originalen Stil zu entwickeln und hätten sich deshalb rückwärtsgewandt bei mittelalterlichen Bauideen bedient. Schon 1914 hatte solche Kritik Alois Fuchs, der einflussreiche Professor und Kunstsachverständige der Diözese Paderborn, geäußert. Diese Kritik ist nicht ganz unberechtigt. Sie verkennt aber, wie das Beispiel von Conrad Niermann zeigt, dass Originalität des Entwurfs auch gar nicht sein oberstes Ziel war, sondern religiöse Überzeugungen sein Schaffen bestimmten.

Die beiden eingangs benannten Bücher von Aleweld und Vormweg zeigen, dass nach fast einem ganzen Jahrhundert der Verfemung der Neugotik die Zeit für eine nüchterne wissenschaftliche Bestandsaufnahme, eine geschichtliche Einordnung und eine gerechtere Neubewertung dieses Phänomens gekommen ist.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Norbert Aleweld: Franz Mündelein 1857 – 1926. Ein westfälischer Kirchenbaumeister am Ende des Historismus, Paderborn 2000

Norbert Aleweld: Der Beginn der Neugotik im Sakralbau Westfalens, Paderborn 2014

Günther Binding: Was ist Gotik?, Darmstadt 2000

Gerhard Franke: Die Pfarrkirche St. Dionysius in Elsen – Baugeschichtliche Notizen, in: Die Warte, Heft 132/2006, S. 11 – 15

Josef Segin: Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius Elsen und die kirchlichen Gebäude in ihrem Umfeld, zweite überarbeitete Auflage, Elsen 2013

Peter Vormweg: Die Neugotik im westfälischen Kirchenbau von den ersten Gotizismen bis zum Kulturkampf, Lindenberg im Allgäu 2013

# Elsen in der Zeit der Inflation

## Was Orts- und Schulchronik berichten

### Inflation als Mittel der Konjunkturpolitik?

In den letzten Monaten war in den Zeitungen zu lesen, dass die Europäische Zentralbank unter ihrem Präsidenten Mario Draghi wie schon seit längerem weiterhin bis mindestens Ende März 2017 monatlich 60 Milliarden Euro Zentralbankgeld durch Anleihekäufe in die Finanzmärkte pumpen will. Ziel dieser Aktion soll sein, mittelfristig die Inflationsrate auf knapp unter 2 % anzuheben und auf diese Weise Konsum und Investitionen anzuregen. Als Reaktion auf diese Meldungen gab es gerade in Deutschland verdutzte Gesichter bei den Laien und kritische Stimmen bei den Fachleuten bis hin zum Bundesbankpräsidenten. Wie bitte? Die Inflation, über Generationen das finanzpolitische Trauma der Deutschen schlechthin, soll durch Anleihekäufe in der gigantischen Höhe von 1,5 Billionen Euro und eine lockere Geldpolitik auch noch angeheizt werden? fragten sich manche. Verlangen nicht die Maastricht-Verträge Preisstabilität, also eigentlich null Prozent Inflation als anzustrebendes Ziel? Ist es nicht zu begrüßen, dass wir, unter anderem durch den Ölpreisverfall, derzeit diesem Wert recht nahe kommen? So stiegen im dritten Quartal 2015 die Verbraucherpreise nur um 0,1 %.

### Der Weg zur Inflation der zwanziger Jahre

Wer auch immer sich heute mit dieser Thematik auseinandersetzt, wird zurückblicken auf die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, denn obwohl in der Wirtschaft fast ständig mehr oder weniger inflationäre Tendenzen zu beobachten sind, ist im Bewusstsein der Deutschen die eigentliche Inflation das Ereignis von 1923.

Wenn auch wir den Blick dahin zurückwenden und nach Ursachen, Verlauf und Folgen der damaligen Inflation sowie nach ihren Auswirkungen für unseren Heimatort fragen, müssen wir allerdings zeitlich früher einsetzen, und zwar mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914.

Aus Rücksicht auf die Stimmung der Bevölkerung finanzierte das Deutsche Reich nämlich den Krieg nicht durch stark erhöhte Steuern, sondern weitgehend durch Anleihen, die man hoffte nach einem erfolgreichen Kriege aus dann zu zahlenden Reparationen der

unterlegenen Gegner verzinst zurückerstatten zu können. Diese Rechnung ging bekanntlich durch die deutsche Niederlage im Jahre 1918 nicht auf. Aber die Fehlkalkulation machte sich bereits im Jahre 1916 bemerkbar, denn das durch Inlandsanleihen aufgebrauchte Geld reichte für die Kriegsfinanzierung nicht mehr aus, so dass mehr und mehr die Notenpresse angeworfen wurde und die Verschuldung des Deutschen Reiches sich immens erhöhte.

<b>Die Mark, 1919–1923</b>	
Wert der Mark, gemessen an einer Goldmark im Jahr 1914	
Dezember 1919	10
31. Oktober 1922	1000
<b>Ruhrkampf, 11. Januar bis 26. September 1923</b>	
20. Juli 1923	100 000
16. August	1 Million
2. Oktober	100 Millionen
15. Oktober	1 Milliarde
19. Oktober	10 Milliarden
15. November	1 Billion (1 000 000 000 000)
16. November, Einführung der Rentenmark:	1 RM = 1 Billion

*Der Wert der Reichsmark 1914 - 1923*

Hatte die Staatsschuld 1913 noch 5 Milliarden Reichsmark betragen, so war sie bis 1919 auf 144 Milliarden angewachsen. Der Papiergeldumlauf stieg von 2 Milliarden im Jahre 1913 auf 45 Milliarden im Jahre 1919.

Durch diese Aufblähung der Geldmenge, der keine adäquate Vermehrung der Güterproduktion entsprach, steigerte sich das Preisniveau bereits in der Kriegszeit erheblich.

### Kriegsfolgelasten als Verstärkungsfaktor

Nach der Niederlage kamen weitere gravierende Belastungen auf den deutschen Staat zu, z. B. die Kosten der Demobilisierung, der Umstellung der Wirtschaft auf Friedensproduktion und der Unterstützung der Kriegsversehrten, der Kriegerwitwen und der Erwerbslosen. Eine Politik der Währungsstabilisierung durch staatliche Sparmaßnahmen auf Kosten der Bevölkerung war in dieser Notsituation kaum möglich, denn sie hätte sicherlich zu sozialen Unruhen geführt und möglicherweise das neu eingeführte demokratisch-parlamentarische Regierungssystem schon zu Beginn scheitern lassen.

Hinzu kamen extrem hohe Reparationsforderungen der Siegermächte an Deutschland in Geld- und Sachleistungen, die mit der angeblichen Alleinschuld des Deutschen Reiches am Krieg begründet wurden. Nachdem Ende Dezember 1922 die alliierte Reparationskommission einen deutschen Rückstand bei Holz- und Kohlelieferungen festgestellt hatte, besetzten ab Januar 1923 französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Die Reichsregierung stoppte daraufhin die Reparationslieferungen und rief die Bevölkerung im Ruhrgebiet zum passiven Widerstand auf.

Das Deutsche Reich mit seiner ohnehin zerrütteten Währung musste nun zusätzlich noch die Millionenbevölkerung des Ruhrgebiets, die sozusagen staatlich verordneten und bezahlten Zwangsurlaub feierte, durch Geldzahlungen und Sachleistungen in Milliardenhöhe unterstützen. Gleichzeitig fielen die Steuererträge aus den besetzten Gebieten weg und Kohlelieferungen aus dem Ruhrgebiet in die unbesetzten Teile Deutschlands unterblieben, so dass der geringe Devisenvorrat des Reiches für Kohlekäufe im Ausland ausgegeben werden musste.

Im April 1923 konnte so der Finanzbedarf des Reiches nur noch zu einem Siebtel aus den regulären Einnahmen gedeckt werden, weshalb immer neue Kredite, vor allem in Amerika, aufgenommen wurden. Den Rest besorgte die Notenpresse.

### Die Hyperinflation des Jahres 1923

In dieser Zeit der Hyperinflation sank der Wert der Reichsmark ins Bodenlose. Auch das in festen Geldbeträgen angelegte Vermögen (Sparkassenguthaben, Hypotheken, Staatsanleihen, Pfandbriefe) wurde wertlos. Eine Liste der Dollarnotierungen im Monatsdurchschnitt macht den immer rasanter beschleunigenden Verfall der deutschen Währung deutlich:



Inflationsgeld, 1. November 1923

	<b>Mark</b>
Juli 1914	4,20
Januar 1919	8,90
Juli 1919	14,00
Januar 1920	64,80
Juli 1921	76,70
Januar 1922	191,80
Juli 1922	493,20
Januar 1923	17.972,00
Juli 1923	353.412,00
August 1923	4.620.455,00
September 1923	98.860.000,00
Oktober 1923	25.260.208.000,00
15. November 1923	4.200.000.000.000,00

Inflationsverlierer waren besonders die Kapital- und Rentenbesitzer, Inflationsgewinner eher die Sachwertbesitzer. Geschickte Kaufleute konnten durch die Aufnahme von rasch entwerteten Krediten wertvolle Sachgüter erwerben. Verdient an der Inflation haben alle Schuldner, die ihre Schulden mit entwertetem Geld zurückzahlten. Besonders gilt das auch für den Staat, der seine inneren Schulden bei den Bürgern (Rückzahlung der Kriegsanleihen!) loswurde.



*Notgeld der Stadt Paderborn, 24. Oktober 1923*

### **Soziale, psychologische und politische Folgen der Inflation**

Die soziale Lage der Arbeiterschaft sank weit unter das Vorkriegsniveau, und auch Teile des Mittelstandes verarmten. Diese traumatische Erfahrung hatte wiederum gravierende sozialpsychologische und politische Folgen: Wer sich um die Früchte seiner Arbeit betrogen sah, war eher anfällig dafür, den radikalen Parolen der Nationalsozialisten zu folgen, deren Partei sich als Auffangbecken aller Enttäuschten, Verbitterten und Fanatisierten präsentierte.

Verstärkt zeigte sich diese Tendenz schließlich während der Weltwirtschaftskrise in den Jahren

*Nach der Währungsreform 1923: Kinder spielen mit wertlos gewordenem Inflationsgeld*

1930 bis 1933. Es kam zu einer weiteren Verarmung großer Bevölkerungskreise und zur Massenarbeitslosigkeit. Zugleich versuchte die Regierung des Reichskanzlers Brüning aus Angst vor einer erneuten Inflation die Politik der ständig neuen Kreditaufnahme, also des permanenten Lebens auf Pump, zurückzufahren. Diese Politik der Deflation, der staatlichen Sparmaßnahmen, etwa durch Lohn- und Gehaltskürzungen im öffentlichen Dienst, verschärfte aber die Krise nur und führte zur weiteren Verbitterung vieler Menschen.

Als Folge davon brachen jetzt politisch alle Dämme. Bei den Reichstagswahlen im September 1930 stiegen die Stimmen für die NSDAP von 2,6 % im Jahre 1928 auf 18,3%, und die KPD steigerte ihren Stimmenanteil von 10,6 % auf 13,1%. Im Juli 1932 verdoppelten sich bei der nächsten Reichstagswahl die Stimmen der Partei Hitlers sogar auf 37,4%, und die KPD erreichte 14,3%. Über die Hälfte der gültigen Wählerstimmen entfielen also auf Parteien, die das System der parlamentarischen Demokratie grundsätzlich ablehnten. Eine von einer parlamentarischen Mehrheit getragene Regierung zu bilden, war nicht mehr möglich. Schon vor Hitlers Regierungsantritt am 30. Januar 1933 war die demokratische Weimarer Republik gescheitert.

### **Was die Elsener Chroniken berichten**

Der Elsener Ortschronist spricht zuerst im November 1918 von „unerhört hohen Preisen, die für Lebensmittel und Bedarfsartikel gefordert und bezahlt wurden, die teils wegen des herrschenden Mangels, aber auch andererseits aus Gewinnsucht hochgetrieben wurden“ (S. 166). Darin sieht er die Ursachen für die Unzufriedenheit im Heere wie in der Zivilbevölkerung, die nach seiner Meinung zu der Novemberrevolution im Deutschen Reiche geführt hat. Schon bei der ersten Erwähnung stellt der Chronist den Prozess der Inflation also nicht isoliert als finanzielles Problem dar, sondern mit seinen sozialpsychologischen und politischen Folgen. Im Frühjahr 1919 ist dann schon von einem fortschreitenden Wertverlust des deutschen Geldes im Ausland und als Folge davon von einer Verknappung der Lebensmittelimporte die Rede (S.172). Am 7. Juli sei es darauf in Paderborn wegen der hohen Preise sogar zu einem Demonstrationszug der Arbeiter gekommen (S. 173).

Gegen Ende des Jahres 1920 heißt es, die Regierung habe für Getreide und Fleisch Höchstpreise festgesetzt, da „Schleichhändler“ den Landwirten „fabelhafte Preise“ für ihre Produkte angeboten hätten. Für Vieh seien „ganz unglaubliche Summen“ gezahlt worden. „So kauften z. B. die Gutsbesitzer Rudolphi und Christiansmeier einen Zuchthengst für 65.000 Mark, die Genossenschaft einen Bullen für 10.000 Mark, für gute Milchkühe wurden bis zu 15.000 Mark bezahlt“ (S. 180).

Ende des Jahres 1921 ist die Phase der trabenden Inflation schon in die der galoppierenden übergegangen, so dass der Chronist schreibt: „Infolge des niedrigen Standes unserer Valuta stiegen die Lebensmittelpreise und Arbeitslöhne von Tag zu Tag“ (S. 185).

Gegen Ende 1922 werden auch die Auswirkungen der Inflation für Elsen als Kommune deutlich: Die Gemeindevertretung musste in Anbetracht ihrer schlechten Finanzlage auf einen dringend notwendigen Erweiterungsbau der Schule um zwei Klassen verzichten, der mehrere Millionen gekostet hätte. Nur geringe Summen wären bei den Banken als Kredite zu erhalten gewesen, und zwar zu einem Zinssatz von 30 % (S. 188).

Als schlagendes Beispiel für die 1922 sich beschleunigende Teuerung nennt der Chronist die Preise für das tägliche Brot in Elsen: „Es kostete ein sechspfündiges Brot vom 1. bis 3. Januar 10 M, vom 7. Januar bis 15. Februar 11 M, vom 15. Februar bis 16. Mai 19 M, vom 16. Mai bis 1. Juli 21 M, vom 2. Juli bis 15. August 22 M, vom 15. August bis 15. September 46 M, vom 15. September bis 15. Oktober 54 M. Vom 15. Oktober ab kamen achtpfündige Brote zur Ausgabe zu folgenden Preisen: Vom 15. Oktober bis 1. November 84 M, vom 1.

November bis 10. November 188 M, vom 10. November bis 1. Dezember 190 M, vom 1. Dezember bis 23. Dezember 500 M, vom 24. Dezember bis 31. Dezember 540 M“ (S. 189f.). Von den weiteren Preisen gegen Ende des Jahres 1922, die der Chronist nennt, seien nur drei genannt: Ein Ei kostete 150 M, ein Pfund Butter 2000 M, ein Zentner Kohlen 2400 M. Was die permanente Geldentwertung unter anderem an konkreten Problemen für die Menschen mit sich brachte, verdeutlicht eine Notiz der Elsener Schulchronik zur Auszahlung der Lehrergehälter im Jahre 1923: Um möglichst schnell in den Besitz des Gehaltes zu gelangen, mussten es die Lehrpersonen selbst ausrechnen. Diese Rechnung wurde dem Amtsrentmeister vorgelegt, der dann einen Scheck ausschrieb, worauf das Gehalt von der Kreiskasse in Paderborn abgeholt werden konnte. Ein Rucksack genügte manchmal nicht, um das Geld für die Lehrpersonen des Amtes aufzunehmen. Oft kam es vor, dass die Kasse kein Geld hatte. Bei der späteren Auszahlung war dann das Geld vielfach entwertet, da der Dollar inzwischen um das Doppelte gestiegen war (S. 46). Wer also Geld erhielt, war zunehmend gezwungen, es umgehend wieder auszugeben, weil ihm sonst untragbare Verluste drohten.

Die Ortschronik macht deutlich, dass 1923 die zerrüttete deutsche Währung, verursacht durch die hohen Kosten der Ruhrbesetzung, jeden Halt verlor. Als Fazit schreibt der Chronist: „Die Mark sank ins Bodenlose, der Dollar stieg in schwindelnde Höhe und mit ihm die Preise für alles, auch die lebensnotwendigsten Nahrungsmittel“ (S. 191).

Nun zeigten sich auch die seelischen Folgen der Hyperinflation: „Ein dumpfes, lähmendes Gefühl bemächtigte sich aller, als Mitte Oktober die Teuerungsverhältnisse katastrophale Formen annahmen, als selbst die Brotpreise von einem Tag zum anderen um Milliarden emporschnellten und die bittere Not an die Türen zu klopfen begann. Das waren Tage und Stunden stärkster seelischer Erschütterung und Nervenanstrengung, bis endlich, wenn auch nicht die Erlösung, so doch die Linderung kam“ (S. 191). Gemeint sind damit die Abwertung der Reichsmark und die Einführung der Rentenmark als wertbeständige Übergangswährung am 15. November 1923.

Als Folgen dieser Regierungsmaßnahmen nennt der Chronist „Stetigkeit auf dem Geldmarkte“, „fühlbare Preissenkung“, aber auch „empfindlichen Geldmangel“. Schmerzhaft spürbar wurden auch die anschließenden Sparmaßnahmen der Regierung (Verkleinerung des Beamtenapparates, Abbau von Löhnen und Gehältern).

So heißt es abschließend in der Ortschronik: „Jetzt, da der Milliarden- und Billionenrausch verfliegen war, erkannte man erst, wie arm wir sind.“ (S. 191).

### **Ein Beispiel: Folgen der Inflation für eine Familie**

Als ein Beispiel, wie sich die Inflation konkret auf eine Familie auswirkte, sei das Schicksal meiner Großeltern mütterlicherseits, des Tischler- und Zimmerermeisters August Neese (1874 - 1961) und seiner Frau Pauline (1882 -1971), hier kurz dargestellt. Sie lebten zwar nicht in Elsen, sondern im lippischen Pivitsheide, aber in Elsen wird es sicherlich vergleichbare Fälle gegeben haben.

Nach der Heirat im Jahre 1907 hatten beide eisern gespart, um sich ihren Lebenstraum, ein Haus mit einem Stück Land, erfüllen zu können. Drei Jahre Kriegsdienst als Pionier von 1915 bis 1918 hatte der Großvater noch mit über 40 Jahren ableisten müssen und ab 1919 nach überstandener Ruhrerkrankung seine Tätigkeit als Handwerksmeister wieder aufgenommen. Sein Rechnungsbuch, das in der Familie bis heute aufbewahrt wird, ist eine sprechende Quelle besonders für die Zeit der Hyperinflation: Die Markbeträge auf den Rechnungen wachsen in astronomische Höhen, während das Geld zugleich völlig an Wert verliert.

Uns Enkelkindern erzählte der Großvater einmal, dass der Betrag, den er am Anfang der Woche für die Errichtung eines ganzen Dachstuhles bekommen habe, am Ende der Woche

1918 Müller St. Weiskampfer Weitschide

Jan	25	1	Rinde Kammer eingepfl.	1	100	85 00
.	20	1/2	" Vegetation gemacht	.	.	57 00
.	25	1	"	.	.	20 00
Feb	12	ein	Wagners gepfl. mit Düngung			700 00
.	21	7	Tag Weiskampfer gemacht	70	Rinde	1200 00
.	22	1	Tag	10	"	4000 -
.	26	ein	Wagners geliefert			250 -
März	12	2	Tag Wagners eingepfl.	10	.	5000 -
.	21	1/2	Tag Weiskampfer auf gepfl. gemacht	10		7000 -
.	23	1	"	11		4400 -
.	24		Landklinge in Weiskampfer	6	Rinde	2000 -
April	9	1	Rinde Spindel in Weiskampfer	70		400 -
.	5	2	Rinde Langweige gemacht			800 -
.	13	3	" Spindel am Weiskampfer			1200 -
.			ein Weiskampfer 50 Stk 1/2 Zell			150 -
Mai	17	1	Rinde vegetativ bei Landklinge	2000		6000 -
.	23	1/2	" Kammer eingepfl.			3250 -
Juni	5	1	Rinde Weiskampfer vegetativ			3500 -
.	21	1	" Weiskampfer vegetativ			5500 -
Juli		1/2	Rinde Spindel vegetativ			8250 -
.	21	1	Rinde Spindel Weiskampfer gemacht	12000		36000 -
Aug	11	2 1/2	" Weiskampfer angepflanzt			64250 -
.	16	9	" Vegetation			33400 -
.	18	3	" Spindel vegetativ			55100 -
.	25		ein Tag gepfl.			11000 -
Sept	28	3	Rinde Kammer eingepfl.			55000 -
						66360 00

Rechnung erhalten

69.660 500 -

1923

		an Hauptpost			
Tagel	17	Fliesdecken gemischt	1	Rechen	159, 578 000 -
"	20	"	18	"	211, 100 000 -
"	22	"	12	"	221, 100 -
"	24	"	11	"	221, 100 -
"	25	3 Lagen	30	"	225, 800 -
Tagel	27	4 Lagen	40	"	36 977 00 229 000 000
Abk	1	1 Lagen	8	Rechen	277, 600 000 -
"	1/2	5 Lagen	57	"	1 512, 500 000 -
"	1/3	6 "	68	"	111, 500 -
					2, 170, 000 000
"	15	4 Lagen	20	527 100 -	16, 115 000 000
"	16	1/2 Lagen	15		8 531 100 000
"	17		8		4 570 000 000
"	20	3 Lagen	30	Rechen 3 500 000 000	
"	24	3 Lagen	30	"	105 000 000 000
"	25				705 000 000 000
"	28				
					<u>6 46 035 390 000</u>
an Linie 2. Bogen für 0,2 Litter					
für 1. Teil in Litter					8 500 000 000
					<u>6 54 531 390 000</u>
Summe					
auf gegenwärtig befristet					318 190 820 000

Rechnungsbuch August Neese Januar bis Oktober 1923. Sach- und Lohnkosten steigen ins Unermessliche.

1923		Hüller	Hüllkammer	Brüllboide.		
Karols.	5/2	5 Kage	Meißenker	50 Stückchen	1.90	18 00
"	1	1/2 "	Bismarck	aufgeringt		3 20
"	7/10	1 1/2 "	Koffersaffine	aufgeballt 15 Stückchen		9 00
"	10	1 "	Kjister	mit Bismarck versetzt		1 50
"				1/2 St.		30
"	23		den Kage	50 Stück 1.90		2 35
Pfeff.	3		Spindelle	versetzt in Spinde gemacht		2 10
"	5		beimann	eingesetzt 3 1/2 Stückchen		2 20
"	23		Koffersaffine	versetzt mit		2 90
"	37		Wolken	1 1/2 Stückchen		1 10
"	1		Wasserversetzt	4 Stückchen		2 20
"	26		Spindeln	gemacht gemacht 1 1/2 St.		2 10
"			Paragon	fein Spindeln		12 70
						<hr/> 58 80
11-12						
Jan.	3		fein Butter	in Spindeln gemacht		2 10
"	12		Butter	kurz gemacht		10 00
"	20		Butter	kurz gemacht		50
Feb.	17		Spindeln	angefertigt feingewickelt		1 25
"			Butter	aufgefertigt		0 50
März	15		Butter	in Wällesalle		1 50
"	1		10 Pfefferkuchen	mit 11 St. 1.90		0 40
"	23		Wasserversetzt	angefertigt		2 10
April	3		Butter	aufgefertigt		0 80
"	19		Spindeln	mit Bismarck versetzt		2 00
"	27		Wasserversetzt	angefertigt 2 Stückchen		1 20
Jan.	25		1/2 Kage	versetzt in Butter 5 Stückchen		5 00
"	28		1/2 "	Spindeln gemacht 5 Stückchen		2 00
Juli	1		1 1/2 Stückchen	versetzt		1 90
"	12		fein Butter	kurz gemacht 15 Stückchen		1 10

Rechnungsbuch August Neese November 1923 - Juli 1924. Preise nach der Währungsreform im November 1923

gerade noch für den Erwerb eines Paares kleiner Holzschuhe für seine jüngste Tochter, unsere spätere Mutter, ausgereicht habe.

Nach dem 15. November 1923, dem Tag der Währungsreform und der Einführung der Rentenmark, sind die Beträge in den Rechnungen des Großvaters dann wieder sehr klein. An diesem Tage war nämlich aus einer Billion Reichsmark eine einzige neue stabile Rentenmark geworden. Alle Preise und Geldwerte wurden um den Faktor  $10^{12}$  vermindert. Aus den etwa 10.000 Reichsmark Vorkriegersparnissen meiner Großeltern waren jetzt  $10^{-7}$  werthaltige Rentenmark =  $10^{-5}$  Rentenpfennig geworden. Anders ausgedrückt: Von all der Mühe jahrelanger Arbeit und Konsumverzicht war ein Zehntausendstel Pfennig übriggeblieben. Der Großvater wurde kurz nach dem Währungsschnitt 50 Jahre alt und seine Familie besaß nichts als ein wenig Hausrat, Kleidung und Handwerksgerätschaften. Verbittert soll er sämtliche greifbaren und jetzt wertlosen Inflationsbanknoten in den Ofen gesteckt haben. Nun begann das Sparen erneut. 1929 wurde dann ein Grundstück erworben und ein Haus gebaut. Dafür mussten natürlich relativ hohe Kredite aufgenommen werden, deren Bedienung in den folgenden Jahren äußerst schwer wurde, weil kurz darauf die Weltwirtschaftskrise ausbrach und Auftragslage, Umsatz und Gewinn des Großvaters in dieser Zeit kontinuierlich zurückgingen. Wie in der Inflation von 1923 gehörten er und seine Familie in der Phase der Deflationspolitik in den frühen dreißiger Jahren wieder zu den Leidtragenden. Nur nebenbei sei erwähnt, dass die gleiche Generation nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Währungsreform im Jahre 1949 erneut ihr Ersparnis verlor...

### **Fazit**

Die Inflation der zwanziger Jahre macht auf erschütternde Weise deutlich, in welchem Ausmaße die finanzpolitische Lage in den Lebensentwurf jedes einzelnen Menschen eingreifen kann. Das zeigt sich hier vor Ort in Elsen wie überall in Deutschland.

Wenn heute eine gewisse Aufblähung der Geldmenge und dadurch eine moderate Inflation von der Europäischen Zentralbank als offizielles Mittel der Konjunkturbelebung eingesetzt wird, dann bleibt zu hoffen, dass es dieser Politik nicht eines Tages geht wie dem Zauberehring: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los!“

Wenn wir uns heute in Deutschland einer relativen Geldwertstabilität erfreuen, dann ist das allerdings keine sichere Garantie für die Zukunft. Gerade ein Exportland wie Deutschland ist besonders stark von der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung in der Welt abhängig.

Dass die Inflation als Geißel der Menschheit keineswegs ausgestorben ist, zeigt sich in vielen Teilen der Welt. Ein besonders krasses Beispiel bildet derzeit der Ölstaat Venezuela mit einer Inflationsrate von 150 %.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Chronik der Schule in Elsen (ungedruckt)

Detlef Grothmann: Paderborn in der Weimarer Republik 1918 - 1930, Paderborn 1990

Heinz Hürten (Hrsg.): Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, Band 9, Weimarer Republik und Drittes Reich 1918 – 1945, Stuttgart 1995

Karl Hüser (Hrsg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Band 3, Das 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1999

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Heinrich August Winkler: Weimar 1918 – 1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993

## Wie Elsen zu seiner steinernen Almebrücke und seinen „Kunststraßen“ kam

### **Elsens Straßen im 19. Jahrhundert**

Die Lebensnerven, die eine Ortschaft nach innen erschließen und nach außen öffnen und verbinden, sind die Straßen. Von ihrem Zustand hängen wirtschaftlicher Wohlstand und Zukunftsfähigkeit eines Ortes entscheidend ab.

Befragt man die seit 1800 geführte Chronik der Gemeinde Elsen nach dem Ausbaustand der Straßen im 19. Jahrhundert, so fällt auf, dass innerörtlich lange überhaupt nicht von Straßen, sondern nur von Wegen die Rede ist. Nur die Elsen am nördlichen und südlichen Rande berührenden Verbindungsstraßen von Neuhaus nach Delbrück und von Paderborn nach Salzkotten werden als „Chausseen“ bezeichnet.

Zur Ausbesserung der Wege und Chausseen mussten die Elsener Hand- und Spanndienste leisten. Diese wegen der Beanspruchung durch Menschen, Pferde und Fuhrwerke und aufgrund der Wettereinwirkungen immer wieder notwendige Instandsetzung geschah zumeist durch das Aufbringen von Sand und Kies, seltener auch von Grand (Gesteinsschottermasse).

### **Immer wieder durch Hochwasser zerstört: Die Almebrücke**

Ein besonders neuralgischer Punkt für die wichtigste Verbindungsstraße Elsens in die nahegelegene Stadt Paderborn war die Überbrückung der Alme beim Hof Welslau. Weil an dieser Stelle im Mittelalter ein Durchlass (= Schling) durch die Paderborner Landwehr, ein Befestigungssystem aus Wällen und Hecken, führte, wurde die Almebrücke auch als „Schlingbrücke“ bezeichnet.

Immer wieder verursachte nach der Schneeschmelze oder nach längeren Regenperioden die aus dem Sauerland kommende Alme verheerendes Hochwasser, das Felder und Wiesen in Elsen weiträumig überschwemmte, die Ernte auf den Feldern vernichtete, die Wiesen versandete und die Keller voll Wasser laufen ließ.

Allein im 19. Jahrhundert sind darüber hinaus Beschädigungen oder Zerstörungen der Schlingbrücke durch das Hochwasser für die Jahre 1829, 1830, 1841, 1850, 1867, 1881 und 1890 überliefert. Dadurch war der Verkehr nach Paderborn zeitweilig unterbrochen oder auf den Umweg über Neuhaus verwiesen, und es entstanden der Gemeinde Elsen immer wieder erhebliche Kosten für die Reparatur oder Neuerrichtung der Brücke.

### **Der Plan einer steinernen Fahrbrücke**

So verwundert es nicht, dass nach dem besonders folgenreichen Hochwasser im November 1890 die Elsener Gemeindevertretung im Dezember mutig beschloss, die zerstörte Fußbrücke zunächst nur durch eine kleine Notbrücke zu ersetzen, aber später die Errichtung einer steinernen Fahrbrücke über die Alme ins Auge zu fassen, „wenn Provinz und Kreis dem Vorhaben tätige Zustimmung erteilten“ (Chronik 1, S. 168). Unter „tätiger Zustimmung“ war sicherlich nicht nur die Genehmigung, sondern auch finanzielle Förderung durch Zuschüsse und logistische Hilfe zu verstehen, denn ein solches mit Kosten von etwa 30000 Reichsmark veranschlagtes Projekt war für die kleine Gemeinde Elsen allein nicht mehr zu stemmen.

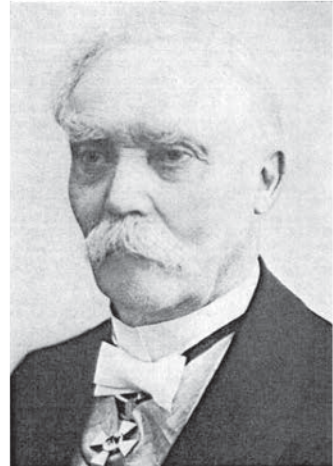
### **Entscheidungsgremien und handelnde Personen**

Angedeutet wird hier auch, welche Entscheidungsgremien im damaligen Preußen bei einer solchen Maßnahme zu kooperieren hatten: Die gewählte Gemeindevertretung und der Gemeindevorsteher in Elsen, das Amt Neuhaus mit seinem Amtmann, der Kreis Paderborn

mit seinem Spitzenbeamten, dem Landrat, und die Provinz Westfalen mit dem Oberpräsidenten, der Provinzialvertretung und den Fachbehörden in Münster.

Den Eisenern kam die um 1890 für ihr Vorhaben auf allen vier Ebenen besonders günstige Personenkonstellation zugute: Gemeindevorsteher war 1890 – 1896 Franz Schulze (vulgo Schriewemeyer), dem die Ortschronik bei seiner Verabschiedung „das lebhafteste Interesse und den musterhaftesten Fleiß“ (Chronik 1, S.194f.) beim Bau von Brücke und Straßen attestiert. Amtmann in Neuhaus war mit Oskar Eckardt (1852 – 1922) lange Jahre (1879 – 1913) ein offensichtlich tüchtiger Beamter, den die Gemeinde Neuhaus 1913 zum Ehrenbürger ernannte und dem bis heute eine Straße im Quinhagen gewidmet ist. Im September 1898 wurde ihm anlässlich der Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. bei den Kaisermanövern in Westfalen der rote Adlerorden vierter Klasse verliehen. Das veranlasste den Elsener Ortschronisten zu den Worten: „Diese Auszeichnung erfüllte alle in der Gemeinde mit großer Freude, hatte er sich doch viele Verdienste um Elsen erworben dadurch, dass er sehr viel dazu beitrug, dass die Chausseen Paderborn – Elsen – Bentfeld und Neuhaus – Elsen – Wewer angelegt wurden sowie die Brücke über die Alme gebaut wurde“ (Chronik 1, S. 204).

Die wohl entscheidende Person bei der Realisierung des Brückenbau- und des nachfolgenden Straßenbauprojekts in Elsen aber war der Landrat Walther Jentzsch. Der 1833 in Magdeburg geborene studierte Verwaltungsjurist evangelischer Konfession und bisherige Landrat des Kreises Simmern im Hunsrück war ausgerechnet auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes, der Auseinandersetzung des preußischen Staates mit der katholischen Kirche und dem politischen Katholizismus, 1875 als Landrat in das durch die Verhaftung und Inhaftierung des Bischofs Konrad Martin emotional aufgewühlte Paderborner Land geschickt worden. Aber durch seine ruhige, ausgleichende Art der Amtsführung gewann er überraschend schnell auch das Vertrauen der Paderborner Katholiken. 29 Jahre, bis zum Alter von 71 Jahren, blieb er ein außerordentlich tatkräftiger Landrat, der 1899 Ehrenbürger der Stadt Paderborn wurde. Die Jentzschstraße im Osten der Stadt erinnert an ihn.



*Landrat Jentzsch*

Auch auf der obersten Ebene, der Provinzialverwaltung in Münster, hatte Elsen für seine Pläne einen engagierten Fürsprecher. Der aus Elsen stammende Wilhelm Lengeling (1837 - 1901) hatte es nämlich bis zum Landesbaurat beim Provinzialverband gebracht. 1895 überbrachten ihm Gemeindevorsteher Schulze und Amtmann Eckardt aus Dankbarkeit für seinen erfolgreichen Einsatz für den Straßenbau in seiner Heimatgemeinde die Urkunde zum ersten Ehrenbürger von Elsen.

### **Der Bau der Almebrücke**

Im Juni 1891 begannen die mehrmonatigen Arbeiten an der Almebrücke, die von der Firma Liebold in Holzminden ausgeführt wurden. Interessant ist, dass schon damals nicht nur deutsche Arbeiter, sondern auch polnische und italienische Gastarbeiter an dem Projekt beteiligt waren.

Für den dreibogigen Brückenbau wurden vier viereckige Pontons ausgeschachtet und zum Schutze des Unterbaus Eichen- und Tannenbohlen mehrere Meter tief in das Flussbett eingerammt. Am 10. November 1891 erfolgte die feierliche Einsetzung des Schlusssteins

in Gegenwart von Landrat, Amtmann und geistlichen und weltlichen Gemeindevertretern. Nicht vorauszusehen war allerdings, dass diese Brücke bereits 1909 infolge eines erneuten Alme-Hochwassers einstürzte und 1910 durch eine neue Brücke mit nur einem Bogen von 46 m Spannweite ersetzt werden musste. Jedenfalls war mit der Fertigstellung der Almebrücke 1891 zunächst das schwierigste Hindernis für den Bau einer modernen Straße von Paderborn über Elsen nach Bentfeld beseitigt.



*Eingestürzte Almebrücke von 1891 nach dem Hochwasser von 1909*



*Almebrücke im November 1910*

### **Die „Kunststraßen“ Paderborn – Elsen – Bentfeld und Elsen - Neuhaus**

So konnten im Sommer 1892 die Vermessungsarbeiten für die Trassierung dieser Straße durch den Bauleiter, den Paderborner Ingenieur Wehrmann, aufgenommen werden. Vorgehen war eine „Kunststraße“, wie man damals eine nach den Regeln der Ingenieurskunst geplante und mit einer festen Fahrbahndecke versehene Straße bezeichnete. Ebenso war beabsichtigt, die neue Verbindung zur Kreisstraße zu erklären, was für die Gemeinde Elsen eine erhebliche finanzielle Entlastung bedeutete.

Im März 1893 begannen die Vorarbeiten des Straßenbaus. Eine Feldeisenbahn wurde angelegt, die für die Packlage und die Aufschüttung die Steine herbeibrachte, die zu beiden Seiten der geplanten Trasse aufgestapelt wurden.



Alte Elsener Postkarte mit „Kunststraße“

Am 25. April waren die Vorbereitungen an den

lange erhofften Chausseebauten Elsen – Bentfeld, Elsen – Paderborn und Elsen – Neuhaus so weit gediehen, dass der erste Spatenstich erfolgen konnte, der wiederum von dem um das Zustandekommen des Projekts besonders verdienten Landrat Jentzsch in Gegenwart zahlreicher geladener Gäste vollzogen wurde.

In seiner anschließenden Rede benannte der Landrat auch die Ziele des Vorhabens: Anhebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Wohlstands der Bevölkerung durch einen leichten und ungehinderten Verkehrsfluss. Für Elsen heiße das konkret, dass die (zumeist landwirtschaftlichen) Produkte ohne viel Zeitaufwand und bei möglichst geringen Kosten zum Absatz auf den Markt in die Stadt gebracht werden könnten und umgekehrt von dort der Warenbedarf der Dorfbewohner leicht herangeschafft werden könne.

Auf den ersten Spatenstich folgte in Etappen die eigentliche Erstellung der neuen Kreisstraße, im August 1893 von Bentfeld bis Gesseln und bis Dezember von dort bis zum Gunnebach in Elsen. Dazu schreibt der Ortschronist: „Es war dies eine Wohltat für die Gemeinde Elsen, da die Wege, die nicht gebessert wurden, nach Paderborn und Neuhaus hin weder für Fußgänger noch für Fuhrwerke zu benutzen waren“ (Chronik 1, S.183).

### Die „Kunststraße“ Elsen - Wewer

Am 26. April des folgenden Jahres 1894 erfolgte dann, wieder in Anwesenheit vieler geladener Gäste und erneut durch Landrat Jentzsch vollzogen, der erste Spatenstich zum Bau der „Kunststraße“ Elsen – Wewer. Jentzsch betonte in seiner Rede, dass es ihm durch die entgegenkommende Kooperationsbereitschaft der Vertreter der Gemeinden, des Kreises und der Provinz gelungen sei, immer mehr Straßen im Kreis Paderborn auszubauen, wodurch sich die Verhältnisse der Landwirtschaft bedeutend gehoben hätten. Amtmann Eckardt fügte hinzu, es sei vor allem Jentzsch zu verdanken, dass die Gemeinde Elsen „jetzt förmlich mit Straßen durchquert werde und nach allen Seiten bequeme Verbindungen habe bzw. erhalte“ (Chronik 1, S. 186).

### Dank an den Landrat

Am 1. Dezember 1894 wurde die neue „Kunststraße“ Paderborn – Elsen – Bentfeld behördlicherseits abgenommen und für gut befunden. Innerörtlich waren die „Kunststraßen“

mit Basaltsteinen gepflastert, außerhalb mit Kalksteinen, die sich allerdings auf die Dauer weniger bewährten.

Die Gemeinde Elsen bezeugte Landrat Jentzsch ihre Dankbarkeit durch eine von einem schmiedeeisernen Ornamentrahmen umrandete Gedenktafel aus Graphit, die in der Mitte des südlichen Geländers der Almebrücke angebracht wurde. Ihr Text in Goldbuchstaben lautete: „Nach Erbauung dieser Brücke und Vollendung der Kunststraßen Paderborn – Elsen – Bentfeld und Neuhaus - Elsen – Wewer in den Jahren 1891 – 1894 dem Königlichen Landrat, Geheimen Regierungsrat Walther Jentzsch gewidmet von der dankbaren Gemeinde Elsen“ (Chronik 1, S. 188).

Mit dieser Gedenktafel taten es die Elsener den Gemeinden Hövelhof und Stukenbrock gleich, die 1889 aus Dankbarkeit für die neue Straßenverbindung Hövelhof – Stukenbrock – Dalbke – Bielefeld in ihren Gemeinden jeweils Denkmäler aus Sandstein in der Form von Obelisken zu Ehren des Landrats errichtet hatten. Insgesamt wurden in der Amtszeit von Landrat Jentzsch im Kreise Paderborn 120 km neue Kreisstraßen erbaut.

Am 7. Mai 1895 konnte dann auch die neue Chaussee Elsen – Wewer abgenommen werden, die am 1. Dezember des gleichen Jahres vom Kreis übernommen wurde, wodurch Elsen weiter entlastet wurde.

Nachzutragen bleibt noch, dass im Sommer und Herbst 1894 im Zusammenhang mit dem Straßenbau beim Steinhof gegenüber der Elsener Kirche zunächst archäologische Untersuchungen stattgefunden hatten, von denen man sich – allerdings vergeblich – die Auffindung von Überresten des römischen Kastells Aliso erhofft hatte.

### **Vorteile besserer Straßen für Elsen**

Wie segensreich sich die bessere Verkehrsanbindung für Elsen auswirkte, wird symptomatisch an zwei Neuerungen deutlich, für die die neuen Straßen indirekt die Voraussetzung bildeten: Im April 1895 wurde in Elsen eine Postagentur mit Briefzustellung durch angestellte Postboten eingeführt, und ab 1897 holte ein eigener Milchwagen der neu gegründeten Molkereigenossenschaft Paderborn von den ihr beigetretenen Elsener Landwirten die Milch ab und brachte den Lieferanten die entfetteten Teile zurück.

### **Fazit**

Die weitsichtigen Brücken- und Straßenbauten der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Elsen sind nach dem Eisenbahnbau der Jahre 1850 – 53 und vor dem Straßenbahnanschluss des Jahres 1913 die wichtigsten Verkehrsinfrastrukturmaßnahmen des Kaiserreichs für Elsen.

Sie halfen mit, den Wandel Elsens von einer fast ausschließlich landwirtschaftlich geprägten Landgemeinde zur Mischgemeinde zu beschleunigen, in der auch Menschen wohnten, die in Paderborn und anderswo in Industrie- und Handwerksbetrieben ihre Arbeit fanden. Auch wenn zunächst noch Pferdefuhrwerke das Hauptverkehrsmittel auf den Straßen waren, so war doch die entscheidende Grundlage dafür gelegt, dass sich später auch der Auto- und Motorradverkehr entfalten konnte.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.): Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986

Friedrich Gerhard Hohmann: Geschichte der Verwaltung des Kreises Paderborn, in: Landkreis Paderborn. Zur Einweihung des Kreishauses 1968, Paderborn 1968, S. 9ff.

Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Karl Hüser (Hrsg.): Paderborn – Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 3, Das 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1999

Margit Naarmann: Die Bischofsstadt Paderborn im Kulturkampf 1871 – 1882 (Reihe Paderborn – Geschichte in Bildern - Dokumenten - Zeugnissen), Paderborn 1992

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1800 – 1900 (= Chronik 1), 2. Auflage, Elsen 2009

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974 (= Chronik 2), Elsen 2008

**Bildnachweis:**

Bild 1) aus: F.G. Hohmann, Geschichte der Verwaltung des Kreises Paderborn

Bild 2) und 3) aus: Elsen. Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, S. 55 und 134

Bild 4) aus: Kalender der Fa. Foto Klingebiel für das Jahr 1997

## Elsens Hauptstraße und ihre wechselnden Namen Wilhelmstraße – Hindenburgstraße – Von-Ketteler-Straße

Unzweifelhaft ist die heutige Von-Ketteler-Straße eigentlich schon seit jeher die Hauptstraße Elsens. Auch wenn früher statt einer kompakten Dorfstruktur eher der Charakter einer Streusiedlung mit aufgelockerter bäuerlicher Bebauung für Elsen typisch war, so waren doch die Kirche mit dem Friedhof und der Steinhof, mutmaßlich der 1036 zuerst erwähnte Hof Ilasan, zentrale Elemente des Dorfes, die einander gegenüber an der Hauptstraße lagen. Diese muss man sich allerdings zunächst eher als Hauptweg vorstellen.

Heute wird die Hauptstraßenfunktion der Von-Ketteler-Straße, die im Osten bei der Einmündung Paderborner Straße/Wewerstraße beginnt und im Westen bis zur Aufspaltung in Gesselner Straße und Sander Straße reicht, aus verschiedenen Gründen noch sehr viel deutlicher: Hier konzentrieren sich in weitgehend geschlossener Bauweise die wichtigsten Einzelhandelsgeschäfte, Banken, Arztpraxen, Apotheken und Restaurants, aber auch öffentliche Gebäude wie eine Schule und die Verwaltungsnebenstelle haben hier ihren Platz. Nur die Großmärkte sind aus Platzmangel bereits in die Nebenstraßen (Alisostraße, Dionysiusstraße und Wewerstraße) ausgewichen.

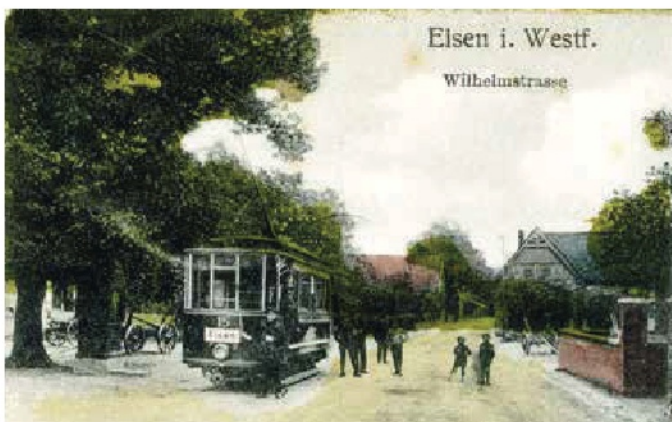
Vor allem aber ist die Von-Ketteler-Straße mangels Alternative das tägliche Nadelöhr sowohl für den innerörtlichen als auch für den nach außen gerichteten Einkaufs- und Berufspendelverkehr, bei dem es zu den Stoßzeiten immer wieder zu ärgerlichen Staus kommt, die wiederum zum Ausweichen auf „Schleichwege“ verführen. Wenn man sich klarmacht, dass in Elsen bei gut 16000 Einwohnern rund 10000 Fahrzeuge gemeldet sind, ist das nicht verwunderlich.

Man kann also sagen, dass die Von-Ketteler-Straße zwar fast immer belebt, aber keineswegs immer beliebt ist.

Manchem Elsener ist vielleicht auch nicht bewusst, dass die Straße vor ihrer heutigen Bezeichnung bereits zwei andere Namen getragen hat: Wilhelmstraße und Hindenburgstraße.

### Wilhelmstraße

Wann und durch wen die Bezeichnung „Wilhelmstraße“ aufgekommen ist, darüber schweigen sich die Elsener Ortschroniken von 1800 - 1900 und von 1901 - 1974 aus. Die Rede ist in ihnen stattdessen von der „Kunststraße Paderborn - Elsen - Bentfeld“, der „Kreisstraße“ oder der „Hauptstraße“.



Ansichtskarte 1913, Detail

Nur auf alten Postkarten taucht der Name „Wilhelmstraße“ auf. Offensichtlich fremdelten die Elsener ein wenig mit der hochgestochenen Benennung ihrer Hauptstraße nach den letzten



Ludwig Noster, *Bildnis Kaiser Wilhelms II.* (1900)



*Ansichtskarte 1921, Detail*

beiden Kaisern Wilhelm I. und Wilhelm II. Kein Zufall ist es wohl auch, dass eine Postkarte von 1921, also drei Jahre nach der Absetzung Kaiser Wilhelms II. nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, zwar das gleiche Motiv wie eine Ansichtskarte von 1913 zeigt, aber statt „Wilhelmstraße“ die neutralere Bezeichnung „Kreisstraße“ verwendet.

### Hindenburgstraße

1936, in der Zeit des „Dritten Reiches“, erfolgte dann die Umbenennung in „Hindenburgstraße“. Das war in sich konsequent: Man wollte offensichtlich verdeutlichen, dass die monarchische Zeit längst vorbei war, aber durch die erneute Benennung nach einem (früheren) Staatsoberhaupt den Hauptstraßencharakter auch weiterhin betonen.



*Paul von Hindenburg als Reichspräsident*

Hindenburg war durch seinen zum Mythos gewordenen Sieg bei Tannenberg im Ersten Weltkrieg und durch seine Position als Reichspräsident von 1925 bis zu seinem Tode 1934 immer noch ein Idol besonders konservativer Bevölkerungskreise, auch wenn er sich nach längerem Zögern durch seine Berater 1933 zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler hatte verleiten lassen.

Am 21. März 1933 hatte daraufhin Reichspropagandaminister Goebbels den sogenannten „Tag von Potsdam“ inszeniert, bei dem in einem Staatsakt in der dortigen Garnisonskirche am Grabe Friedrichs des Großen sich Hitler als Reichskanzler publikumswirksam mit Handschlag und tiefer Verbeugung zum Schein dem greisen Reichspräsidenten Hindenburg unterstellte.

Auf diese Weise sollte besonders den konservativ und monarchistisch wie Hindenburg eingestellten Deutschen, wie Goebbels es ausdrückte, eine enge Verbindung von „alter Größe und der jungen Kraft“ des Nationalsozialismus vorgegaukelt werden, um so letzte Bedenken gegen den radikalen Emporkömmling Hitler zu zerstreuen.

Als Hindenburg dann im August 1934 starb, übernahm Hitler neben den Ämtern des Reichskanzlers und des „Führers“ der NS-Bewegung auch das des Reichspräsidenten und vollendete damit die unumschränkte Diktatur.

Die Verteilung der wichtigsten Elsener Straßennamen im „Dritten Reich“ erinnert nicht zufällig an die personelle Konstellation des „Tages von Potsdam“, denn die Hindenburgstraße traf im Osten auf die in Adolf-Hitler-Straße umbenannte Wewerstraße. Mitten auf der Einmündung beider Straßen stand das 1967 an den Bohlenweg umgesetzte Kriegerdenkmal, das immer wieder Ausgangs- oder Zielpunkt für NS-Aufmärsche und Fackelzüge durch die mit Hakenkreuzfahnen „geschmückten“ Straßen Elsens war. Auch Festreden etwa zum Heldengedenktag oder zum Erntedankfest wurden am Schnittpunkt der beiden Straßen gehalten. Straßennamen dienten also im „Dritten Reich“ nicht nur der nüchternen Unterscheidung von anderen Straßen, sondern sie wurden zur politischen Propaganda missbraucht.

### **Von-Ketteler-Straße**

Warum musste nach dem Zweiten Weltkrieg die Hindenburgstraße noch einmal umbenannt werden?

Die Chronik der Gemeinde Elsen von 1901 - 1974 gibt die Antwort, wenn es im Zusammenhang mit der Gemeinderatssitzung am 11.12.1947 heißt (S.325): „Auf Verlangen der Militärregierung mussten Straßennamen, welche an den Nazismus und Militarismus erinnerten, umbenannt werden.“

Hintergrund dieses Verlangens war das sogenannte „Potsdamer Abkommen“ der drei Siegermächte USA, UdSSR und Großbritannien vom 2. August 1945, in dem u.a. die politischen und wirtschaftlichen Grundsätze für die Behandlung des besiegten Deutschen Reiches festgelegt wurden. Darin hieß es, der „deutsche Militarismus und Nazismus“ solle „ausgerottet“ werden. Neben die Demilitarisierung und Denazifizierung Deutschlands trat aber ein dritter Grundsatz: die Demokratisierung. Dem deutschen Volke solle die Gelegenheit gegeben werden, „sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage wiederaufzubauen und zu gegebener Zeit seinen Platz unter den freien und friedlichen Völkern der Welt einzunehmen.“

Damit wird angedeutet, dass dem deutschen Volke allmählich Schritt für Schritt das demokratische Selbstbestimmungsrecht zurückgegeben werden sollte. Konkret vollzog sich der Wiederaufbau demokratischer Institutionen beginnend von der untersten Ebene, den Gemeinden.

So wurde in Elsen am 14. September 1946 der erste Gemeinderat nach dem Kriege gewählt. Vier Parteien traten an: CDU, SPD, Zentrum und KPD. Gewählt wurden 15 Gemeinderäte, die ausschließlich der CDU (12) und der katholischen Zentrumspartei (3) angehörten. Sehr deutlich wurde in diesem Wahlergebnis der vielerorts hörbare Wunsch nach einem politischen Neubeginn auf der Basis christlicher Grundsätze.

Schon in der Ratssitzung am 27. 10. 1947 wurde daher nicht zufällig für die Neubenennung der Hauptstraße der Name „Kettelerstraße“ in Vorschlag gebracht, wie das Ergebnisprotokoll der Sitzung kurz mitteilt. Zu einer Beschlussfassung kam es aber noch nicht. Man dachte also anstelle zweier umstrittener Staatsoberhäupter an einen bedeutenden katholischen Bischof, einen Sozialreformer und westfälischen Landsmann, dessen politisches Engagement lange genug zurücklag, als Namensgeber.

Anders als es der Sitzungsprotokollant schreibt, waren in der Ratssitzung aber auch andere Namen in der Diskussion. Das wird deutlich in einem kurzen Bericht der „Westfalen-Zeitung“ vom 14. 11. 1947. Darin heißt es: „Dass die Adolf-Hitler-Straße wieder ihren alten Namen



*Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler  
(1811 - 1877)*

„Wewersche Straße“ erhalten sollte, darüber war der Gemeinderat einer Meinung. Anders war es mit der Hauptstraße des Ortes, der Hindenburgstraße. Man schlug Römerstraße, Ketteler-Straße, Leostraße und Widukind-Straße vor. Auch an den Elsener Kirchenpatron bzw. eine Dionysiusstraße wurde gedacht. Zu einem Beschluss kam es nicht, weil der Bevölkerung Gelegenheit gegeben werden soll, bessere Vorschläge zu machen.“

Einen Tag nach dem Erscheinen dieses Zeitungsartikels reichte dann der damalige Ortsheimatpfleger Johannes Plessler der Gemeindeverwaltung Elsen einen ganzen Katalog von Namensvorschlägen zu den Straßenumbenennungen ein. Als neuen Namen für die Hauptstraße, früher Hindenburgstraße, dachte er an „Römerstraße“. Als Begründung nannte er, dass im Urkataster von Elsen das Gebiet um Steinhof und Kirche als „Am Römerberg“ bezeichnet werde. In der Geschichtsschreibung und im Volksmund habe Elsen immer etwas mit dem römischen Lager Aliso zu tun gehabt. Dazu habe es auch

Ausgrabungen und Funde gegeben. Deshalb sei „der Name „Römerstraße“ unbedingt berechtigt und begründet“.

Die Bezeichnung „Kettelerstraße“ kommt in Plessers Schreiben ebenfalls vor, wird aber für ein Teilstück der heutigen Josefstraße vorgeschlagen.

Am 24. November 1947 schickte Johannes Plessler dann noch einen Nachtrag zur Benennung der Hauptstraße an die Gemeindeverwaltung Elsen, in dem er zwei weitere Vorschläge machte: „Dreizehnlindenstraße“ zu Ehren des Heimatdichters Friedrich Wilhelm Weber und zur Bekräftigung des Dreizehnlinden-Sportplatzes mit den an der Straße entlang stehenden dreizehn Lindenbäumen. Der zweite Vorschlag war „Schulstraße“, weil die alten Schulen mit dem Schulplatz die Straße unmittelbar berührten.

Plessler teilte allerdings auch mit, allgemein werde „der Wunsch lebhaft, die alte Bezeichnung „Hindenburgstraße“ zu belassen.“ Zur Begründung fügte er hinzu, „dass sich dieser Name schon eingebürgert“ habe „und dass Hindenburg schon vor der Jahrhundertwende eine geschichtliche Persönlichkeit“ gewesen sei.

Ausschlaggebend dafür, dass der Elsener Gemeinderat aber nicht eine Beibehaltung des Namens „Hindenburgstraße“ in Erwägung zog, dürfte wohl ein Schreiben des Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalen vom 3. 9. 1947 gewesen sein, das dem Elsener Bürgermeister am 29. 10. 1947 vom Amtsdirektor des Amtes Neuhaus zur Kenntnisnahme übermittelt worden war.

In diesem Schreiben nahm der Innenminister zu Anfragen Stellung, ob Straßennamen nach Hindenburg beibehalten werden sollten. Er verwies darauf, dass der Alliierte Kontrollrat den Begriff „Militarismus“ so ausgelegt habe, dass damit alle kriegerischen Ereignisse seit dem 1. 8. 1914 und alle damit verbundenen Personen gemeint seien. Der Name Hindenburgs sei aber mit dem Ersten Weltkrieg und durch seine Ernennung Hitlers zum Reichskanzler mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus so eng verbunden, dass eine Beibehaltung von Straßenbezeichnungen mit dem Namen Hindenburg mit dem Kontrollratsgesetz nicht zu vereinbaren sei.

Schon am 18. November 1947 hatte sich in einem umfangreichen Schreiben an die Gemeindeverwaltung Elsen mit Wilhelm Bastian sen. neben Johannes Plesser ein weiterer Elsener Bürger zur Frage der Straßenumbenennungen zu Wort gemeldet. Bastian stellte sich vor als Gründer des Verkehrs- und Verschönerungsvereins und bezog sich auf den oben erwähnten Artikel



*Ansichtskarte 1961*

in der „Westfalen-Zeitung“. Bastian schlug für die bisherige Hindenburgstraße alternativ die Namen „Hauptstraße“, „Kreisstraße“ oder „Paderborner Straße“ vor.

Den im Zeitungsbericht und danach bei Plesser genannten Vorschlag „Römerstraße“ lehnte er ab, weil wissenschaftliche Ausgrabungen auf der Suche nach einem Römerlager in Elsen keinerlei Ergebnisse erbracht hätten. Auch eine Benennung der Hauptstraße nach dem Kirchenpatron, dem hl. Dionysius, lehnte Bastian ab. Eine Benennung nach einer Person komme seiner Meinung nach überhaupt erst in



*Ansichtskarte ohne Datierung*

Frage, wenn die betreffende Person sich am Ort besonders hervorgetan habe.

Dieser Meinung war der Elsener Gemeinderat offensichtlich nicht, als er sich am 11.12.1947 endgültig für die Neubenennung „Von-Ketteler-Straße“ entschied. Denn Wilhelm Emmanuel von Ketteler stand als Bischof, Sozialreformer und Zentrumspolitiker den damaligen Gemeinderatsmitgliedern sicherlich zwar weltanschaulich nahe und auch seine westfälische Herkunft sprach für ihn, aber einen direkten Bezug zu Elsen hatte er nicht. Welche Rolle die weiteren Vorschläge in der Diskussion des Gemeinderats gespielt haben, verrät uns das Sitzungsprotokoll leider nicht.

Auch mit dem neuen Namen tun sich die Elsener bis heute etwas schwer. Vielleicht klingt er durch das Adelsprädikat wieder etwas hochgestochen. Auch die Rechtschreibung ist nicht ganz einfach. Wenn man zum Einkaufen fahren will, sagt man meist nicht, man fahre zur „Von-Ketteler-Straße“, sondern einfach „ins Dorf“.

## **Fazit**

Straßennamen sind, besonders wenn sie sich auf Personen beziehen, oft ein Spiegelbild des jeweiligen Zeitgeistes und der sich wandelnden Werte bei der Beurteilung einer Persönlichkeit.

Das wird im Falle der Elsener Hauptstraße und ihrer wechselnden Namen exemplarisch deutlich: Wurde Kaiser Wilhelm II. vor dem Ersten Weltkrieg als Monarch von Gottes Gnaden verehrt, verlor er 1918 sein Amt und war als Kriegsschuldiger verfeimt. Galt Hindenburg zunächst als großer Feldherr und daher dann auch als würdig für das Amt des Reichspräsidenten, so wurde er später als Steigbügelhalter Hitlers verurteilt.

Wilhelm Emmanuel von Ketteler droht ein solches Schicksal nicht, aber sein Name und seine Ziele haben heute an Bekanntheit verloren. Auch für die Elsener bedarf es der erneuten Erinnerung, nach wem eigentlich ihre Hauptstraße benannt ist.

Erstaunlich und zugleich erfreulich ist immerhin, dass man in der Situation von 1947, also noch in der Besatzungszeit, überhaupt noch einmal den Mut fand, die Hauptstraße nach einer als vorbildlich empfundenen Persönlichkeit zu benennen. Dass das nach der Frustration mit den beiden Vorgängernamen alles andere als selbstverständlich war, zeigen die Gegenvorschläge von Johannes Plesser und Wilhelm Bastian: Rückzug auf weit zurückliegende historische Ereignisse („Römerstraße“) oder nüchtern-funktionale Bezeichnungen („Hauptstraße“, „Kreisstraße“, „Paderborner Straße“, „Schulstraße“) waren damals Trumpf.

*Günter Wißbrock*

## **Benutzte Literatur:**

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 - 1900, 2. Auflage, Elsen 2009

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008

Stadtarchiv Paderborn, Akte H Elsen 43: Straßenbenennungen und Umbenennungen 1947 - 1948

## **Bildnachweis:**

Abbildungen aller Postkarten: Stadtarchiv Paderborn, Ansichtskartensammlung

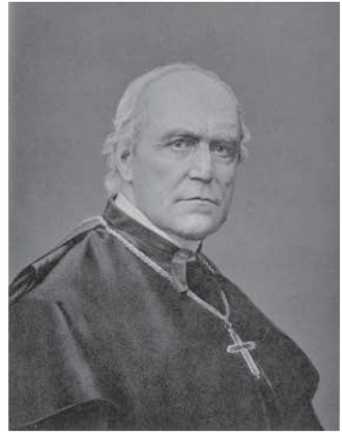
# Wer war Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler?

## Der Namenspatron der Elsener Hauptstraße

Als der Elsener Gemeinderat im Jahre 1947 beschloss, die bisherige Hindenburgstraße in „Von-Ketteler-Straße“ umzubenennen, war der neue Namenspatron für die Ratsmitglieder sicherlich eine bekannte Gestalt. Denn alle 15 gehörten entweder der CDU (12) oder der katholischen Zentrumsparterie (3) an, also Parteien, die sich in ihrer Programmatik auch auf die katholische Soziallehre berufen, als deren wichtigster Vordenker im 19. Jahrhundert Bischof von Ketteler gilt.

Heute dürfte der Bekanntheitsgrad von Kettelers in Elsen längst nicht mehr so groß sein. Der Männerverein, der in ihm einen seiner geistigen Väter sah, hat sich aufgelöst. Die Bevölkerung Elsens ist zwar nach wie vor mehrheitlich katholisch, aber es gibt heute auch einen erheblichen Teil Andersgläubiger.

Ein indirekter Hinweis, dass der Name „von Ketteler“ heute nicht mehr so vertraut zu sein scheint, ist die Tatsache, dass an zwei wichtigen Gebäuden an der Hauptstraße Schilder mit der falschen Rechtschreibung „Kettlerstraße“ angebracht sind. Sollte der Name der Fahrradfabrik Kettler heute prägender sein als der des Bischofs? Es scheint also nötig zu sein, sich einmal erneut mit dem Lebenslauf und der Gedankenwelt von Kettelers zu beschäftigen, damit der Name von Elsens Hauptstraße nicht zur zwar häufig benutzten, aber im Grunde inhaltsleeren Floskel erstarrt.



Wilhelm Emmanuel von Ketteler, 1870

## Jugend und Ausbildung

Wilhelm Emmanuel von Ketteler wurde am ersten Weihnachtstage 1811 als sechstes von neun Kindern einer Familie aus altem westfälischen Adel in Münster geboren. Seine frühe Jugend verlebte er auf Schloss Harkotten, dem Stammsitz der Familie von Ketteler in der Nähe von Warendorf.

Nichts deutete darauf hin, dass er einmal als „Arbeiterbischof“ in die Geschichte eingehen würde. Im Gegenteil: Als privilegierter Adelssohn wurde er zunächst von Hauslehrern erzogen und



Schloss Harkotten

dann als oft unbändiger und zum Jähzorn neigender Dreizehnjähriger von den Eltern für vier Jahre auf das Jesuiteninternat in Brig im Schweizer Kanton Wallis geschickt.

Trotz der dort gepflegten intensivsten Frömmigkeitserziehung dachte er aber nach dem Abitur 1829 nicht an eine geistliche Laufbahn. Er entschied sich für ein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, später in Heidelberg, München und Berlin. Als Student schloss er sich einer schlagenden Verbindung an und verlor gleich im ersten Duell seine Nasenspitze. Nach (damals unbezahlter!) Referendarzeit und einjährigem Militärdienst trat er 1835 als Verwaltungsbeamter in den preußischen Staatsdienst ein. Hier hätte er wahrscheinlich aufgrund seiner Herkunft und seiner Begabung eine glänzende Karriere machen können.

### **Erste Lebenswende**

Aber dann kam es durch ein Ereignis von außen zu der entscheidenden Wende in seinem Leben. 1837 wurde der Erzbischof von Köln, Clemens August Droste zu Vischering, auch er ein westfälischer Adliger, durch den preußischen Staat abgesetzt und für eineinhalb Jahre in Minden inhaftiert. Grund dafür war die Opposition des Bischofs gegen das preußische Dekret über das Bekenntnis der Kinder aus konfessionsverschiedenen Ehen.

Wilhelm Emmanuel von Ketteler war derartig empört über den Eingriff des preußischen Staates in die Kirche und die Behandlung des Bischofs, dass er als 26-Jähriger den Staatsdienst quittierte und seine bisherigen Karrierepläne aufgab. Seinem Bruder schrieb er, er könne „einem Staate, der Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen“.

Es folgten fast drei Jahre des inneren Ringens und Suchens. Wirtschaftlich hätte sich von Ketteler das Privatiersdasein zwar leisten können, weil ihm sein Vater testamentarisch ein Einkommen gesichert hatte und auch sein Bruder ihn finanziell unterstützte, aber seelisch war er höchst unzufrieden mit seiner Lage. Er setzte sich auch mit dem Gedanken eines möglichen Eintritts ins Priesterseminar auseinander, hatte aber große Skrupel, ob er charakterlich für den geistlichen Stand geeignet sei. Noch

1838 schrieb er an seinen Bruder Wilderich: „Um mich aber zum geistlichen Leben umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich, als Tote zu erwecken.“



*Das Ketteler-Denkmal in Hopsten*

### **Der Priester**

1839 zog er nach München und wurde dort im Kreis um Joseph Görres, den Kopf der katholischen Erneuerungsbewegung im 19. Jahrhundert, darin bestärkt, doch zum Priester berufen zu sein. Er studierte daraufhin in Eichstätt und München Theologie und wurde 1844 in Münster zum Priester geweiht.

Schon als Kaplan in Beckum kümmerte er sich nicht nur um das Seelenheil der ihm Anvertrauten, sondern auch um ihre sozialen Nöte. So sammelte er erhebliche Beträge für die Einrichtung eines Krankenhauses für die sozial Schwächeren in der Stadt.

Als Landpfarrer in Hopsten bei Rheine ab 1846 erlebte er vor Ort die durch die Kartoffelfäule verursachte große Hungerkrise, deren Folgen durch eine Typhusepidemie noch verschärft wurden.

Von Ketteler organisierte einen Verein zur Armenfürsorge aus den wenigen Wohlhabenden seiner Pfarrei und forderte auch Hilfe in Form von Getreideliefer-

rungen bei seiner adligen Verwandtschaft ein, so dass das Nötigste an Nahrungsmitteln beschafft werden konnte. Durch sein soziales Engagement gewann er auch mehr und mehr das Vertrauen der Menschen für seine geistlichen Anliegen. Seine Grundüberzeugung war, die Kirche müsse aus Liebe und Barmherzigkeit den notleidenden Menschen helfen. Sonst werde ihr der ungläubige Arbeiter eines Tages zurufen: „Was helfen mir eure guten Lehren und eure Vertröstungen auf eine andere Welt, wenn ihr mich in dieser Welt mit Weib und Kind in Hunger und Not darben lasst. Ihr sucht nicht mein Wohl! Ihr sucht etwas anderes.“

### **Zweite Lebenswende**

Bald aber bereiteten wiederum politische Ereignisse dem Leben von Ketteler eine zweite Wende. Als Ergebnis der Revolution von 1848 kam es zur Ausschreibung von Wahlen zu einer gesamtdeutschen Nationalversammlung, die eine Verfassung ausarbeiten sollte. Von Ketteler wurde zu einer Kandidatur im Wahlkreis Tecklenburg/Warendorf gedrängt und mit klarer Mehrheit zum Abgeordneten im Frankfurter Paulskirchen-Parlament gewählt, so dass er schweren Herzens seine Landpfarrei Hopsten verlassen musste.

Als zwei Paulskirchen-Abgeordnete durch Aufständische brutal ermordet wurden, hielt von Ketteler die anklagende und aufwühlende Leichenrede, die in ganz Deutschland gewaltigen Eindruck machte und den westfälischen Bauernpastor zu einer nationalen Berühmtheit werden ließ. Dadurch war ihm auch die Aufmerksamkeit sicher, als er zwei Wochen später beim ersten deutschen Katholikentag in Mainz in einer Rede die Kirche und die Gläubigen aufforderte, sich mit aller Entschiedenheit der Lösung der Sozialen Frage, vor allem der Linderung der Not der Industriearbeiter, zuzuwenden.

Von Ketteler beeindruckte nicht nur von der Sache her, sondern er wird auch als glänzender Rhetoriker geschildert. Daher lud ihn der Mainzer Dompfarrer ein, die Adventspredigten des Jahres 1848 zu halten. In ihnen entwickelte von Ketteler ausführlich seine Sicht der Sozialen Frage. Ihre tiefere Ursache sah er in der Abkehr von der christlichen Nächstenliebe und dem Egoismus und der Kältherzigkeit vieler Besitzender angesichts der Not der Armen, besonders der abhängig Beschäftigten. Daraus folgte er seine spezifische Position zur Frage des Privateigentums. Eine Enteignung, wie sie die Kommunisten forderten, lehnte er zwar ab, denn sie würde nur Streit und Vernachlässigung bewirken. Ebenso vehement aber wandte er sich auch gegen die liberale Auffassung vom unbedingten Eigentums- und Verfügungsrecht des einzelnen über die Güter der Erde. Was Gott zur Nahrung und Bekleidung aller vorgesehen habe, dürfe nicht zur Befriedigung der ungemessensten Habsucht einzelner dienen. Von Kettelers Position ist mit geradezu klassischen Worten heute Teil unseres Grundgesetzes geworden: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“ ( Art. 14.2).

### **Der Bischof**

Als von Ketteler sein Mandat in Frankfurt niederlegte, war wegen seines inzwischen erworbenen Bekanntheitsgrades an eine dauerhafte Rückkehr in seine Landpfarrei Hopsten nicht zu denken. Im August wurde er zum Propst an der Hedwigskathedrale in Berlin ernannt. Weniger als ein halbes Jahr später und erst sechs Jahre nach seiner Priesterweihe wurde er schließlich zum Bischof von Mainz berufen.

Seinem Thema, der Sozialen Frage, blieb er in Wort und Tat treu. 1864 legte er sein gegenüber dem Kapitalismus sehr kritisches Buch „Die Arbeiterfrage und das Christentum“ vor. Eine Lösung sah er damals in der Gründung von Produktivgenossenschaften, an deren Gewinn die Arbeiter beteiligt werden sollten. Später sprach er sich auch für deutsche

Gewerkschaften und das Streikrecht aus, um der Hilflosigkeit des einzelnen Arbeiters gegenüber der Geldmacht der Kapitalisten entgegenzuwirken. Außerdem forderte er eine umfangreiche staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung (Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzung, Gewährung von Ruhetagen, Verbot der Kinderarbeit).

1871/72 war er Mitglied des Deutschen Reichstags und versuchte auch dort als Abgeordneter der katholischen Zentrumspartei, zu deren Gründern er gehörte, seine sozialpolitischen Vorstellungen durchzusetzen.

Streitbar zeigte sich von Ketteler in seinem zweiten Lebensthema, dem Kampf für die Freiheit der Kirche von staatlicher Bevormundung, besonders in seinen letzten Lebensjahren, als in Preußen der „Kulturkampf“ mit der katholischen Kirche ausbrach.

Streitbar war er aber auch innerkirchlich. Auf dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70) war er einer der führenden Köpfe der Minderheit von 140 der 700 Konzilsväter, die sich gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes wandten.

Auf der Rückreise von einem weiteren Rombesuch anlässlich des goldenen Bischofsjubiläums von Papst Pius IX. erkrankte von Ketteler an einer Lungenentzündung und starb 65jährig am 13. Juli 1877 im Kapuzinerkloster Burghausen in Bayern. Er ruht in der Marienkapelle des Mainzer Domes.

### Fazit

Wilhelm Emmanuel von Ketteler hat auf beispielhafte Weise durch sein Leben und Wirken deutlich gemacht, dass das große Wort von der christlichen Nächstenliebe ein bloßes Wort bleibt, wenn es nicht den jeweiligen Zeitumständen entsprechend in konkretes Tun umgesetzt wird. Er hat aber auch - bei aller Wertschätzung privater Barmherzigkeit – erkannt, dass diese allein nicht ausreicht. Es bedarf vielmehr auch der sozialpolitischen Initiative der Gesellschaft und des Staates.

Vorbildlich an von Ketteler ist, dass sein waches Gewissen ihn nicht in den Grenzen adligen Standesdünkels verharran ließ, sondern ihn zur vorrangigen Option für die Armen bewegte. Damit dürfte er auch ein Mann nach dem Herzen des heutigen Papstes Franziskus sein. Wir Elsener aber können mit Hochachtung von dem Namenspatron unserer Hauptstraße sprechen, bei dem wir auch Maßstäbe für unser eigenes Denken und Handeln finden können.

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur:

Kardinal Reinhard Marx: Christsein heißt politisch sein – Wilhelm Emmanuel von Ketteler für heute gelesen, Freiburg 2011

Markus Raasch: Der Adel auf dem Feld der Politik – Das Beispiel der Zentrumspartei in der Bismarckära (1871-1890), Düsseldorf 2015

Markus Raasch: Die Dialektik der Moderne – Der westfälische Adel und die Anfänge der Zentrumspartei, in: Westfälische Zeitschrift 165(2015), S. 93 - 115



*Rheinland-pfälzische Briefmarke (1948)*



*Briefmarke von 1977 zum 100. Todestag*

## **Not macht erfinderisch**

### **Sparsame Wirtschaft in der frühen Nachkriegszeit**

Vor einiger Zeit hat mir ein guter bayerischer Freund, der als Sohn eines Försters in der Oberpfalz aufgewachsen ist und heute als Notar im Ruhestand lebt, das Manuskript eines Vortrags zugeschickt, den er in seiner jetzigen Heimatstadt gehalten hat. Thema des Vortrags sind seine Erinnerungen an die wirtschaftliche Notlage der frühen Nachkriegsjahre und daran, wie seine Familie mit den damaligen Problemen fertig geworden ist.

Was hat das alles mit Elsen zu tun? Nun, ich zumindest fühlte mich sogleich angesichts der anschaulich geschilderten Details an vieles ganz ähnlich Erlebte erinnert. Allerdings habe ich damals noch nicht in Elsen gelebt. Wie wäre es also, wenn - angeregt durch dieses Vortragsmanuskript - einige ältere Elsener einmal ihre eigenen Erfahrungen in den ersten Nachkriegsjahren zu Papier brächten oder sich dazu interviewen ließen? Die Redaktion der „Elsener Nachrichten“ jedenfalls würde diese Beiträge gerne abdrucken.

Das könnte einen mehrfachen Sinn haben: Für die ältere Generation würde es eine Auffrischung ihrer Erinnerung an die bescheidenen Rahmenbedingungen ihrer eigenen jungen Jahre bedeuten. Für die Jüngeren, die diese Zeit nicht mehr miterlebt haben, würde es die eigene Gegenwart und Vergangenheit relativieren: Der Wohlstand, in dem die meisten von uns heute leben, ist keineswegs selbstverständlich. Wenn heute bei uns von „Überfluss-“ und „Wegwerfgesellschaft“ die Rede ist, dann ist das angesichts der Notlage in vielen Teilen der Welt und der Knappheit der Ressourcen alles andere als eine begrüßenswerte Entwicklung. Wenn dagegen heute mit dem Modewort „Recycling“ zur Wiederverwertung von Materialien aufgerufen wird, so ist das nicht etwa eine neue Idee, sondern es ist der Not gehorchend in den Nachkriegsjahren längst praktiziert worden. Auch die Wahrheit des Sprichworts „Not macht erfinderisch“ ist in jenen Jahren bewiesen worden.

Vielleicht verstummt bei manchem das „Jammern auf hohem Niveau“, wenn er sich der Lebensbedingungen in den frühen Nachkriegsjahren bewusst wird. Vielleicht wird aber der Blick dafür geöffnet, dass es hier in Elsen bei allem Wohlstand auch in unseren Tagen materielle Notlagen gibt. Würde sonst die „Tafel“ jede Woche eine wachsende Anzahl Menschen mit dem Nötigsten versorgen müssen?

Doch nun zu dem angekündigten Vortragsmanuskript, das in einem guten Gedächtnis aufbewahrte Kindheitserfahrungen lebendig und mit dem nötigen Galgenhumor wiedergibt. Es wird hier wörtlich zitiert. Nur einige bayerische Dialektausdrücke sind in eckigen Klammern von mir erläutert worden.

*Günter Wißbrock*

#### **A. Was ich erzählen will**

I.

Im tiefsten Siebenbürgen hat mir mein Neffe berichtet, wie dort auf dem Land noch heute gewirtschaftet wird, mit folgendem Beispiel: „Mein Nachbar klopft bei jeder Gelegenheit die aus alten Brettern herausgezogenen krummen Nägel gerade, um sie wiederverwenden zu können, wie man das halt früher auch bei uns gemacht hat.“

Diese Bemerkung hat mich auf die Idee gebracht, aus eigener Erinnerung ein wenig zusammenzutragen, mit welchen Tricks man in meiner Kinderzeit gewirtschaftet und gespart hat, eben sparen musste, denn das war in der Notzeit nach dem Weltkrieg, vor dem „Wirtschaftswunder“.



## II.

Bei Kriegsende war ich sechs Jahre alt, lebte auf dem Lande in einem weitläufigen alten Forstamt mit den Eltern, drei Geschwistern, einer Tante, einem Cousin, einer Haushaltshilfe (also zu acht), dazu einem einquartierten Offizier und in Wohn-gemeinschaft mit der aus Böhmen vertriebenen Lehrerfamilie W. (drei Personen) sowie dem Jagdhund „Troll“.

Im Vergleich zu vielen Mitmenschen hatten wir es zwar knapp, aber nicht schlecht, denn es gab einen Garten mit Gemüsebeeten, einigen Kartoffelzeilen, ein paar Obstbäumen und allerlei Viechern (Hühnern, Kaninchen, Gänseküken, einmal Truthühnern, zweimal sogar einem Hammel). Aber doch sorgten sich meine Eltern jeden Tag, wie sie die Verpflegung und den Alltagsaufwand hinkriegten.

*Der Verfasser, ca. 1948*

## III.

Hauptwirtschaftsprinzip war: „Nichts wegwerfen, was man noch verwenden kann“. Die Erinnerung daran ist heute freilich mehr amüsant, als es die Realität damals war.

## B. Einige Stichpunkte dazu

### I. Flüchtlingsnot:

Die böhmische Lehrersfamilie war bei uns praktisch ohne alles gelandet. Meine Eltern teilten den Gartenertrag mit ihr und halfen mit alten Möbeln und Geschirr vom Speicher aus. Ich war aber doch sehr beeindruckt, als ich sah, wie Frau W. vom Schuttplatz angeschlagenes Geschirr und verbogene Gabeln heimtrug, ebenso löcherige Eimer, die ihr der Spengler [Klempner] wieder zusammenlötete. An Weihnachten feierte diese Familie zwar mit uns im Weihnachtszimmer, aber einen eigenen Christbaum hatte auch ihr mein Vater beschafft. Dazu fabrizierte Herr W. aus Draht und Papier den Schmuck, und als Silber-Lametta zerlegte er mehrere „Putzrasche“ [Topfreiniger aus dünnen Metalldrähten]!

### II. Altmaterial

Alles wurde gesammelt (Alteisen, Altpapier, Stanniol von weggeworfenen Zigaretten-schachteln, leere Flaschen) und für ein paar Pfennige verkauft, soweit man nicht selbst eine Verwendung hatte, wie eben die eingangs erwähnten gerade geklopften Nägel und das Schuttplatzgeschirr der Familie W.

Während des Krieges hatte es eine Pflicht zur Ablieferung wertvollen Altmetalls zum Nutzen der „Volksgemeinschaft“ gegeben. In einem Dörfchen in Franken (dort lebte eine Tante von mir) hatte die „Volksgemeinschaft“ gerade erst die Juden vertrieben; von deren Ritualbad war aber noch ein großer Kupferkessel da. Der wurde nun als wertvoller Rohstoff für die Kriegswirtschaft abgelie-fert, registriert, - und anschließend wieder geklaut! Das geschah so oft, dass das Dorf A. wegen seines überdurchschnittlichen Beitrags zur Kupferbeschaffung parteiamtlich belobigt wurde!

Schnüre waren rar. Wenn ein Paket eintraf, wurden diese deshalb nicht aufgeschnitten, sondern aufgeknotet, allenfalls wieder zusammengebunden und für das nächste Paket aufgerollt: Ergebnis war, dass fast jedes Paket von vielerlei Schnüren und Knoten umwickelt war. Geschenkpapier, wenn überhaupt vorhanden, wurde nach Verwendung nicht weggeworfen, sondern mit dem Bügeleisen glattgebügelt.

Wenn an einem Handbesen die Borsten vorne abgearbeitet waren, warf man ihn nicht weg: Der Stiel wurde abgesägt, andersherum wieder aufgeschraubt: Der Besen lebte so doppelt so lang.

Kerzenreste, nicht etwa aus Wachs, sondern aus Unschlitt (Talg), wurden eingeschmolzen und dienten als Bohnerwachs und Schuhwische.

Neben der üblichen Schiefertafel dienten als Material für Schulhefte, Malbücher und Briefpapier zerschnittene Papiersäcke.

### III. Energie

**Stromsparen:** Zur Energieersparnis gab es schon damals die Sommerzeit, und zwar gleich als „doppelte Sommerzeit“ (zwei Stunden), dazu die Stromsperrungen im Winter, d. h. Abendstunden ohne elektrischen Strom. Da saßen wir im dunklen Wohnzimmer alle beisammen, Licht gaben ein oder zwei „Hindenburg-Licht!“ [Talglichter in einer Pappschale]. Mein älterer Bruder und der Cousin hatten die Idee, zur Anfertigung der Hausaufgaben das Licht zu bündeln, indem sie Handspiegel dahinter stellten. Wir glaubten allen Ernstes, das würde die Beleuchtung verdoppeln! Im Keller und in Nebenräumen verwendeten wir Karbid- und Petroleumlampen, ja allen Ernstes sogar Kienspäne.

**Heizung:** Wir hatten Holz (Forsthaus!), aber nicht zu viel, denn mein Vater musste dafür zahlen. So wurden nur die Küche mit dem Küchenherd, das Wohnzimmer mit einem Dauerbrenner als Aufenthaltsraum für alle und einmal in der Woche(!) der Badeofen geheizt; die Schlafzimmer nur, wenn jemand krank war, und an zwei Tagen das für Weihnachten ausgeräumte Zimmer. Der Weihnachtsmorgen war der einzige Morgen, an dem wir Kinder uns im warmen Zimmer anziehen durften!

Als Brennmaterial gab es neben dem Holz auch Torf. Damit dieser nicht zu schnell verbrannte, wurden die Torfstücke mit Papier umwickelt.

Das Holz wurde händisch [manuell] gespalten. Mein jüngerer Bruder versuchte sich in dieser Kunst und hackte sich sogleich in den Daumen, übrigens den rechten, weil er Linkshänder ist.

**Kein Benzin:** Mein Vater hatte nach dem Krieg seinen von der Wehrmacht requirierten Pkw Marke HANOMAG zurückbekommen. Er brauchte ihn für sein ausgedehntes Forstamt. Benzin gab's kaum, und so hatte diesen Pkw schon das „Dritte Reich“ zum „Holzvergaser“ umgebaut; das Auto hatte also ein richtiges außen angeschraubtes Trumm [großes Exemplar] Ofen. Der musste mit Holzkohlen befeuert werden und brauchte immer eine Weile, bis sich der Wagen in Bewegung setzte.

### IV. Ernährung, ein weites Feld der Erinnerungen

Natürlich wurden wir zum Hamstern geschickt, und zwar weit im Umkreis.

In unserem Oberpfälzer Städtchen waren viele Bürger noch Kleinbauern und hatten eine oder zwei Kühe. Auf langen Fuß- und Radwegen schafften wir von diesen Magermilch nach Hause, liter- und halbliterweise. Diese Kleinbauern entrahmten nämlich die Milch mit einer Zentrifuge und machten aus dem Rahm Butter, was aber die Ablieferungsstelle nicht wissen durfte.

Zitat: „Herr Forstmeista, an Liter Magamejich kenna's schou hob'n, weil ma'n sunst da Sau geb'n, aber wenn eana Kinder dawischt wer'n, mejins sog'n, des is a Vojmuich“. [„Herr Forstmeister, einen Liter Magermilch können Sie schon haben, weil wir ihn sonst der Sau geben, aber wenn Ihre Kinder erwischt werden, sollen sie sagen, das sei eine Vollmilch.“] Wir wurden aber nie erwischt! Mein älterer Bruder und der Cousin holten diese Pseudovollmilch weit weg aus der Waldmühle („Woidmui“), ca. 15 km. Als Dreingabe erhielten sie aus Mitleid von der Waldmüllerin zum Trinken „Huselwassa“; das war Wasser, in dem getrocknete Birnen (Hutzeln) wieder aufgeweicht worden waren.

Ein Privileg war, dass ab und zu ein Stück Wildbret anfiel. Freilich durften nach dem Krieg die deutschen Forstleute kein Wild erlegen, denn das Jagdrecht hatten die Amerikaner, außerdem waren die Wälder fast leergewildert. Nur krankes Wild durfte geschossen werden. Also war eben alles erlegte Wild krank! Der örtliche Tierarzt attestierte die nötige Krankheit, erhielt dann aber auch etwas von dem „kranken“ Wildbret.

Wenn (freilich nicht zu oft!) Fleisch oder Fisch in die Küche kam, war es nie viel für die vielen Esser. Da wurde nichts vergeudet. Die Knochen, auch die Gräten von einem größeren Fisch (in der Oberpfalz manchmal einem Karpfen) wurden abgekratzt, daraus entstanden Fleisch- oder Fisch-Pflanzl [Frikadellen], deren Masse mit viel alten Brotresten gestreckt wurde.

Und ein lustiges Erlebnis hatten wir mit dem einquartierten Offizier, der im Privatleben ein norddeutscher Pastor war: An Weihnachten gab es die geschlachteten Truthühner. Der Herr Pastor war Gast am Tisch. Wir mussten uns fein benehmen und hätten doch zu gerne die Knöchelchen in die Hand genommen und „abgefieselt“. Also war ausgemacht, dass jeder sich seinen Teller merkt und dann in der Küche seine darauf gelegten Truthuhn-Reste fertig abnagt, und so stand die ganze Familie nachher zu diesem Zweck um den Küchentisch, aber nun klopfte es an der Tür und der Herr Pastor wollte irgendwas, sah uns alle und lächelte voll Verständnis.

Der Spinat aus dem Garten wurde tatsächlich mit Brennesseln gestreckt. Ob er mir geschmeckt hat, weiß ich nicht, weil man als Kind sowieso keinen Spinat mag. Ich war aber fasziniert, dass man Unkraut essen konnte.

Altes Brot wurde „verkochte Brotsuppe“, die war grausig; wenn je eine Brühe da war, gab es „eingeschnittene Brotsuppe“, die war herrlich.

Kaffee: Bohnenkaffee war eine Rarität; er wurde für die Festtage oder für eine Einladung aufgehoben. Sonst gab es Malzkaffee (den berühmten Muckefuck); aber auch Kaffee aus selbst geröstetem Getreide und sogar aus Eichel. Alles das wurde in der Kaffeemühle gemahlen und in der Kanne aufgebrüht. Der ausgelaugte Kaffeersatz ergab dann die Grundsubstanz für den strohtrockenen Kaffeekuchen; der wurde mit verdünntem Himbeersaft als Mittagessen verspeist.

Eier waren rar; sogar wir mussten gemäß der amtlichen Hühnerzählung Eier abliefern, weshalb vor der Zählung ein Teil des Hühnervolks in einer Schupfe [Schuppen] versteckt wurde. Ein Fest war es, wenn ein Huhn seine Eier planwidrig „verlegt“ hatte; entdeckten wir ein solches Versteck, mussten die Eier gleich aufgeschlagen werden und durften, wenn noch nicht verdorben, gleich gegessen werden.

Was war ein „Schiebebrot“? Man bekam zu einer Scheibe Brot ein Wurstradl [Wurstscheibe]. Das legte man so drauf, dass man dieses mit den Zähnen vorwärts schob und erst mit dem letzten Bissen verschluckte. So hatte man den Duft in der Nase, wie wenn es ein komplettes Wurstbrot gewesen wäre.

Als Fleisch- und Wurstersatz (und ohne Bezugsmarken) verkauften die Metzger gestocktes Blut; daraus gab es Blut-Gröstl und Blutauflauf. Immerhin ist letzterer als „black pudding“ noch heute ein Nationalgericht in den schottischen Highlands.

## V. Kleidung:

Meine Mutter war eine Strick-Künstlerin, ich sehe sie in jeder freien Stunde mit einem Strickzeug bewaffnet. Das Material waren aufgetrennte zerrissene alte Pullover, Strümpfe, sogar Kleiderstoffe und aus Wehrmachts-Überbleibseln Fallschirmseide. Die aufgetrennten Fäden wurden um eine Stuhllehne (oder hochgehaltene Kinderarme!) gewickelt, sooft sie abgerissen waren, verknotet, dann zu Knäueln aufgerollt und nun zu neuen Pullovern, Socken (und für mich zur ersten Badehose) gestrickt.

Ein paarmal im Jahr kam eine Störnäherin [Näherin, die ihre Arbeit im Hause des Kunden verrichtet]: Sie stückelte aus alten Mänteln, Kleidern, Hosen neues Gewand zusammen. Wenn ein Hemdkragen kaputt war, wurde ein neuer aus dem Hemd „hinten unten“ genäht; dort kam ein andersfarbiger Fleck aus einem noch älteren Hemd in Einsatz. Und wenn ein Hemd ganz perdü war, konnte man daraus noch Taschentücher machen.

Für uns Buben war die kurze Lederhose das Universalkleidungsstück. Stets geerbt und vererbt! Die meine hatte schon zwei Besitzer vor mir und nach mir noch einen. Sie wurde ab Mai bis Ende September sonntags wie werktags getragen. Unser Stolz war es, wenn sie möglichst speckig aussah; wir wischten



*Selbstgestrickter Pullover, Lederhose, weißes Hemd (=Sonntag!)*



4. Volksschulklasse (1948 - 1949); der „Barfußgeher“ in der ersten Reihe

also alles daran ab. Am Sonntag trug ich als Ministrant dazu ein weißes Hemd und weiße Kniestrümpfe; an einem Doppel-Feiertag trug ich die weißen Strümpfe am zweiten Tag gewendet, d. h. Dreck nach innen.

Sooft es ging, liefen wir barfuß. In meiner Volksschulklasse gab es den „Mair Schorsch“ (Name geändert), einen besonders armen Kameraden; der musste bis weit in den Winter barfuß laufen. Um seine kalten Füße zu wärmen, stieg er auf dem Weg von der Schulmesse zum Schulhaus in jeden frischen Kuhfladen!

Schuhe waren etwas Besonderes; sie wurden immer wieder neu besohlt, und damit sie sich nicht an der Spitze abnutzten, schlug der Schuster kleine Eisen unter die Spitze. Die Flüchtlingskinder hatten Schuhsohlen aus alten Autoreifen.

In zerrissenen Klamotten durften wir aber nie herumlaufen!

### **C. Zum Schluss: Zett wie Zeitungspapier**

Man könnte ein komplettes ABC der Sparmethoden, Ersatzmittel und Notlösungen der damaligen Zeit zusammenstellen.

Und da wäre dann der letzte Buchstabe, das „Zett“, füglich für die Verwendung alter Zeitungen der rechte Platz. Denn bekanntlich fanden diese nach der Lektüre wohl in jedem Haushalt eine zweite Verwendung als Klopapier. Entweder gab es ein solches nicht, oder man sparte eben. Und so saß man auf dem Häusl und hatte neben sich ein Kästchen mit ins rechte Format geschnittenen aufgeschichteten Blättern aus dem „NEUEN TAG“, der seit 1946 führenden Oberpfälzer Zeitung, oder eine kunstvoll konstruierte Drahtschlinge, auf die diese Blätter aufgespießt waren.

Über die technische Anwendung dieses Materials will ich schweigen, nur so viel, dass es unterschiedlich sanft und stets sehr durch Druckerschwärze abfärbend war.

Aber im Sommer davor, unter der Besatzungsmacht der Amerikaner und angesichts deren Hausdurchsuchungen, wurde das zur Pflicht-Amtsbücherei des Forstamts gehörige Exemplar von Hitlers „Mein Kampf“ derselben Verwendung zugeführt. Kommentar der Forst-Angestellten war: „Damit die Ami sehn, dass wir keine Nazi sind“. Da ich vom Spielen im Garten auf dasselbe Klo gehen durfte, weiß ich, dass später trotz der Braunheit des Vorgangs das Hass-Pamphlet des „Führers“ sich weniger eignete als die Zeitung mit dem optimistischen Titel der „NEUE TAG“: Wenn das keine symbolische Bedeutung hatte!

## Gut Warthe und der verschwundene Wartturm der Paderborner Landwehr

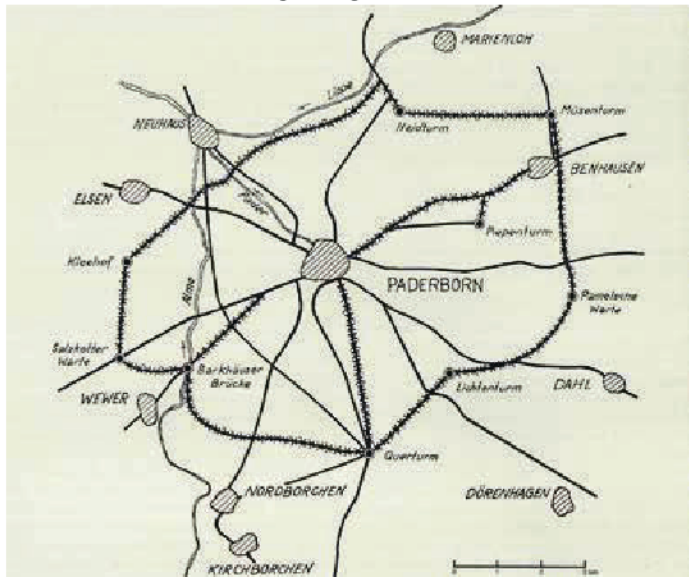
Im Frühjahr 2008 hat Willy Ewersmeyer in den Elsener Nachrichten ausführlich über die spätmittelalterliche Paderborner Landwehr im Gemeindebezirk Elsen berichtet (EN 177/2008, S. 26 – 31) und ist dabei auch auf den damaligen Kenntnisstand zu dem verschwundenen Wartturm bei Gut Warthe eingegangen.

### Archäologen auf der Suche nach dem verschwundenen Wartturm

Kurz nach dem Erscheinen von Ewersmeyers Aufsatz hat es im Juni 2008 im Vorfeld des geplanten Umbaus der Bundesstraße 1 Ausgrabungen durch Archäologen vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe auf der Suche nach den Fundamenten der sogenannten „Salzkottener Warte“ im Gutsgarten von Gut Warthe gegeben, der auf der südlichen, der Weweraner Seite der B1 liegt. Die B1, der alte Hellweg, ist bekanntlich die Gemarkungsgrenze von Elsen, so dass der dem Garten auf der nördlichen Straßenseite gegenüberliegende Gebäudekomplex des eigentlichen Gutes Warthe politisch zu Elsen gehört, kirchlich allerdings zu Wewer.

Das Ergebnis der Ausgrabungen war überraschend: Die Fundamente des Wartturms, der 1828 von dem damaligen Eigentümer des Gutes Warthe, Bernhard Jakobs, abgerissen worden war, konnten auch durch diese Grabung nicht gefunden werden.

Statt des Wartturms konnte aber die Landwehr in der Grabungsfläche nachgewiesen werden. Es zeigte sich, dass es sich um eine mächtige, insgesamt etwa 19 Meter breite Anlage handelte, die aus drei parallelen, über 2 m breiten Gräben bestand, deren Aushub dazwischen als Wälle aufgehäuft war. Die Wälle muss man sich wohl mit dichten Wehrhecken vorstellen, deren



Der Verlauf der Paderborner Landwehr und ihre Warten (nach Josef Rohrbach)

Äste geknickt und miteinander verflochten waren, so dass die Landwehr ziemlich undurchdringlich war.

Die Dreizügigkeit der Anlage deutet auf einen Durchlass in unmittelbarer Nähe hin. Dieser Durchlass war nötig für den Hellweg, die alte durch Paderborn führende Heer- und

Handelsstraße. Der Wartturm, gelegen auf der markanten Höhe eines Moränenhügels über dem Almetal, diente der Sicherung gegen unerwünschten Zugang zum Stadtgebiet. Darunter ist nicht nur der Wohnbereich innerhalb der Stadtmauer zu verstehen, sondern auch die die Ackerbürgerstadt umgebende Feldmark. War der Feind in sie eingedrungen, konnte er durch Abschlagen des Weideviehs und Verwüstung der Felder die Bürger ihrer Existenzgrundlage berauben.

Deshalb war es die Aufgabe des Türmers, die Umgebung zu beobachten und die Stadt bei drohender Gefahr zu warnen. Ein Schlagbaum sperrte den Durchlass. Dort konnte der Hellweg gegen ein „Knickgeld“ durch die weitgehend von der Landwehr geschützte Feldmark in Richtung Paderborn passiert werden.



*Pamelsche Warte (Zustand 1938)*

Graben zweimal durch Brücken überquert.

Diese bisher vorherrschende Vorstellung vom Aussehen der Warte hat Professor Dr. Manfred Balzer, der ehemalige Leiter des Museums in der Kaiserpfalz, der seit seiner Dissertation über die Paderborner Feldmark ein ausgesprochener Fachmann der Paderborner Geschichte des Mittelalters ist, in einem Aufsatz von 2014 angezweifelt. Er vermutet, dass es sich bei Atorfs Darstellung um einen reinen Analogieschluss zur Skizze der Pamelschen Warte handelt, der zutreffen kann, aber nicht muss. Aus alten Karten ergebe sich, dass der Hellweg, als er 1817 zur gepflasterten Chaussee wurde, auf die Südseite der alten Trasse verlegt worden sei, so dass der Gutshof nun nördlich der Straße gelegen habe, wo auch der Wartturm anzunehmen sei. Es ist also nicht auszuschließen, dass der Wartturm bei späteren Ausgrabungen eines Tages auf Elsener Gebiet gefunden wird. 1994 ist allerdings auf dem Wirtschaftshof des Gutes schon vergeblich nach Spuren des Turmes gegraben worden. Möglich ist aber auch, dass er durch das Gebäudeensemble des Gutshofes überbaut worden ist und daher für immer unauffindbar bleiben wird.

### **Das „Barrierehaus“**

Zu dem Gebäudekomplex des Gutshofes gehört bis heute ein sogenanntes „Barrierehaus“, das auf die Zeit um 1800 oder später datiert wird. Hier wurde bis 1874 durch einen Beamten

der preußischen Steuerbehörde das Passiergeld für den Hellweg erhoben, der seit 1817 gepflastert war.

Das denkmalgeschützte eingeschossige Fachwerkhäuschen auf niedrigem Bruchsteinsockel und mit einem Walmdach ist mehrfach restauriert worden, zuletzt in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts.



### **Gutshof und Gutshaus**

Der Gutshof gehörte ursprünglich *Das Barrierehaus* zur Hälfte dem Paderborner Domkapitel und zu je einem Viertel dem Fürstbischof und dem Kloster Abdinghof. 1583 ist erstmals ein bürgerlicher Eigentümer, Johann Jacobs, bezeugt. Jahrhundertlang verblieb das Gut danach in den Händen der Familie Jacobs. Der letzte

bürgerliche Eigentümer, Ferdinand Kirchhoff aus Salzkotten, verkaufte den Gutshof 1844 an den Freiherrn Friedrich von und zu Brenken, der ihn wie seine Nachfahren durch Pächter bewirtschaften ließ. Die heutige Inhaberin, Isa Freifrau von Elverfeldt, ist eine geborene Freiin von und zu Brenken aus Wewer.

Das schlichte, weiß verputzte ursprüngliche Guts- und Wirtshaus stand direkt an der Straße. Es wurde 1878 von den adligen Eigentümern durch ein architektonisch wesentlich anspruchsvolleres



*Das Gutshaus* Wirts- und Wohnhaus ersetzt. Der Entwurf stammt von einem prominenten Architekten, nämlich dem Paderborner Diözesan- und Dombaumeister Arnold Güldenpfennig, der nebenbei auch ein privates Architekturbüro unterhielt. Seit 1945 ist das Gutshaus Warthe der einzige übriggebliebene Profanbau Güldenpfennigs.

Es handelt sich um einen Zweiflügelbau, dessen westlicher Bauteil von Anfang an ein Fachwerkobergeschoss hatte, während der ursprünglich eingeschossige Ostflügel erst bei einem späteren Umbau ebenfalls durch ein Fachwerkobergeschoss aufgestockt wurde. Beide Flügel haben Fachwerkgiebel entsprechend dem rückwärtsgerichteten Heimatstil des späten 19. Jahrhunderts.

Das inzwischen restaurierte Gutshaus nahm ab 1998 für einige Jahre die Paderborner Galerie Kafsack auf. Heute sind die Räume an die Rechtsanwaltskanzlei Ellen Rohring und den Buchverlag Andrea Stangl vermietet.

### **Die früheren Ökonomiegebäude**

Die ursprünglichen Ökonomiegebäude sind heute stark verändert. Im sanierten südlichen Teil des 1860 - 68 errichteten Stallgebäudes mit seinen aufwändigen Kreuzgratgewölben



*Ehemaliges Stallgebäude*

wird an die alte Wirtshaustradition von Gut Warthe angeknüpft. Hier hat sich das italienische Restaurant „Purino“ angesiedelt. In der gegenüberliegenden ehemaligen Scheune wird die Garten- und Landschaftsbaufirma Pohlmeier & Bahners betrieben.

Interessant ist eine gerahmte Platte im Nordgiebel des ehemaligen Stallgebäudes mit der Inschrift: „Willst du sein ein guter Christ/ Bauer, bleib bei deinem Mist/ Lass

die Narren Freiheit singen/ Düngen geht vor allen Dingen.“

Hier werden die Bauern mit einer religiösen Begründung dazu aufgefordert, sich ganz auf ihre bäuerliche Arbeit zu konzentrieren und sich aus freiheitlichen Bestrebungen in der Politik herauszuhalten. Dahinter steht letztlich ein konservatives obrigkeitstaatliches Denken, das in dem Bauern eher den gehorsamen Untertanen als den mitbestimmenden Staatsbürger sehen möchte.

Übrigens findet sich dieser Spruch fast wörtlich noch einmal an dem Stallgebäude von 1898 des Elsener Meiweshofes, auch bekannt als Stellbrinks Hof oder Neu-Kamerun, an der Straße „Alte Schanze“.

### **Der Bildstock**

Vor der Nordwand der ehemaligen Stallungen ist Ende November 2009 auf Veranlassung von Freifrau von Elverfeldt ein Bildstock mit einem Kreuzifix aufgestellt worden (vgl. dazu



*Der Bildstock*

EN 185/2010, S. 47 – 49). Dieser hatte seit 1895, ein Jahr nach dem Tode von Hermann Freiherr von und zu Brenken, dem fast alle Bauten des Gutshofs zu verdanken sind, am Fixberg in Wewer bei der Weggabelung nach Alfien und Oberntudorf (heute Kreis-



*Wappen der von und zu Brenken*



*Wappen derer von Elverfeldt*

verkehr) gestanden. Im Frühjahr 2009 war er dort durch einen Verkehrsunfall völlig zertrümmert worden, konnte aber nach alten Fotos von dem Elsener Steinmetz und Bildhauer Detlef Grünert rekonstruiert werden. Unter dem Kreuzifix wurde das ältere Wappen der Freiherren von und zu Brenken durch das Wappen der Freiherren von Elverfeldt ergänzt.

Der Bildstock soll neben seiner religiösen Botschaft vor allem auch die Erinnerung an Hermann Freiherr von und zu Brenken (1820 - 1894) aufrechterhalten, der nicht nur vierzig Jahre das Gut innegehabt hat, sondern sich auch zwanzig Jahre lang als Reichstagsabgeordneter der katholischen Zentrumsparterie für seine christliche Überzeugung eingesetzt hat. Neben Gut Warthe gehörten ihm auch noch die Güter Erpernburg, Wewer, Vernaburg und Holthausen in Westfalen und Neuhaus in Bayern.



*Hermann Freiherr von und zu Brenken*

der katholischen Zentrumsparterie für seine christliche Überzeugung eingesetzt hat. Neben Gut Warthe gehörten ihm auch noch die Güter Erpernburg, Wewer, Vernaburg und Holthausen in Westfalen und Neuhaus in Bayern.

### **Schluss**

Gut Warthe, gelegen an einer in jeder Hinsicht herausragenden Stelle (143 m über NN) an der südlichen Ortsgrenze Elsens, hat eine bedeutende Vergangenheit und eine interessante Gegenwart. Es hat es verdient, von den Elsenern als – wenn auch weit von der Ortsmitte entfernt – Teil ihres ehemaligen Gemeindegebiets stärker wahrgenommen zu werden. Schade ist nur, dass durch die Tieferlegung der Bundesstraße 1 und die neuerdings auch noch durch großflächige Graffiti-schmierereien verunzierten Stütz- und Lärmschutzwände der ursprüngliche Eindruck des Ensembles erheblich gestört ist.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

- Atorf, Anton: Die Warttürme der Paderborner Landwehr, in: Die Warte 13 (1952), S. 126  
 Balzer, Manfred: Die Paderborner Stadtlandwehren – Rekonstruktion – Alter – Funktionen, in: Cornelia Kneppel (Hrsg.): Landwehren, Münster 2014, S. 133 - 153  
 Best, Werner: Der verschwundene Wartturm bei Gut Warthe in Paderborn-Wewer, in: Der Weweraner 43 (2008), S. 21  
 Elverfeldt, Isa Freifrau von: Das Gut Warthe – heute und morgen, in: Der Weweraner 35 (2000), S. 18

- Elverfeldt, Isa Freifrau von: Gut Warthe erhält einen Bildstock, in: Elsener Nachrichten 185 (2010), S. 47 – 49
- Ewersmeyer Willy: Die Paderborner Landwehr im Gemeindebezirk Elsen, in: Elsener Nachrichten 177 (2008), S. 26 – 31
- Hohmann, Klaus: Gut Warthe – ein in Westfalen einzigartiges Bau- und Landschaftsensemble, in: Der Weweraner 43 (2008), S. 22 -30
- Rüthing, Heinrich: Landwehren und Warten im Paderborner und Corveyer Land, Paderborn 2002
- Schilling von Canstatt, Willibrg Freifrau von: Neues auf einem alten Gutshof, Gut Warthe ist aus dem Dornröschenschlaf erwacht, in: Die Warte 100 (1998), S. 60 - 61
- Thöne, Wilhelm: Gut Warthe bei Paderborn, in: Die Warte 2 (1934), S. 101 - 103

## **Elsen und Sande**

### **Berührungspunkte zweier Nachbarorte**

Wo liegt eigentlich Sande? „Dumme Frage“, wird mancher antworten, „am Lippesee natürlich!“ Schließlich heißt auch der Titel des 2013 erschienenen Sander Heimatbuches „Sande am Lippesee“. Aber der Lippesee und die anderen Sander Seen sind, aus kleinen Anfängen des Kiesabbaus vor dem Zweiten Weltkrieg sich immer mehr vergrößernd, weit später entstanden als die menschlichen Niederlassungen.

Schon der Untertitel des Heimatbuches „Von der bäuerlichen Streusiedlung zum modernen Vorort der Großstadt Paderborn“ macht deutlich, dass die Siedlungsstruktur in Sande im Laufe der neueren Geschichte einen erheblichen Wandel erfahren hat. Eine landwirtschaftlich geprägte Streusiedlung kennt keinen verdichteten Mittelpunkt als Ortskern.

Erst Mitte der 1960er Jahre wurden in Sande neue Siedlungsgebiete ausgewiesen, die nun auch zu einem Ortskern mit entsprechender Infrastruktur in der Nähe des Lippesees führten. Nachdem Sande dann in den späten 1980er Jahren zum bevorzugten Siedlungsschwerpunkt der Stadt Paderborn erklärt worden war, kam es zu großräumigen, sich an den neuen Ortskern anschließenden schmucken Neubausiedlungen und einem massiven Bevölkerungszuwachs auf derzeit knapp 6.000 Bewohner.

Dass die Fixierung des Blickes auf den Ortskern und sein unmittelbares Umfeld aber auch heute noch ein falsches Bild von Sande ergibt, wird klar, wenn man sich einmal die Flächenausdehnung und die Gemarkungsgrenzen von Sande vor Augen führt: Obwohl Elsen über 10.000 Einwohner mehr hat, ist die Gemeindefläche Sandes mit 23,30 km<sup>2</sup> größer als die von Elsen mit 20,13 km<sup>2</sup>. Von der Fläche her ist Sande nach der Kernstadt und Schloß Neuhaus der drittgrößte Stadtteil von Paderborn.

Abseits des Ortskerns hat Sande auf dieser weiten, für die Landwirtschaft, den Kiesabbau und auch einzelne Gewerbebetriebe genutzten, zum Teil aber auch naturbelassenen Fläche auch heute noch teilweise Streusiedlungscharakter, so besonders im Sander Bruch und in Sandhöfen.

Die Ausnahme bilden kleinere Verdichtungen, wie z. B. die Hohe-Kamp-Siedlung südlich der B 64 gegenüber der heutigen Wasserskianlage, die in den 50er und 60er Jahren vor allem für Flüchtlingsfamilien errichtet worden ist.

#### **Die Gemarkungsgrenze**

Der Verlauf der alten Gemarkungsgrenze zwischen Sande und Elsen dürfte heute kaum jemandem in Elsen im Detail bekannt sein. Das hat damit zu tun, dass sich im Bereich der Elser Heide und in Gesseln die verdichtete Bebauung von Elsen aus längst über die alte Gemarkungsgrenze nach Sande vorgeschoben hat. Deshalb, liebe Leserinnen und Leser, lade ich Sie zu einer Art Schnatgang in Gedanken entlang dieser Grenze ein.

Starten könnten wir z. B. am Altenginger Weg südlich des Sander Lokals „Brinkmanns Braterei“. Aber dann würden wir bald vor dem verschlossenen Tor einer Kiesbaggerei stehen. Selbst wenn dieses geöffnet wäre, würden wir nach kurzer Zeit unseren Weg nur noch schwimmend fortsetzen können, denn die Grenze durchquert den Nesthauser See. Am Westufer schließt sie sich wieder dem weiteren Verlauf des Altenginger Weges an, jedoch nur bis zur Sander Straße. So kommt es, dass der Landgasthof „Alt-Enginger Mühle“ zu Sande gehört, die fast gegenüberliegenden ehemaligen NATO-Bauten aber zu Elsen. Die Grenze überquert nun an der linken Seite der Sander Straße die Gunne und biegt dann in die Straße „Am Mühlgrund“ ab. Deren linke und rechte Nebenstraßen „Große Wiese“



Hier wird es kompliziert: Grenzverlauf vom Nesthauser See bis Gessel  
 © Kreis Paderborn, Amt für Geoinformation, Kataster und Vermessung



Sande: Landgasthof „Alt-Enginger Mühle“



Sande: Gesselter Schützenplatz



Elsen: Ehemalige NATO-Bauten

(Elsen) und „Gunnestraße“ (Sande) gehören daher zu unterschiedlichen Orten bzw. heute Stadtteilen.

Nach einem scharfen Knick am „Mühlengrund“ folgt die Grenze danach dem Oberheideweg auf der rechten Seite nach Süden bis zur Gesselter Straße. Der Gesselter Schützenplatz an Lammers Eichenwäldchen liegt also bereits auf Sander Gebiet. Erst 1895 ist übrigens der Teil Gessels südlich der Gesselter Straße (K 3613) durch eine neue Ortsgrenzfestsetzung zu Elsen gekommen. So verläuft seitdem die Gemarkungsgrenze der beiden Orte mitten durch diese alte Bauernschaft.



Elsen: Ehemaliger Dorfkrug Gesseln

Der ehemalige Gesselter Dorfkrug und das Kriegerdenkmal gehören also zu Elsen, die Häuser an der gegenüberliegenden Straßenseite und am Kettenweg aber zu Sande. Zum Beispiel hat der aus Gesseln stammende Pater Urban Hachmeier seine Primiz in der Kirche von Sande gefeiert, weil sein Elternhaus auf Sander Gebiet stand.

Der Gesselter Straße folgt die Grenze bis zu einem rechts abbiegenden Nebenweg ohne Namen, an dem links die Firma „Bentfelder



Sande: Firmenschild für ein Bentfelder Unternehmen

Beton- und Fertigteilbau“ liegt, deren Firmenschild allerdings auf der rechten, der Sander Seite des Weges steht. Auch das Gehöft Fernhomberg gehört dann noch zu Sande, obwohl es viel näher bei Bentfeld liegt.

Wenn wir uns nun von dem weiteren Grenzverlauf zwischen Bentfeld und Sande lösen und von dort durch den „Mühlengrund“ nach Elsen zurückfahren oder -gehen, dann wird uns deutlich, dass der südliche Bereich von Sande durch den jahrzehntelangen Kiesabbau inzwischen eine ganze Seenplatte umfasst. Beim „Kunst- und Heimathaus“ Mertensmeyer sind wir immer noch auf Sander Boden, erreichen aber am Obernheideweg bald wieder Elsener Gebiet.



Sande: Kunst- und Heimathaus Mertensmeyer

#### Die politischen Gemeinden

Die Geschichte der beiden politischen Gemeinden Elsen und Sande zeigt, dass zwischen ihnen ein viel engerer Zusammenhang bestanden hat als zwischen Elsen und allen anderen Nachbargemeinden.

Politisch gehörte Sande bis 1802 innerhalb des Hochstifts Paderborn zum Kirchspiel Elsen. Nach der Säkularisation der geistlichen Gebiete fiel das Hochstift an Preußen (1802 – 1807). Aufgrund der Niederlage Preußens gegen den französischen Kaiser Napoleon gehörte es bis 1813 zum neu geschaffenen Königreich Westphalen unter Napoleons jüngerem Bruder Jérôme, der die französische Kantonalverfassung einführte. Dadurch wurden Elsen und Sande Teile des Kantons Neuhaus im District Paderborn des Départements Fulda. Nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813 fiel das ehemalige Hochstift wieder an Preußen zurück, das die Kantonalverfassung zunächst beibehielt.

1841 bzw. 1856 traten an die Stelle der Kantone die preußischen Ämter und Landgemeinden. Elsen und Sande waren also von da an als Landgemeinden im Amt Neuhaus dem gleichen Amtmann unterstellt.

Zur Gemeinde Sande gehörten neben dem Ortskern Sandhöfen, Teile von Gesseln, Teile von Nesthausen, Dreihausen und Altensenne. Das Amt Neuhaus, ab 1957 Amt Schloß Neuhaus, existierte so lange, bis am 1. Januar 1975 Schloß Neuhaus, Elsen und Sande durch die kommunale Neugliederung ihre politische Selbstständigkeit verloren und Teile der Großstadt Paderborn wurden. Vorher hatte die Gemeinde Schloß Neuhaus ein Gegenmodell entwickelt und versucht, durch einen Zusammenschluss mit den Nachbargemeinden

Elsen und Sande ein Nebenzentrum zu Paderborn zu bilden. Die Gemeinde Sande erklärte sich dazu bereit, während Elsen für den Anschluss an Paderborn plädierte. So schloss 1969 allein Sande mit Schloß Neuhaus einen Gebietsänderungsvertrag. Als dann dennoch nach einem Landesgesetz auch Schloß Neuhaus und Sande zum 1. Januar 1975 in die neue Großstadt Paderborn eingemeindet werden sollten, erhoben die beiden Gemeinden Verfassungsbeschwerden, die aber abgewiesen wurde.

### **Die kirchlichen Verhältnisse**

Noch enger als im politischen Bereich ist die historische Verbindung von Elsen und Sande in den kirchlichen Verhältnissen. Über Jahrhunderte gehörte Sande zur katholischen Kirchengemeinde Elsen, nur der Ortsteil Altensenne und der Thunhof waren der Kirchengemeinde Schloß Neuhaus zugeordnet. Nicht nur die Gottesdienste und der kirchliche Unterricht, sondern auch die Andachten, Taufen, Erstkommunionfeiern, Hochzeiten und Bestattungen fanden also für die Sander Bürger in Elsen statt. Sande hatte zudem zu allen finanziellen Lasten der Kirchengemeinde Elsen 3/8 der Kosten beizutragen.

Dass die Einwohner von Sande auf die Dauer mit diesem Zustand nicht einverstanden waren und sich eine eigene Kirchengemeinde wünschten, hat mehrfache Gründe: Besonders für ältere und behinderte Bewohner war der relativ weite Weg beschwerlich, zumal auch der Zustand des Weges oft zu wünschen übrig ließ. In der Elsener Chronik ist 1831 vom Bau eines Erdweges nach Sande die Rede, 1878 von seiner Befahrung mit Kies und erst 1906 von seinem Ausbau zur Chaussee mit Blaubasaltpflaster. So ist es keineswegs verwunderlich, dass sich die hundert Jahre zwischen 1844 und 1944 in Sande lesen lassen als ein kontinuierlicher, stufenweiser Prozess der Verselbstständigung zu einer eigenen Pfarrei. Ein erster Schritt zur Selbstständigkeit war der Sander Schulbau im Jahre 1844. An den Schulraum war ein chorähnlicher Raum angebaut. Bei Messfeiern wurden zwei Klapptüren geöffnet, und die Schulbänke dienten als Sitzgelegenheiten. Einmal in der Woche feierte hier der Elsener Vikar mit den Sandern die Eucharistie.

Diese Kombination von Schul- und Sakralbau sah man jedoch in Sande nur als Notlösung an, so dass der Wunsch nach einem eigenen Kirchbau immer stärker artikuliert wurde. Zunächst gegen den Widerstand der Elsener Kirchengemeinde, aber danach ab 1899 unterstützt durch den neuen Elsener Pfarrer Alpmann, wurde deshalb in Sande in den Jahren 1900/01 mit vielen Spenden und viel unentgeltlichem Arbeitseinsatz die neugotische Marienkapelle errichtet. Pfarrer Alpmann schenkte den Altar mit einer Darstellung der schmerzhaften Muttergottes. Paderborner Franziskanerpatres kamen in Zukunft samstags zur Beichte und sonntags zur Frühmesse nach Sande.

Das bedeutete aber noch keine Ablösung von der Kirchengemeinde Elsen. 1920 erhielt die Sander Marienkapelle immerhin den Status einer Filialkirche der Elsener Kirchengemeinde mit eigenem Kirchenvorstand. Ende 1923 wurde mit Pfarrvikar Josef Kreutzer ein erster eigener Seelsorger für Sande bestimmt.

Genau 100 Jahre nach der Einrichtung einer Kapelle im Schulhaus erreichte Pfarrvikar Josef Weisgut schließlich zum 1. Januar 1944 die Anerkennung Sandes als selbstständige Pfarrei mit eigener Pfarrstelle und somit die endgültige Lösung von Elsen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg reichte durch den Zuzug vieler Evakuiertes und Vertriebenen bald der Platz in der Marienkapelle nicht mehr aus, so dass – wieder mit viel Opferbereitschaft und viel freiwilligem Engagement – in den Jahren 1950 – 1953 die heutige Pfarrkirche St. Marien errichtet wurde. Der Entwurf zu dem Rundfenster im Westgiebel der neuen Kirche mit einer Darstellung der Schutzmantelmadonna stammt übrigens von dem Elsener Künstler Richard Sehrbrock.

Die alte Marienkapelle wurde zum Jugend- und Veranstaltungsraum profaniert und schließlich 1961 wegen der Enge des Platzes und des schlechten Bauzustandes abgerissen.

2012 ging mit dem gebürtigen Elsener Josef Mersch der letzte residierende Pfarrer in Sande in den Ruhestand, der jetzt wieder in Elsen lebt. Aber die personale Verbindung zu Elsen bleibt erhalten, denn heute ist mit Pastor Tobias Dirksmeier wieder ein gebürtiger Elsener als Seelsorger innerhalb des neuen Pastoralen Raumes Schloß Neuhaus tätig, der neben dem Hauptort auch Sennelager, Mastbruch und Sande umfasst. Sande ist allerdings innerhalb dieses Verbundes erneut zu einer Filialkirche herabgestuft.

### **Die Friedhöfe**

Fast bis zur Bildung einer Pfarrvikarie im Jahre 1923 besaß Sande keinen eigenen Friedhof. Alle Bestattungen fanden auf dem Friedhof in Elsen statt. Auch das wurde von den Sander Bürgern wegen der Entfernung, des Wegeszustandes und der unterwegs oft drohenden Wetterkapriolen mehr und mehr als Zumutung empfunden.



*Sande: Pfarrkirche St. Marien*

So war im Juni 1920 mit dem Bittgesuch der politischen Gemeinde und des Kirchenvorstandes an das Paderborner Generalvikariat, Sande zu einer Filialkirche zu erheben, auch der Wunsch nach einem eigenen Friedhof verbunden.

Dieser wurde nach der Genehmigung in den Jahren 1922 - 1925 auf einem von der Familie Wecker-Langlau gestifteten Grundstück im Barbrock angelegt, wiederum mit großer Opferbereitschaft und tatkräftiger Eigenleistung der Sander Bevölkerung. Am 27. Oktober 1922 fand hier die erste Beerdigung statt.

Schon am 29. April 1921 hatte der Elsener Gemeinderat beschlossen, ab sofort auf die anteilmäßige Kostenübernahme der Gemeinde Sande für die kirchlichen Gebäude und den Friedhof in Elsen unter der Voraussetzung zu verzichten, dass die Gemeinde Sande ebenfalls ab sofort auf die anteilmäßige Rückzahlung der Erbbegräbnisgelder verzichtete. Wörtlich heißt es weiter: „Die Gemeinde Sande behält das Beerdigungsrecht in Elsen bis zur Fertigstellung des von ihr projektierten Friedhofs, jedoch nicht über den 1. April 1922 hinaus. Es soll jedoch den Pfarreingesessenen der Gemeinde Sande auch weiterhin unbenommen sein, auf dem Friedhof in Elsen zu dem jetzt geltenden Satze ein Erbbegräbnis zu erwerben.“

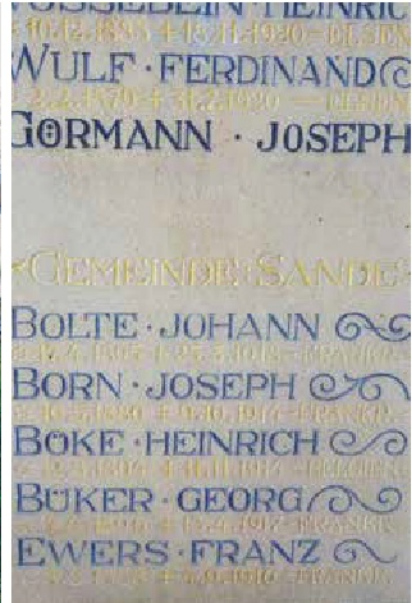
### **Gefallenengedenken**

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erwuchs überall in Deutschland das Bedürfnis, der vielen gefallenen Soldaten in angemessener Form zu gedenken.

In Elsen geschah das durch die Errichtung der Kriegergedächtniskapelle auf dem Friedhof, die in Anwesenheit der Kriegervereine von Elsen und Sande am Palmsonntag 1922 feierlich eingeweiht wurde. Obwohl bereits absehbar war, dass Sande bald einen eigenen



Elsen: Kriegergedächtniskapelle



Elsen: Kriegergedächtniskapelle – Beginn der Aufzählung der Sander Gefallenen



Friedhof haben würde, waren in der Namensliste der Kapelle auch noch die Sander Gefallenen aufgeführt.

So kam es zu der Kuriosität, dass auf dem wenige Monate später, am 22. Oktober 1922, aufgerichteten Friedhofskreuz des neuen Sander Friedhofs die gleichen Namen noch einmal aufgeführt wurden, dass also der Sander Gefallenen bis heute auf zwei Denkmälern an zwei verschiedenen Orten gedacht wird.

#### Fazit

Die Gemeinden Elsen und Sande waren historisch eng aufeinander bezogen, wobei allerdings Elsen immer die Hauptrolle zufiel. Aus dieser Abhängigkeit hat sich Sande längst emanzipiert. Es ist ein aufstrebender, moderner, wegen der Freizeitmöglichkeiten an den Seen auch von uns Elsenern gern aufgesuchter Stadtteil geworden. Bei der Bildung des Pastoralverbundes Elsen-

Sande: Friedhofskreuz



Sande: Gefallenenehrung auf dem Friedhofs Kreuz

Wewer ist allerdings auf die enge alte Verbindung von Elsen und Sande nicht zurückgegriffen worden.

Beide Orte haben ihre politische Selbstständigkeit an die Großstadt Paderborn verloren, haben aber bis heute, vor allem durch ein vielfältiges und reges Vereinsleben, ihre Identität durchaus bewahrt.

Die alte Gemarkungsgrenze spielt beispielsweise bei der Zugehörigkeit zu Vereinen und Kirchengemeinden weiterhin eine gewisse Rolle. Da, wo sie allerdings auf allzu willkürliche Weise wie in Gesseln gewachsene Strukturen zerschneidet, wird sie im Bewusstsein der Bewohner auch leicht überschritten, was sich vor allem in dem gemeinsamen Schützenverein für ganz Gesseln zeigt.

Günter Wißbrock

### Benutzte Literatur:

- Vinzenz Hegggen/Johannes Hubert Rothenberg: Sande am Lippesee – Von der bäuerlichen Streusiedlung zum modernen Vorort der Großstadt Paderborn, Paderborn 2013
- Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.): Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986
- Klaus Hohmann (Hrsg.): Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008
- Wilhelm Hucke: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1800 – 1900, 2. Auflage, Elsen 2009
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

## Wohl dem, der spinn! Zur Elsener Spinnschule

### Was die Ortschronik berichtet

Ja, tatsächlich, Elsen hatte einst eine Spinn-  
schule, wenn auch nur relativ kurzzeitig!

In der Ortschronik ist zum ersten Mal im De-  
zember 1840 davon die Rede, und die letzte  
Notiz dazu findet sich zum Februar 1844.

1840 wird das Zustandekommen der  
Spinnschule als „sehnlichst erwünschte  
Einrichtung“ vom Chronisten enthusias-  
tisch begrüßt. Er berichtet, der Ortsbeamte  
(Ortsvorsteher) und der Pastor seien „von  
der segensreichen Wirkung einer solchen  
Anstalt und von dem dringenden Bedürf-  
nisse“ danach in Elsen überzeugt gewesen.  
Deshalb hätten sie bei der preußischen  
Bezirksregierung in Minden die Bewilli-  
gung einer Spinnschule und zugleich ein  
finanzielles Gnadengeschenk zu ihrer  
Ersteinrichtung beantragt. Über den Erfolg  
dieses Gesuchs heißt es in der pathetischen  
Sprache der damaligen Zeit: „Die hochlöb-  
liche Regierung hatte die hohe Gewogenheit,  
uns ein Geschenk von 55 Reichstalern zu  
gedachtem Zweck zu bewilligen.“

So konnte die Spinnschule am 7. Januar  
1841 offiziell eröffnet werden, allerdings  
nicht in einem Schulgebäude, sondern im  
Saale des Wirtes Simon Ellenbürger, der  
gegen eine Jahresmiete von acht Reichs-  
talern zur Spinnstube eingeräumt worden  
war. Der in Neuhaus angestellte Spinnlehrer  
Krellmann übernahm für ein Jahresgehalt  
von 40 Reichstalern auch den Unterricht in  
der Elsener Spinnschule. Ein Schulvorstand  
verwaltete die bewilligten Zuschüsse aus  
Staatsfonds. Darüber gibt ein Aktenstück  
im Pfarrarchiv Rechenschaft.

Zum Januar des folgenden Jahres 1842  
heißt es in der Chronik, mit der Spinn-  
schule habe es „einen guten Fortgang“  
genommen. Wie in jeder Schule war man  
natürlich stolz auf herausragende Schüler-  
leistungen und versuchte sie besonders auch den staatli-



Altes Spinnrad

chen Stellen, die die jährlichen Zuschüsse  
bewilligten, bekanntzumachen, um auch  
weiter in ihren Genuss zu kommen. So  
schreibt der Chronist: „Die Spinn-  
schülerin Christine Mollen spann 2 Stück  
Garn, jedes zu 20 Gebinden von 60 Fäden,  
wovon jedes knapp 5/4 Quentchen (= 3,65  
Gramm) wog. Die beiden Stücke wurden  
vom Vorstand dem Herrn Landrat von  
Metternich überreicht, der sie an die  
hochlöbliche Regierung einschickte. Ein  
Stück wurde in eine Walnussschale ge-  
tan, welche es ganz bequem fasste.“

Die letzte Notiz der Chronik zu unserer  
Thematik spricht von der Jahreseröffnung  
der „Spinn- und Strickschule“, die offen-  
sichtlich immer in den Wintermonaten  
betrieben wurde, am 22. Februar 1844. Ob  
das ein Hinweis auf eine Ausweitung des  
Lehrprogramms auf das Stricken oder nur  
eine präzisere Benennung der bereits von  
Anfang an behandelten Unterrichtsinhalte  
ist, lässt sich nicht feststellen.

Mitgeteilt wird außerdem, dass die Elsenerin Christine Danzebrink zur Spinnlehrerin ausgebildet worden sei und als solche einige Jahre hindurch mit gutem Erfolg gewirkt habe. Leider sei „späterhin“ die Spinnschule „aus Mangel an Mitteln“ wieder eingegangen. Natürlich wüssten wir gerne genauer, wie lange die Spinnschule existierte und aus welchem Grund es zu einem Mangel an finanziellen Mitteln kam, aber hier ist die Chronik sehr vage.

Forscht man in Wilhelm Huckes Elsener Heimat- und Familiengeschichte nach näheren Angaben über Christine Danzebrink, erlebt man eine kleine Überraschung: Ihr Name taucht dort nämlich in der Form „Christine Danzebrink v. Mollen“ auf. Das „v.“ bedeutet „vulgo“ (volkstümlich; im Volksmund). „Mollen“ ist also der in der Elsener Dorfgesellschaft übliche Beiname der Familie Danzebrink. Daraus ergibt sich, dass die erwähnte Musterspinnerschülerin Christine Mollen und die spätere Spinnlehrerin Christine Danzebrink ein und dieselbe Person sind. Nach ihrer Zeit als Spinnlehrerin ist Christine Danzebrink (geb. 1826 in Elsen) dem Orden der Schwestern vom Heiligen Kreuz in Straßburg beigetreten, wo sie 1881 verstorben ist.

### Offene Fragen

Nach den Ausführungen des Chronisten bleiben eine ganze Reihe an Fragen offen: Warum gab es neben der normalen Volksschule zusätzlich eine Schule, die Fertigkeiten und Geschicklichkeit in einem bestimmten Praxisbereich vermittelte? Warum wurde als dieser Bereich gerade das Spinnen ausgewählt? Worin bestand das eingangs zitierte „dringende Bedürfnis“ der Elsener Bürger für diese Art Schule? Welches pädagogische Konzept stand dahinter und in welchen ideengeschichtlichen Zusammenhang gehört es? Welche politischen Ziele bewogen den preußischen Staat zur Bezuschussung einer solchen Schulform? Wurde der Unterricht koedukativ oder allein für Mädchen erteilt? War die Teilnahme für die Schüler verbind-

lich oder freiwillig? Was geschah mit den von den Schülern hergestellten Produkten? Wohin floss ein eventueller Erlös aus einer Vermarktung der Produkte?

Es ließen sich noch manche Fragen stellen, aber von den hier bereits gestellten lassen sich schon die meisten nicht beantworten. Einiges lässt sich aber doch ausmachen.

### Idee und Geschichte der „Industrieschule“

Spinnschulen zählen zu den sogenannten „Industrieschulen“, die ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert entstanden sind. Vorstufen hat es bereits im 16. Jahrhundert in den Niederlanden und in England gegeben. In beiden Fällen war die Hauptzielsetzung des Staates bzw. der Städte dabei die Armenfürsorge. Kinder, deren Eltern nicht in der Lage waren, für ihre Erziehung und ihren Unterhalt zu sorgen, sollten an geregelte Arbeit gewöhnt und in ein Handwerk eingeführt werden. Unser Elsener Mitbürger Professor Dr. Franz-Josef Kaiser hat in seinem Buch „Arbeitslehre“ von



Barthel Beham, Bildnis einer Frau am Spinnrad (1529)

1971 nachgewiesen, dass es bereits 1591 und 1596 erste Strickschulen in Lincoln und Leicester gab und dass 1628 in einer Mädchenschule in Great Marlow Unterricht im Spitzenklöppeln, Stricken und Nähen erteilt wurde.



Diego Velásquez, *Die Spinnerinnen* (1657)

Im Hintergrund dieser Maßnahmen stand aber nicht allein das Bemühen um die Behebung materieller Not, sondern auch der Kampf gegen Bettelei, Diebstahl und Landstreicherei, denn das alte Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ entsprach sehr den Auffassungen der damaligen Zeit. Hier liegen die Ansätze dafür, dass die ursprünglich rein arbeitstechnisch gemeinten Maßnahmen auf die Dauer einen mehr pädagogischen Anstrich erhielten.

Das späte 18. Jahrhundert, eine fortgeschrittene Phase des Zeitalters der Aufklärung, wurde dann zum eigentlichen Höhepunkt der theoretischen Beschäftigung mit dem Industrieschulgedanken und der praktischen Experimente mit ihm.

Der Begriff „Industrie“ kann dabei leicht missverstanden werden, weil wir mit ihm den heutigen Begriffsinhalt verbinden, der sich erst mit der „Industriellen Revolution“ des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat. Im 18. Jahrhundert, das noch der vorindustriellen Manufakturperiode angehörte, wurde das Wort noch weitgehend in seiner ursprüngli-

chen lateinischen Bedeutung als „Fleiß“ oder „Betriebsamkeit“, speziell auch als „Gewerbefleiß“ verstanden. „Industrie“ bezeichnete also noch nicht wie heute die Massenherstellung von Waren mit technischen Mitteln und aufgrund von Arbeitsteilung in Großfabriken.

Zum Konzept der „Industrieschule“ als Teilaspekt der Aufklärungspädagogik entstand zunächst eine Gelehrten Diskussion um eine ganze Reihe von Grundsatzfragen. Die unterschiedlichen Positionen bewegten sich vor allem zwischen zwei entgegengesetzten Polen, dem der reinen ökonomischen Nützlichkeit (Utilitarismus) und dem der allgemeinen Menschenbildung.

Eine rein nutzenorientierte Konzeption fragte nach

dem ökonomischen Gewinn, den der einzelne Schüler aus der Industrieschule ziehen konnte, entweder aus dem Erlös der hergestellten Produkte oder aus der Vorbereitung auf den zukünftigen Beruf. Eine darüber hinausgehende utilitaristische Position hatte vor allem den gesamtgesellschaftlichen Nutzen für die Volkswohlfahrt und für das zukünftige Steueraufkommen des Staates im Auge.

Die meisten Aufklärungspädagogen lehnten solches einseitige Nützlichkeitsdenken ab und verbanden mit dem Industrieschulgedanken das Ziel einer allgemeinen Menschenbildung jenseits der reinen Befriedigung der nötigsten Lebensbedürfnisse. Durch das Spinnen z. B. sollten „industriöse“ Persönlichkeiten erzogen werden, d. h. es sollten vorhandene Kräfte der Schülerinnen und Schüler geweckt und lethargische Tatenlosigkeit in Arbeitsamkeit, Emsigkeit und Erwerbsamkeit gewandelt werden. Hier wird deutlich, dass die Industrieschulpädagogik nicht nur eine ökonomische und pädagogische, sondern auch eine moralische und soziale Komponente hat.

Ein Problem ergab sich allerdings für die aufgeklärten Reformpädagogen in ihrem Verhältnis zum Staat. Sicherlich befürworteten die Herrschenden der Staaten des aufgeklärten Absolutismus eine Anhebung der Volkswohlfahrt. Aber es ging ihnen nicht um den „Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“, wie der große Philosoph Kant die Aufklärung definierte. Im Gegensatz dazu erhofften sie sich als Ergebnis des schulischen Unterrichts nicht mündige Bürger, sondern fleißige und gehorsame Untertanen.

Daraus ist die Halbherzigkeit der meisten Staaten zu erklären, die teilweise zur finanziellen Unterstützung von Industrieschulen bereit waren, also solcher Schulen, die nicht nur einseitig den Intellekt, sondern auch die Handfertigkeiten der Schüler entwickelten. Aber schon der in der Elsener Chronik im Zusammenhang mit der Finanzierung gebrauchte Ausdruck „Gnadengeschenk“ verdeutlicht, dass die Spinnschulen vom Wohlwollen der jeweiligen Regierung abhängig waren und keineswegs einen Rechtsanspruch auf eine kontinuierliche Finanzierung über Jahre besaßen. Doch es waren nicht nur finanzielle Gründe, die zum Untergang vieler Spinnschulen um die Mitte des 19. Jahrhunderts führten. In Bielefeld z. B., wo von 1832 bis 1856 eine Spinnschule in Kombination mit einer Lehrschule existierte, hatte man sich zunächst große Hoffnungen gemacht. Durch die vor allem in England und Flandern voranschreitende Mechanisierung der Textilindustrie war es zu einem starken Preisverfall handgesponnener Garne und damit zur Verarmung breiter Bevölkerungsschichten gekommen. Die Spinnschule betrachtete man als ein Mittel, die Schüler in die Lage zu versetzen, feinere Garne zu spinnen, wozu Maschinen noch nicht in der Lage waren. Man glaubte also, eine Marktlücke entdeckt zu haben, überschätzte aber die Kinder, weil viele von ihnen nicht lange oder nicht kontinuierlich



Wilhelm Leibl, *Die Spinnerin*

genug am Spinnunterricht teilnahmen und daher oft nicht den zur Vermarktung notwendigen Qualitätsstandard ihrer Produkte erreichten.

Auch die zunehmende Verfeinerung der Spinnmaschinen und die beginnende Sensibilisierung für die Fragwürdigkeit von Kinderarbeit trugen zu einem für den Weiterbestand von Spinnschulen ungünstigen gesellschaftlichen Klima bei.

### **Warum galt die Spinnschule 1840 in Elsen als ein „dringendes Bedürfnis“?**

Ganz offensichtlich sah man die Spinnschule als einen kleinen Beitrag zur Lösung des Armutproblems in der Gemeinde an.

Von Armut betroffen war vor allem die unterbäuerliche Schicht der Tagelöhner, Heuerlinge und Ackersmänner. Missernten durch Witterungseinflüsse oder Schädlingsbefall machten sich bei ihnen schwerwiegend bemerkbar, weil es noch keinerlei staatliche soziale Absicherung im Notfall gab.

Heuerlinge waren Personen ohne eigenen Landbesitz, die auf den Höfen der Bauern in kleinen Heuerlingshäusern oder Kotten wohnten, ihr geringes Pachtland bewirtschafteten und zugleich als Arbeitskräfte bei ihren

Verpächtern die Pacht abarbeiteten. Etwas Vieh konnten sie zunächst halten, weil sie es in der „Gemeinheit“, dem Gemeinschaftsbesitz des Dorfes, weiden und sich mästen lassen konnten. In Elsen waren das die im Westen und im Südwesten gelegenen Gemarkungen Elser Holz, Ringelsbruch und Stadtbruch. Diese Gemeinheiten wurden aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den preußischen Staat aufgeteilt und privatisiert, um leistungsfähigere Bauernhöfe zu schaffen. Land erhielten jedoch nur diejenigen Dorfbewohner, die bereits vorher Land besessen hatten, nicht aber die landlosen Heuerlinge und Tagelöhner, so dass sie mehr und mehr in eine existentielle Dauerkrise gerieten.

Von vielen Angehörigen dieser Schicht wurde daher einer von zwei möglichen Auswegen aus der Not genutzt: Entweder man ging als Saisonarbeiter ins benachbarte



Vincent van Gogh, *Die Spinnerin*

Ausland (sogenannte „Hollandgänger“, an die in Elsen der Hollandweg erinnert) oder man wanderte nach Amerika aus, was um 1850 seinen Höhepunkt erreichte.

Für die Daheimgebliebenen konnte das Spinnen, das vor allem als Frauenarbeit angesehen wurde, in solchen Notlagen helfen, das dritte Grundbedürfnis des Menschen neben dem Essen und Trinken, nämlich das Sich-Kleiden, zu erfüllen. Zumindest die Grundlage für die eigene Kleidung konnte so, besonders an den langen Winterabenden, hergestellt werden. Auch über den Eigenbedarf hinausgehend konnte mit dem Spinnen in Heimarbeit ein notlindernder Nebenerwerb betrieben werden.

### Schluss

Das Spinnen hat häufig auch die Künstler inspiriert: im Märchen (Frau Holle, Dornröschen, Die drei Spinnerinnen); in der Lyrik (Clemens Brentanos „Der Spinnerin Nachtlied“); in der Malerei (Dürer, Velásquez, Courbet, Millet, Leibl, van Gogh) und in der Musik (Antonín Dvořáks sinfonische Dichtung „Das goldene Spinnrad“). Als künstlerisches Motiv gewann es unweigerlich eine gewisse Aura des Abgehobenen, ja teilweise des Romantischen.

In der Realität des frühen 19. Jahrhunderts war es aber oft aus der Not geborene harte Arbeit. Die Elsener Spinnsschule hat ihren Teil dazu beigetragen, dafür die Basis zu legen.

Günter Wißbrock

### Benutzte Literatur

Peter Karl Becker: „Allerbester Melchior“ – Melchior Ludolf Herold – Initiator der Industrieschulbewegung im Herzogtum Westfalen, Paderborn 2011

Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Albert Reble: Geschichte der Pädagogik, Stuttgart 1962

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1800 -1900, 2. Auflage, Elsen 2009

## Deutscher Kolonialismus Kleine Spurensuche in Elsen

### Die Kolonialzeit in der aktuellen Diskussion

„Vergangenheit, die nicht vergehen will“, so hat man die Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland bezeichnet, weil wir auch heute ständig wieder auf die Nachwirkungen dieser unheilvollen Phase der deutschen Geschichte gestoßen werden.

Man sollte meinen, dass dagegen die drei Jahrzehnte des deutschen Kolonialbesitzes (1884 - 1914/19) nach hundert Jahren eine endgültig abgeschlossene Epoche seien.

Doch weit gefehlt! Derzeit verhandelt z. B. seit 2015 im Auftrage der Bundesregierung der ehemalige Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses im Deutschen Bundestag, Ruprecht Polenz (ein Bruder des im benachbarten Wewer praktizierenden Arztes Dr. Ulli Polenz), mit der Regierung Namibias, des ehemaligen Deutsch-Südwestafrikas. Es geht dabei um die Forderung der Stämme der Herero und der Nama, die Niederschlagung ihrer Aufstände gegen die deutsche Kolonialmacht in den Jahren 1904 - 1907 als Völkermord anzuerkennen und entsprechende Wiedergutmachungsleistungen zu zahlen.

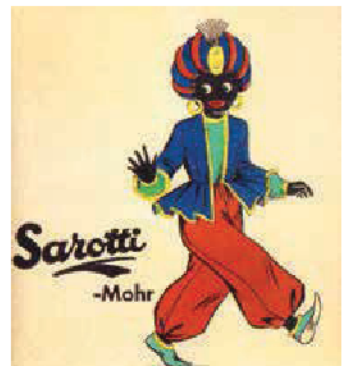
Ein weiteres aktuelles Beispiel für die Nachwirkungen der Kolonialzeit ist die in Berlin und an anderen Orten betriebene Provenienzforschung in den Völkerkundemuseen. Darunter versteht man die Aufklärung über die Rechtmäßigkeit der Umstände, unter denen bestimmte Exponate in die Museen gelangt sind. Hier stellt sich die Frage, ob eventuell geraubte Gegenstände in der Kolonialzeit in die Ausstellungen gekommen sind, die nachträglich bezahlt oder zurückgegeben werden müssten.

In Berlin wird diese Thematik derzeit besonders kontrovers diskutiert. Das Völkerkundemuseum ist seit Januar 2017 wegen Umzugs geschlossen. Es wurde 1873 gegründet und soll ab 2019 mit seinen 75000

Objekten in das wiedererrichtete Berliner Stadtschloss, das Humboldt-Forum, einziehen. Außerordentlich schwierig wird dabei in vielen Fällen die Frage zu lösen sein, ob bestimmte Objekte durch Raub oder Plünderung während der Kolonialzeit in das Museum gekommen sind und ob und an wen sie eventuell restituiert werden sollen. Im Übrigen ist das Thema europaweit in der Diskussion, besonders seit der französische Präsident Macron am 28. November 2017 in einer Rede in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, versprochen hat: „Ich möchte, dass innerhalb der nächsten fünf Jahre die Voraussetzungen für zeitweilige oder endgültige Restititionen des afrikanischen Erbes an Afrika geschaffen werden.“ Allerdings wird bei einer eventuellen Rückgabe immer auch in Erwägung gezogen werden müssen, ob in den Empfängerländern die nötigen musealen und wissenschaftlichen Kapazitäten für eine sachgerechte Aufbewahrung und Erforschung der Objekte vorhanden sind.

### Was erinnert bei uns sonst noch an die Kolonialzeit?

Besonders den Älteren wird auf jeden Fall der bis in die 1970er Jahre gebräuchliche Begriff des „Kolonialwarenladens“ geläufig sein. Damit wurden zunächst Geschäfte bezeichnet, die mit aus den Kolonien bezogenen Produkten handelten (Zucker, Kaffee, Tee, Kakao, Reis, Gewürze,



Schokoladenwerbung  
1918 - 2004

Tabak u. a.). Später erfolgte eine Begriffserweiterung auf den gesamten Lebensmittelbereich. Heute wird der Begriff kaum noch benutzt, aber auf indirekte Weise kann man ihm in Elsen noch begegnen: Der Name des Einzelhandelsverbandes „Edeka“ ist nämlich eine Abkürzung für die 1907 in Leipzig gegründete „Einkaufsgenossenschaft deutscher Kolonialwaren- und Lebensmittel-Einzelhändler“. Dieser versteckte Bezug zur deutschen kolonialen Vergangenheit reizt dazu, einmal nachzufragen, ob sich in der chronikalischen oder anderweitigen Überlieferung unseres Ortes weitere Bezüge zur Kolonialzeit finden lassen. Doch vorweg sollten wir kurz unsere Erinnerung und unsere Kenntnisse auffrischen.

### Welche deutschen Kolonien gab es?

In Afrika waren es Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) und Deutsch-Ostafrika (heute Tansania). Dazu kamen in Asien das Pachtgebiet der Bucht von Kiautschou in China mit dem Hauptort Tsingtau (heute Qingdao) und in Ozeanien Deutsch-Neuguinea mit dem Bismarck-Archipel und die Inselgruppen der Marianen, der Karolinen, der Marschallinseln, der Palau-Inseln und Samoa.

Auf alle diese überseeischen Besitzungen musste das Deutsche Reich nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg im Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 zugunsten der Hauptkriegsgegner verzichten. De facto waren Deutschlands Überseegebiete aber

schon zu Beginn des Krieges im Jahre 1914 verloren, mit Ausnahme von Ostafrika, wo sich General von Lettow-Vorbeck noch längere Zeit halten konnte.

### Wie kam Deutschland zu seinen Kolonien?

Nach der Reichsgründung im Jahre 1871 stellte sich die Frage, ob das neue Deutsche Reich sich nun auch um den Erwerb überseeischer Kolonien bemühen sollte, wie es andere europäische Mächte, vor allem Großbritannien



und Frankreich, schon längere Zeit getan hatten. Reichskanzler Fürst Bismarck stand diesem von einflussreichen Lobbygruppen vorgetragenen Ansinnen zunächst ablehnend gegenüber. Seine Hauptargumente waren, dass die Kosten der Kolonien möglicherweise den Nutzen übersteigen könnten und dass das noch ungefestigte Deutsche Reich durch ihren Erwerb in weltpolitische Spannungen mit anderen Kolonialmächten verwickelt werden könnte. So blieb es von deutscher Seite vorerst bei der privaten Errichtung von Niederlassungen in Afrika und der Südsee durch große Hamburger und Bremer Handelshäuser, die der Erschließung von Rohstoffreserven und neuen Absatzmärkten dienten.

Neben den großen Handelshäusern machten sich in anderen Gegenden Abenteurer auf den Weg, um koloniales Neuland zu erwerben. So kaufte z. B. Carl Peters an den Küsten Ostafrikas große Ländereien auf.

Je umfangreicher diese Unternehmungen wurden und je stärker die Enthusiasten des „Deutschen Kolonialvereins“ (ab 1882) und der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ (ab 1884) die öffentliche Meinung für ihr Anliegen propagandistisch beeinflussten, desto dringender wurde der Ruf nach öffentlichem Schutz für die privat erworbenen überseeischen Gebiete in deutscher Hand. Zögernd ließ sich Bismarck darauf ein. Damit war der Schritt von privaten Handelskolonien zu staatlichem Territorialbesitz durch das Deutsche Reich getan. Das bedeutete konkret den Aufbau einer deutschen Verwaltung in den Kolonialgebieten und, da es nach einiger Zeit zu Aufstandsbewegungen der unterdrückten Eingeborenen kam, dort auch mehr und mehr deutsche militärische Präsenz.

Versucht man eine Bilanz der deutschen Kolonialzeit zu ziehen, so zeigt sich, dass Bismarcks anfängliche Skepsis nur allzu berechtigt war. Als Siedlungsland, das den Bevölkerungsüberschuss anstelle der Auswanderung in die USA hätte aufnehmen können, waren die neugewonnenen Gebiete schon aus klimatischen Gründen

ungeeignet. Weniger als 24.000 Deutsche gingen bis 1914 in die Kolonien. Als Rohstoffbasis und Absatzmarkt brachten sie nur einigen privaten Unternehmen Gewinne. Für den deutschen Staat waren die Kolonien dagegen ein Verlustgeschäft. Die enormen Kosten der deutschen Verwaltung für die Errichtung der notwendigen Infrastruktur (Eisenbahnen, Straßen, Häfen usw.) und für die Niederschlagung der Aufstände übertrafen bei weitem die Einnahmen von Steuern und Zöllen.

Im Folgenden wollen wir uns auf diejenigen Kolonien beschränken, zu denen sich in irgendeiner Weise ein Bezug zu Elsen finden lässt. Vorweg soll dabei jeweils kurz die Geschichte der einzelnen Kolonie skizziert und dann der Elsener Bezug erläutert werden.

### **Deutsch-Südwestafrika**

1883 erwarb der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz an der Bucht von Angra Pequena in Südwestafrika größere und sich bald ins Innere des Landes ausdehnende Territorien, für die ihm am 24. April 1884 auf sein Ersuchen nach Abstimmung der deutschen Regierung mit Großbritannien der Schutz des Deutschen Reiches gewährt wurde. Damit war definitiv der erste Schritt zu einer deutschen Kolonialpolitik getan.

Das Gebiet war zwar in relativ weiten Teilen wüstenhaft (Namib und Kalahari), hatte aber andererseits nicht ein so extrem tropisches Klima wie die näher am Äquator gelegenen Regionen Afrikas. Deshalb war man in deutschen Regierungskreisen der Meinung, Südwestafrika sei nicht nur als Handelskolonie geeignet, sondern auch zur Ansiedlung von Teilen des deutschen Bevölkerungsüberschusses. Unter Ausnutzung der internen Rivalitäten unter den Stämmen der Eingeborenen versuchte daher die deutsche Kolonialverwaltung, durch weitgehende Besitzergreifung an Land für deutsche Siedler zu kommen und die Eingeborenen in bloße Reservate zurückzudrängen.

Die Proletarisierung der Einheimischen als Landarbeiter auf den Farmen der weißen Siedler, ihre Diskriminierung durch enteh-



rende Prügelstrafen und brutale Misshandlungen, ihre allgemeine Rechtlosigkeit und der zunehmende „Herrenstandpunkt“ der Siedler führten in den Jahren 1904 bis 1907 zum Aufstand zunächst der Hereros und später der Nama, die von den Weißen abschätzig als „Hottentotten“ bezeichnet wurden. In einem Überraschungsschlag im Januar 1904 wurden von den Hereros 123 deutsche Männer getötet. Nach Monaten des Guerillakrieges wurde schließlich in einer Kesselschlacht am Waterberg (11.08.1904) die Hauptmasse der Hereros durch die deutsche Schutztruppe unter dem Oberbefehl von Generalleutnant Lothar von Trotha im Kampf getötet oder erbarungslos in die wasserlose Wüste getrieben. Nach Schätzungen sind durch die „Vernichtungsstrategie“ von Trothas 75 – 80 % der vorher 60.000 – 80.000



Adolf Lüderitz (1834 - 1886)



Hereros umgekommen. Der Guerillakrieg der Nama ab Oktober 1904 forderte bis Ende März 1907 etwa die Hälfte dieses Stammes von ursprünglich ungefähr 20.000 Angehörigen als Opfer. Auf deutscher Seite fanden von etwa 14.000 Soldaten 1.500 den Tod. Überdies kostete die Niederwerfung des Aufstandes rund 585 Millionen Reichsmark an Kolonialanleihen.

Die enormen Kosten und die Behandlung der Eingeborenen waren der Anlass, dass der Kolonialkrieg in Südwesafrika plötzlich Ende 1906 zu einem hochbrisanten Thema der deutschen Innenpolitik wurde.

### **Reichstagswahlen als Folge des Kolonialkriegs**

Die Elsener Ortschronik, die sich sonst bei Fragen der „großen“ Politik sehr zurückhält, berichtet in diesem Falle, weil die Folgen konkret vor Ort spürbar waren, ausführlich das Folgende: „Am 13. Oktober (1906) kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel aus der Reichshauptstadt die Nachricht, dass der Reichstag aufgelöst sei, weil die Mehrheit den Nachtragsetat von 8 Mill. 900000 M für Südwesafrika abgelehnt hatte. Und nun entstand ein so heftiger Wahlkampf, wie wohl das Deutsche Reich noch keinen erlebt hat. Gegen Zentrum und Sozialdemokratie, lautete die Wahlparole. Von allen Parteien wurden alle ihnen zur Verfügung stehenden materiellen sowohl wie geistigen Machtmittel angewandt, um mit möglichster Verstärkung in den Reichstag einzuziehen. Auch im Wahlkreise Paderborn-Büren wurde alles aufgeboten; in jedem Dorfe wurde eine Versammlung abgehalten, damit der Zentrumskandidat, Landrat von Savigny in Büren, mit möglichst vielen Stimmen wiedergewählt wurde.“

Weiter heißt es zum Jahre 1907: „Am 25. Januar fand die durch die Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 notwendig gewordene Reichstagswahl statt. Überall, so auch in Elsen, fand eine sehr rege Beteiligung statt. Im Wahlkreise Paderborn-Büren wurde der Zentrumsabgeordnete Landrat

von Savigny mit großer Mehrheit gewählt.“ Schließlich schreibt der Chronist: „Am 5. Februar fand die Stichwahl zum Reichstage statt. Wiederum überall rege Beteiligung. Das Endresultat dieses mit großer Erbitterung geführten Wahlkampfes war, dass alle Parteien mit Verstärkung in den Reichstag einzogen, während die Sozialdemokratie fast die Hälfte ihrer Mandate verloren hat.“ Die Feststellungen des Elsener Chronisten bedürfen einer Erläuterung und Ergänzung: Die Gelder des Nachtragshaushaltes waren nicht einfach „für Südwesafrika“ bestimmt, sondern für die Fortsetzung des dortigen Vernichtungskrieges. Das führte zu einer scharfen, hochemotionalen Konfrontation in der Reichstagsdebatte über diesen Haushalt. Während die nationalliberalen und konservativen Parteien sich für den Haushalt aussprachen, plädierten die Sozialdemokraten, die katholische Zentrumspartei und die polnische Fraktion, die im Reichstag gemeinsam die Mehrheit hatten, dagegen. Sie sprachen sich nicht grundsätzlich gegen jede Kolonialpolitik aus, wohl aber entschieden gegen die grausame Behandlung der Eingeborenen durch Generalleutnant von Trotha.

Deshalb lehnte die Mehrheit die Regierungsvorlage ab. Daraufhin löste Reichskanzler von Bülow den Reichstag auf und ließ Neuwahlen ausschreiben. Diese gingen als „Hottentottenwahl“ in die Geschichte ein. Im Wahlkampf wurden Sozialdemokraten und Zentrumspartei als national unzuverlässige „vaterlandslose Gesellen“ und „Reichsfeinde“ beschimpft, die die tapfer kämpfenden deutschen Soldaten in Südwesafrika im Stich ließen. Das führte zu einer unheilvollen Spaltung der deutschen Gesellschaft.

In der Reichstagswahl am 25. Januar 1907 hatte die SPD fast eine viertel Million Wähler hinzugewonnen, jedoch am Ende durch neue Wahlkreiseinteilungen und Wahlbündnisse der bürgerlich-konservativen Parteien fast die Hälfte ihrer Reichstagsmandate verloren. Das katholische Paderborner Land aber zeigte sich wieder einmal als

absolute Zentrumshochburg. Der Kandidat dieser Partei, Landrat Dr. Karl Freiherr von Savigny (1855 - 1928), erhielt mehr als 95 % der Stimmen, während auf den Kandidaten der SPD etwa 1 % der Stimmen entfielen. Im Reichstag hatten die Kolonialbefürworter jetzt die Mehrheit. Sie billigten die geforderten Mittel zur weiteren Finanzierung des Kolonialkrieges und stützten von nun an als „Bülow-Block“ die Regierungspolitik.

### Kiautschou/Tsingtau

Anders als die afrikanischen Kolonialgebiete des Deutschen Reiches, die Mitte der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts erworben worden waren, erfolgten die Besetzung der chinesischen Bucht von Kiautschou mit dem Hauptort Tsingtau (heute Qingdao) durch deutsche Marinetruppen und der anschließende Abschluss eines Pachtvertrages auf 99 Jahre erst im Jahre 1897. Dieses Unternehmen war eine Teilaktion der nach der Entlassung des Reichskanzlers Fürst Bismarck im Jahre 1890 von Kaiser Wilhelm II. verkündeten neuen Konzeption der deutschen Außenpolitik als „Weltpolitik“.

Wie anderen europäischen Mächten auch ging es den Deutschen dabei nicht um großräumige Eroberungen in China, sondern um das Bestreben, einen Fuß in die Tür zum riesigen Chinamarkt zu setzen. Die Ermordung zweier deutscher Missionare wurde als Vorwand genommen, um einen Stützpunkt zur handelspolitischen Durchdringung Chinas zu erwerben, den man zu einer Art Musterkolonie ausbauen wollte. Dafür wurden enorme Investitionen unternommen. Zum Beispiel wuchs Tsingtau von einem Fischerdorf mit wenigen tausend Einwohnern zu Beginn der deutschen Herrschaft zu einer modernen Stadt mit 55.700 Einwohnern im Jahre 1913.

Schon im Jahre 1900 aber brach ein gewaltsamer Aufstand des chinesischen Geheimbundes der „Boxer“ gegen die Fremden, vor allem auch gegen die christlichen Missionare, aus. Ziele dieser Bewegung waren die Bewahrung der altchinesischen religiösen und kulturellen Überlieferung gegen jeden westlichen Einfluss und die Vertreibung der Kolonialisten. Am 19. Juni 1900 erklärte schließlich die chinesische Zentralregierung unter dem Ein-



druck der teilweisen Erfolge der „Boxer“ den europäischen Mächten den Krieg. Einen Tag später wurde in Peking auf offener Straße der deutsche Gesandte Clemens Freiherr von Ketteler erschossen. (Er war ein Neffe des Mainzer Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, nach dem die Elsener Hauptstraße benannt ist.) Als Reaktion darauf fanden sich die europäischen Mächte zu einer gemeinsamen militärischen Aktion gegen China zusammen. Der deutsche Generalfeldmarschall Graf von Waldersee übernahm den Oberbefehl über das multinationale Expeditionsheer.

Die Rekrutierung der deutschen Kontingente dieser Truppe hinterließ auch Spuren in unserer Gegend, was sich in der Elsener Chronik widerspiegelt. Dort heißt es: „Am 2. August fuhren abends vom Bahnhof Paderborn die Truppen ab nach China, um dort den Gesandtenmord zu rächen. Diese Freiwilligen aus Süd und Nord von Deutschland hatten in der benachbarten Senne Schießübungen gemacht. Sie erregten in ihrer eigenartigen Uniform Aufsehen. Die Abschiedsfeier seitens Paderborns war großartig. Abends war die ganze Umgegend vertreten.“ (Chronik II, S. 217)

Ein erstes Expeditionskorps hatte Kaiser Wilhelm II. am 27. Juli 1900 vor der Einschiffung in Bremerhaven auf seine großsprecherisch-undiplomatische Art mit den Worten verabschiedet: „Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht haben, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märcen gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.“

Die Reaktion auf diese Rede in China war verheerend. Noch im Ersten Weltkrieg hat die alliierte Kriegspropaganda in bewusster

Anspielung auf diese Rede die Deutschen als „Hunnen“ bezeichnet. Rein militärisch betrachtet, war das chinesische Unternehmen für das europäische Expeditionsheer dagegen erfolgreich. China wurde im so genannten „Boxer-Protokoll“ im September 1901 zur Entsendung einer Bußgesandtschaft und zur Zahlung einer Kriegsschädigung von etwa 280 Millionen Mark verpflichtet.

### **Ein Elsener als Opfer des Boxerkrieges**

Aber Geschichte wird viel zu oft nur aus der Perspektive „von oben“ geschrieben. Da ist dann die Rede von „Schlachtenglück“ und „Kriegsgewinn“, aber kaum vom Leiden des einzelnen Soldaten. Das zeigt das Beispiel eines jungen Elseners, der am Chinafeldzug teilgenommen hatte. Hermann Eusterholz (geb. 28.03.1878) hatte sich als 22-Jähriger freiwillig dazu gemeldet und war krank aus China zurückgekommen. Mit 25 Jahren starb er am 19.07.1903 in seinem Elternhaus.

Hubert Bastian hat vor Jahren über sein Schicksal berichtet (Elsener Nachrichten 44, 1977, S. 25). Er schreibt: „Ich kann mich als Nachbarskind seiner noch erinnern, wie er, in Decken gehüllt, in seinem Sessel vor der großen Hoftür saß. Besonders auffällig an ihm war der weiße Anzug, den er trug ... Über dem Namen und den Daten seines Grabsteines war eine kleine Nische eingearbeitet, in der hinter Glas seine Auszeichnungen als Chinakämpfer hingen.“

Wie bei der Abschiedsfeier der Chinakämpfer in Paderborn fiel also auch hier die exotisch wirkende helle Tropenuniform ins Auge, aber nicht mehr verbunden mit dem Beigeschmack eines Abenteurers in fernen Landen, sondern nur noch assoziiert mit Vergänglichkeit und Tod.

Nachgetragen sei noch, wie sich Tsingtau, das heutige Qingdao, weiter entwickelt hat und welche Beziehungen unsere Region heute dorthin unterhält. Qingdao ist heute eine Stadt mit etwa 3,5 Millionen Einwohnern und über 7 Millionen in der näheren Um-



Tsingtao-Bier (seit 1903)

vertrieben wird, stammen ebenfalls noch aus der deutschen Kolonialzeit. Das alljährliche „Bierfest“ hat die Dimensionen des Münchener Oktoberfestes.

Paderborn unterhält enge Beziehungen mit Qingdao. Seit 2003 besteht eine Kooperationsvereinbarung beider Städte in den Bereichen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und des kulturellen Austausches. Auf dieser Basis haben die Universitäten beider Städte die „Chinesisch-Deutsche Technische Fakultät“ gegründet, in der im Durchschnitt mehr als 150 chinesische Studenten in Paderborn ihr in Qingdao begonnenes Studium fortsetzen. Das Gymnasium Schloß Neuhaus pflegt einen regen Schüleraustausch mit einer Partnerschule in Qingdao.

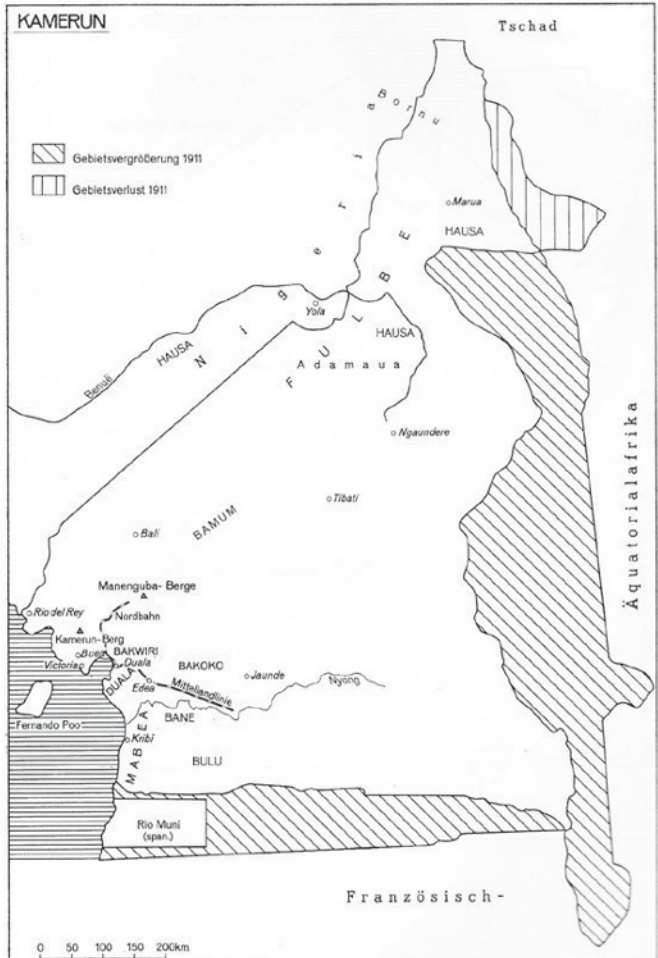
Seit 2015 unterstützt auch ein „Konfuzius-Institut“ am Neuen Platz in der Paderborner Stadtmitte die Verbreitung von Sprache und Kultur Chinas in unserer Stadt und zugleich die Ver-

gebung. Die Stadt ist der drittgrößte Hafen Chinas. In der Altstadt gibt es noch eine ganze Reihe denkmalgeschützter Bauten aus der deutschen Kolonialzeit. Die Anfänge der Brauerei, deren „Tsingtao-Bier“ heute weltweit

mittlung von deutscher Sprache und Kultur an die chinesischen Gäste. Ebenso stützt das Institut die deutsch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen, indem es als Ansprechpartner und Experte mit umfangreichem Wissen und Erfahrungen über die chinesische Wirtschaft zur Verfügung steht.

### Kamerun

Wie in Südwestafrika waren auch in Kamerun hanseatische Kaufleute die Vorreiter einer späteren deutschen Kolonialpolitik.



Vor allem die Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen beherrschten den Westafrikahandel und hatten an der dortigen Küste viele Handelsniederlassungen eingerichtet. Ihre Bitte um staatlichen Schutz gegenüber der englischen



und französische Konkurrenz wurde am 14.07.1884 erfüllt, indem die deutsche Reichsregierung einen Reichskommissar ernannte und damit den Anfang dafür setzte, dass Kamerun Schritt für Schritt zur Kolonie wurde.

Die deutsche Herrschaft war zunächst de facto auf den Küstenbereich beschränkt, wurde aber in den nächsten Jahren – meist auf dem Wege militärischer Eroberung, aber auch durch Verträge mit den Eingeborenen – immer weiter nach Norden bis zum Tschadsee ausgedehnt. Während im Süden ein deutsches Verwaltungssystem eingerichtet wurde, wurde der Norden weitgehend indirekt durch der deutschen Kolonialverwaltung rechenschaftspflichtige Häuptlinge beherrscht.

Als Siedlungskolonie war Kamerun wegen des Klimas und der Tropenkrankheiten (Malaria) nicht geeignet, so dass 1913 dort nur 1871 Weiße lebten. Die Produkte des Landes (Kautschuk, Elfenbein, Kakao, Palmöl, Palmkerne u. a.) wurden in den ersten Jahren meist von einheimischen Bauern an Händler geliefert. Später wurden mehr und mehr Großplantagen eingerichtet, für die rigoros das Land der Eingeborenen enteignet und die Bauern zu Landarbeitern

degradiert wurden. Das führte mehrfach zu Aufständen.

Besonders unruhlich, auch im Gegensatz zu den deutschen Kolonialgesetzen, tat sich der stellvertretende Gouverneur Leist hervor, der wegen Folter und öffentlicher Auspeitschung von Frauen seinen Dienst quittieren musste. Die Rechtsbeugungen bei den Enteignungsmaßnahmen und die privaten Skandale des Gouverneurs von Puttkamer führten später auch zu dessen Sturz.

Gegen solche Methoden der Behandlung von Eingeborenen hatten besonders Missionare protestiert, und es kam darüber zu erregten Debatten im Reichstag.

Ähnlich wie in Südwestafrica überstieg auch in Kamerun der Import aus Deutschland den Export dorthin.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Kamerun zwischen den Siegermächten Großbritannien und Frankreich geteilt.

#### **Der Elsener Gutshof „Neu-Kamerun“**

Heute wohnen in Elsen zwei aus Kamerun stammende Studentinnen der Universität Paderborn. Sie dürften nicht wenig erstaunt sein, wenn sie erfahren, dass es in Elsen einen Gutshof mit dem Namen „Neu-Kamerun“ gibt. Wie kam es dazu?

Der Hof hat eine lange Vorgeschichte, die im Mittelalter beginnt.

Ein heute wüstes Dorf Oestinghausen lag dort, wo die Gemarkungen von Salzkotten, Tudorf und Wewer zusammenstoßen, beim heutigen Weltsöden. Dieses Dorf gehörte zur Grundherrschaft des adeligen Damenstiftes Neuenheerse. Einer der von dort abhängigen Höfe lag im heutigen Zentrum von Wewer. Mit ihm wurden durch das Damenstift im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Adelsgeschlechter belehnt (u. a. v. Brobecke, v. Crevet, v. Imbsen, v. Brenken). Diese Vasallen des Damenstiftes bewirtschafteten aber den Hof nicht selbst, sondern vergaben ihn nach Meierrecht weiter an Bauern als Verwalter.

Um 1560 übernahm ein Bernd Stellbrink den

Hof, der ab dann Stellbrinkshof hieß, so dass die Meier aus verschiedenen Familien bis ins 20. Jahrhundert immer den Beinamen „Stellbrink“ führten.

Nach wechselhaften Schicksalen und zeitweilig hoher Verschuldung gelangte der Hof 1794 in den Besitz der Familie Thöne aus Altenbeken. Josef Thöne übte im späten 19. Jahrhundert 21 Jahre lang das Ehrenamt des Ortsvorstehers von Wewer aus.



Josef Thöne (gemalt von seinem Bruder Franz)

1880 tauschte er seinen Waldbesitz in Wewer gegen ein 170 Morgen großes Grundstück in der Habringhauser Mark auf Elsener Grund und Boden, das dem Baron Max von und zu Brenken gehörte. Auf dem Gelände war 1834 ein Exerzierplatz errichtet worden, der aber nur zwei Jahre Bestand hatte. (Deshalb heißt die angrenzende Straße, an der sich derzeit



Der Gutshof „Neu-Kamerun“ heute (Foto: Konrad Mürhoff)

die Kreismülledeponie befindet, heute „Alte Schanze“). Inzwischen aber war das ganze Areal überwuchert, und die Wildnis wurde mühsam mit dem Dampfpflug urbar gemacht und trockengelegt.

In diesem Zusammenhang soll Josef Thöne gegenüber dem Baron von und zu Brenken geäußert haben, schlimmer hätte es auch in Afrika, in Kamerun, nicht aussehen können. Offensichtlich fühlte er sich an die Anlage von Plantagen im kamerunischen Dschungel erinnert. Jedenfalls beschloss er, seinen zu errichtenden Gutshof „Neu-Kamerun“ zu nennen. Eine andere, weniger wahrscheinliche Version der Namensentstehung sieht in „Neu-Kamerun“ eine Verballhornung der Worte „(hier) kann man ruhen“.

Bei der Errichtung des neuen Gutshauses, das 1899 fertiggestellt wurde, entwickelte Thöne durchaus einigen Ehrgeiz. Es entstand ein qualitativvoller, heute denkmalgeschützter Bau. Typisch für die Zeit um 1900, das Zeitalter des Historismus bzw. Eklektizismus, vereinigt er unterschiedliche Stilelemente der Vergangenheit in sich. Das barocke Sandsteinportal mit zwei Löwenköpfen aus dem Jahre 1732 erwarb Thöne beim Abbruch eines alten Paderborner Patrizierhauses an der Westernstraße 7. Im Bogenfeld über der Haustür zeigt eine be-

schädigte Malerei einen pflügenden Engel und eine vor einem Bildstock betende Person. Möglicherweise hat sie Thönes Bruder Franz, der in Düsseldorf als Kunstmaler wirkte, angefertigt.

Darüber trägt eine Kartusche die lateinische Inschrift „SPES CONNEXA DEO NVNQVAM CONFVSA PERIVIT DAN C 3 V 40“ (Die in Gott gesetzte Hoffnung

ist niemals aus der Fassung geraten und zuschanden gekommen, Daniel 3,40).

Über dem Portal ist der Giebel des Zwerchhauses mit Schmuckfachwerk ausgestattet. Hinter dessen Fenstern mit kleinteiligen Scheiben verbarg sich einst die Hofkapelle. Im Giebel des Zwerchhauses ist eine Uhr aufgemalt, unter der eine Tafel die Inschrift trägt: „ANNO 1899 DER GRUNDRISS VON NEU-KAMERUN IST MIT GOTTES HÜLFE GEMAGT VON BAULEITER JOHANN THÖNE“. Die Inschrift erinnert an die tatkräftige Hilfe beim Bau, die Josef Thöne von seinem unverheirateten Bruder Johann erfuhr. Zugleich wird deutlich, dass die Bezeichnung des Gutshofes als „Neu-Kamerun“ nicht etwa ein von außen herangetragenener Spottname ist, sondern dass er bewusst von den Brüdern Thöne gewollt wurde, wohl um ihre Pioniertat beim Urbarmachen bislang ungenutzter Flächen durch den Vergleich mit den Mühen bei der Kolonisierung in Afrika besonders herauszustellen.

1899 verkaufte Josef Thöne seine Hofstelle in Wewer, legte sein Amt als Ortsvorsteher nieder und zog endgültig in seinen Neubau in Elsen. Ein stattlicher neuer Gutshof mit 300 Morgen Land, 6 Pferden, 30 Stück Rindvieh und 40 Schweinen war entstanden.



Alte Postkarte „Gut Neu-Kamerun“: Haupthaus mit Stall (links) und Scheune (rechts), Teich, Waldhütte und Johannes-Statue. Abbildung: Heimat- und Verkehrsverein, in: Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, S. 37

Das Gutshaus wird zur Linken vom Stall und zur Rechten von einer Scheune flankiert. Schwärmerisch berichtet der Elsener Ortschronist zum Jahre 1902: „Die Besetzung des genannten Thöne, in der Nähe von Ringelsbruch gelegen, ist durch großartige Kunstanlagen und Grotten und Fischteiche verschönert und zieht durch ihre Schönheit viele Ausflügler aus Paderborn an, die in den nahen Fichten- und Tannenwäldungen ihre Lungen durch die harzige Luft stärken können.“

Dass Thöne seine Idee eines „Neu-Kamerun“ weiter verfolgte, wird vor allem an einer von ihm errichteten bizarren Waldhütte deutlich, an deren Wänden eine Kamerunschlange entlangkroch und an der ursprünglich ein steinerner Löwe, ein Rollschwanzaffe und die Figur eines Eingeborenen standen. Heute ist die Hütte freilich ganz verfallen. Nur einige Balken im Wald erinnern noch an ihre Existenz. Während die übrigen Gegenstände verschwunden sind, ist die hölzerne Kamerunschlange noch vorhanden.

1902 verunglückte Josef Thönes einziger Sohn mit 30 Jahren durch einen Unfall mit einem Pferd tödlich, so dass der Hof nach dem Tode Thönes im Jahre 1909 an seinen Schwiegersohn Heinrich Meiwes

aus Westenholz kam. Daher ist in Elsen der Gutshof neben den Bezeichnungen „Neu-Kamerun“ und „Stellbrinkshof“ auch unter dem Namen „Meiweshof“ bekannt. 1982 ist nach der Übersiedlung der Familie Meiwes nach Bokel bei Rietberg der landwirtschaftliche Betrieb auf dem Gutshof aufgegeben worden. Die Familie Meiwes hat eine Statue des hl. Johannes, die früher an der Hofeinfahrt stand, und die Kamerunschlange mit nach Bokel genommen. Der ehemalige Gutshof gehört heute Werner Stümmeler und seiner Frau, die durch umfangreiche Restaurierungsarbeiten sich um den Erhalt des Gebäudekomplexes sehr verdient gemacht haben.

#### Fazit

Der deutsche Kolonialismus seit der Mitte der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg hat auch in Elsen seine Spuren hinterlassen. Er hat das Wahlverhalten unserer Vorfahren beeinflusst, er hat einen jungen Mitbürger das Leben gekostet und er hat den etwas skurrilen, bis heute geläufigen Namen eines ehemaligen Gutshofes angeregt.

*Günter Wißbrock*

#### Benutzte Literatur:

- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.):  
Chronik der Gemeinde Elsen 1800 - 1900, 2. Auflage, Elsen 2009
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.):  
Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008
- Horst Gründer: Geschichte der deutschen Kolonien, 2. Auflage, Paderborn 1991
- Deutsches Historisches Museum: Deutscher Kolonialismus – Fragmente seiner Ge-



*Waldhütte mit Jagdgesellschaft*

schichte und Gegenwart (Ausstellungskatalog), 2. Auflage, Berlin 2017

Hubert Bastian: Nachtrag, in: Elsen Nachrichten 44 (1977), S. 25

Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Wilhelm Thöne: Der Stellbrinkshof, in: Die Warte 2 (1934), S. 165 - 168 und S. 192 -194

Beate und Michael Wittig: Franz Thöne - Ein Kunstmaler im 19. Jahrhundert, in: Der Weweraner, Sonderausgabe 2011

Aloys Kullmann: Geschichte und Werden des Hofes Meiwes-Kamerun in Elsen, in: Elsen Nachrichten 35 (1976), S. 7 - 11

# Die lateinische Portalinschrift am Elsener Stellbrinkshof („Neu-Kamerun“) „SPES CONNEXA DEO NUNQUAM CONFUSA PERIVIT DAN C. 3, V. 40“



Der Gutshof „Neu-Kamerun“ heute (Foto: Konrad Mürhoff)

## Hausinschriften in Elsen

Der Gutshof „Neu-Kamerun“ hat eine bemerkenswerte lateinische Portalinschrift, deren Übersetzung auf den ersten Blick nicht schwer zu sein scheint, die aber doch einige Probleme und Rätsel aufwirft.

Schaut man in dem Kapitel von Wilhelm Huckes Elsener Orts- und Familiengeschichte nach, das sich mit den Hausinschriften beschäftigt, so wird man enttäuscht, denn unsere gesuchte Inschrift ist nicht einmal erwähnt. Aber man lernt zweierlei: Eine lateinische Inschrift an einem bäuerlichen Gebäude ist in Elsen die Ausnahme. Von 47 bei Hucke aufgeführten Inschriften ist nur eine, nämlich am Hof Brüseke in Gessel, lateinisch. Andererseits entspricht die inhaltliche Aussage des Spruches am Stellbrinkshof eher der Regel. Wenn man nämlich vorläufig übersetzt: „Eine Hoffnung, die mit Gott verbunden ist, ist

niemals in Verwirrung zuschanden geworden“, dann geht es wie in den meisten platt- und hochdeutschen Inschriften um das Gottvertrauen, um Gottes Segen für das Haus und für Mensch und Tier, die darin wohnen.

## Die biblische Grundlage des Inschrifttextes

Sucht man nun nach der Herkunft des Inschrifttextes, so liegt



Das Portal

es natürlich nahe, zunächst einmal die lateinische Bibel, die Vulgata, nach der Textstelle im alttestamentarischen Buch Daniel, Kapitel 3, Vers 40, zu befragen. Dort findet man den Inschrifttext aber nicht etwa wörtlich, sondern nur dem Sinne nach. Der lateinische Text lautet: „Quoniam non est confusio confidentes in te.“ Das heißt: „Denn es gibt keine Verwirrung für diejenigen, die auf dich (also Gott) vertrauen.“

Schaut man dann in der deutschen Einheitsübersetzung der Bibel nach, so lautet die recht freie Übertragung von Daniel 3, V. 40: „Denn wer dir vertraut, wird nicht beschämt.“ Schwieriger wird die Suche in der Luther-Bibel. Man muss zunächst wissen, dass Luther und die Evangelische Kirche ähnlich wie die Juden, aber anders als die Katholische Kirche diesen in griechischer Sprache überlieferten Teil des Buches Daniel nicht zu den kanonischen Büchern der Bibel zählen, sondern zu den Apokryphen. Unter „Apokryphen“ versteht Luther Bücher, die mit der übrigen Heiligen Schrift rangmäßig zwar nicht gleichzusetzen, aber „doch nützlich und gut zu lesen sind“. So findet man unseren gesuchten Vers im Apokryphen-Teil der Luther-Bibel unter der Überschrift „Das Gebet Asarjas (Zusatz zu Daniel Kap. 3)“ als Vers 16. Luther übersetzt: „Denn du lässtest nicht zuschanden werden die, so auf dich hoffen.“ Wenn man die beiden deutschen Übersetzungen vergleicht, dann ist auf jeden Fall der größte Unterschied bei der Wiedergabe des lateinischen Wortes „confusio (est)“ durch „beschämt werden“ bzw. „zuschanden werden“ zu finden. Welche der beiden Übersetzungen die „richtigere“ ist, lässt sich dennoch nicht sagen, denn sie basieren ja nicht auf der lateinischen Vulgata, sondern auf der griechischen Urfassung dieses Teils des Buches Daniel in der „Septuaginta“.

### **Deutung des Textes:**

#### **Verwirrung und Ordnung**

Weiter führt uns die Suche danach, was denn eigentlich im umfassenden Sinne mit dem Schlüsselwort „confusio“ gemeint sein

könnte. Ein Satz des berühmten mittelalterlichen Kirchenlehrers Thomas von Aquin hilft dabei: „Ubi cumque est pluralitas sine ordine, ibi est confusio.“ (Wo auch immer es eine Vielheit ohne Ordnung gibt, da herrscht Verwirrung.)

„Confusio“ ist also der Gegenbegriff zu „ordo“. Darunter verstand man die gottgewollte Ordnung der Welt, in der alle Menschen und die anderen Lebewesen ihren festen Platz haben, so wie es uns in der Schöpfungsgeschichte dargestellt wird. Der kontinuierliche Verbleib dieser Ordnung, die dem Menschen durch den Schirm Gottes Sicherheit und Geborgenheit bietet, war es also, worauf die Hoffnung (spes) durch den vertrauenden Glauben an Gott gerichtet war. Hoffnung aber als Gegenspielerin von Verzweiflung, Resignation und Furcht ist eine der drei göttlichen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung). Sie ist geradezu das entscheidende Lebenselixier, wie schon in vorchristlicher Zeit der römische Philosoph Cicero erkannte. In einem Wortspiel formulierte er: „Dum spiro spero“ (Solange ich atme, hoffe ich). Christliche Hoffnung ist darüber hinaus auf das ewige Leben gerichtet.

„Confusio“ dagegen, Verwirrung und Unordnung, eine Welt, die nicht „in Ordnung“ ist, ist laut Bibel nicht das Werk Gottes, sondern das Werk des Teufels und der Menschen, die ihm anhängen. Das deutsche Wort „Teufel“ leitet sich ja ab vom altgriechischen „Diabolos“. Das bedeutet wörtlich „Durcheinanderwerfer“ im Sinne von Verwirrer, Versucher, Faktenverdrehler, Verleumder, Stifter von Zerwürfnis und Zwietracht.

Menschen aber, die dem „Verwirrer“, der Personifizierung des Bösen, anhängen, kommen nach dieser Vorstellung in die Hölle. Nicht zufällig stellt der große italienische Dichter Dante es in seiner „Göttlichen Komödie“ so dar, dass am Eingang zur Hölle eine Inschrift steht, die lautet: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ (Lasst alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hier eintretet!) War Hoffnung sinnvolles Leben, so bedeutet Hoffnungslosigkeit den endgültigen Untergang.

Versuchen wir nun noch einmal zusammenfassend zu formulieren, was die Elsener Inschrift ausdrückt, so kann man etwa Folgendes sagen: Die Hoffnung und das feste Vertrauen auf Gott und seine gerechte Ordnung sind niemals in vom Teufel bewirkter Verwirrung untergegangen. Natürlich schwingt bei dieser Feststellung im Perfekt auch die feste Hoffnung mit, dass das auch in Zukunft so bleiben wird.



*Inschrift am Portal des Kotzenbergschen Hofes von 1679*

### **Der Hexameter als Versform der Inschrift**

Die Aussage des wörtlichen lateinischen Bibeltextes im Buch Daniel 3, V. 40, ist nahezu mit der der Inschrift identisch. Weshalb aber hat man dann in der Inschrift den Wortlaut geändert? Die Antwort lautet: Weil man die biblische Aussage in einen Vers umgeformt hat, und zwar in einen Hexameter, den klassischen sechshebigen Vers von Homers Ilias und Odyssee und vieler anderer großer Werke der Weltliteratur, der hier mit einer Mittelcäsur versehen ist.

### **Der Elsener Vers als Variante eines anderen Hexameters**

Fragt man nun nach der möglichen Herkunft dieses Hexameters, so hilft eine Internetrecherche weiter. Sie führt zu einem Aufsatz über die lateinischen Hausinschriften im benachbarten Lippe, den der 2014 verstorbene ehemalige Direktor des Detmolder

Gymnasiums Leopoldinum, Hanns-Peter Fink, 1981 in den „Lippischen Mitteilungen“ veröffentlicht hat.

Hier beschäftigt sich Fink auch mit einer dem Elsener Text ganz ähnlichen Inschrift

von 1679 aus Horn. Sie steht am Kotzenbergschen Hof, dem späteren Hotel Vialon. Dieser stadtbildprägende Weserrenaissancebau am Markt/Ecke Mittelstraße wurde 1616/17 von dem lippischen Amtmann Johann Hermann Kotzenberg errichtet. Unter Adam Heinrich von Kotzenberg (die Familie war 1674 geadelt worden) erfolgte zwischen 1679 und 1681 ein Umbau. Es wurden zur Marktseite und zur Mittelstraße je ein repräsentatives Barockportal angebaut. An dem zur Mittelstraße hin gerichteten Portal steht der Hexameter „SPES CONFISA DEO NUNQUAM CONFUSA RECEDIT“. (Die Hoffnung, die auf Gott vertraut, geht niemals in Verwirrung unter.)

Die Elsener Inschrift unterscheidet sich nur in drei Punkten von der in Horn: Das Partizip „confisa“ (vertraut) ist durch „connexa“ (verbunden) ersetzt, ebenso das Verb „recedere“ (zurückweichen) durch „perire“ (zugrunde gehen). Schließlich ist die Zeitstufe vom überzeitlichen Prä-

sens in das Perfekt übergegangen. Die inhaltliche Aussage ist aber praktisch die gleiche geblieben, nur dass im Elsener Falle die feste Hoffnung auf Gott aus der vergangenen Erfahrung mit ihm hergeleitet wird.

Die Inschrift aus Horn findet sich wörtlich noch



*Der Kotzenbergsche Hof in Horn/Lippe*

mehrfach, so z. B. am Haus Steege 4 in Bad Salzflun, wo sie allerdings erst 1971 bei einer Renovierung auf dem Fachwerk aufgemalt worden ist. Interessanter ist, dass der Spruch bereits auf einer lippischen MUnze des Grafen Hermann Adolf aus dem Jahre 1658 als Umschrift auftaucht. Als weitere Fundstelle nennt das Internet z. B. den Wahlspruch eines ungarischen Adligen.



*Umschrift einer lippischen MUnze von 1658*

Die Elsener Form der Inschrift scheint dagegen einzig zu sein. NatOrlich fragt man sich jetzt, warum die Elsener Variante von dem viel hMufiger belegten Wortlaut des ursprOnglichen Hexameters abweicht, zumal dieser sicherlich die elegantere Form hat. Denn er enthMlt ja zusMtzlich zu der inhaltlichen Antithetik mit den aufeinander bezogenen Worten „confisa“ und „confusa“ noch ein Wortspiel. Des RMsels LMsung bietet die Schreibweise des Verses am Portal des Gutshofes „Neu-Kamerun“.



*Wahlspruch eines ungarischen Adligen von 1764*

Sie sieht nMlich so aus:



*Chronogramm Ober dem Portal des Gutshofes „Neu-Kamerun“ von 1732*

### Die Elsener Inschrift als Chronogramm

Daraus lMsst sich schlieBen, dass der Vers zugleich ein Chronogramm ist. Was versteht man darunter?

Ein Chronogramm ist ein Satz, ein Sinnspruch oder eine Inschrift, meist ein Vers in lateinischer Sprache, der aus zwei Textebenen besteht. In dem Basistext mit seiner Sachaussage ist sozusagen ein zweiter Text mit einer zeitlichen Aussage verborgen.

Bei Hausinschriften ist etwa in einer Segensbitte für das Haus und seine Bewohner eine Angabe über das Entstehungsjahr des Hauses versteckt. Wie kann das geschehen, und wie lässt sich die intendierte Zeitangabe entschlüsseln?

Man entnimmt dem lateinischen Satz alle die Buchstaben, die zugleich römische Ziffern sind (I,V,X,L,C,D,M). Die Summe dieser Zahlzeichen ergibt dann die gesuchte Jahreszahl. Um dem Betrachter die Rechnung zu erleichtern, ist es üblich, die Buchstaben mit gleichzeitigem Zahlenwert durch größere Schreibung, manchmal auch durch farbliche Kennzeichnung aus ihrem Zusammenhang hervortreten zu lassen. Besonders zu beachten ist, dass die lateinische Großbuchstabenschrift für die Lautwerte u und v nur den Buchstaben V kennt.

Führen wir die Rechnung an unserem Elsener Beispiel konkret durch!

Aus dem zweiten Wort entnehmen wir das C und das X, aus dem dritten das D, aus dem vierten zwei V und das M, aus dem fünften ein C und ein V, aus dem sechsten zwei I und ein V. Das ergibt einmal das M (=1000), einmal das D (=500), zweimal das C (=200), einmal das X (=10), viermal das V (=20) und zweimal das I (=2). Addiert man, so erhält man als Summe 1732 und damit auf den ersten Blick das scheinbare Entstehungsjahr des Hauses. Zugleich gewinnt man einen gewissen Respekt vor demjenigen, der den ursprünglichen Text des Spruches in ein Chronogramm umgewandelt hat. Denn das war nicht ganz leicht: Der Sinn sollte möglichst weitgehend erhalten bleiben. Zugleich durften die Silbenzahl und der Wortakzent nicht geändert werden, um die Form des Hexameters nicht zu zerstören. Schließlich mussten exakt so viele römische Ziffern in den benutzten Worten enthalten sein, dass ihre Summe 1732 ergab.

### **Unterschiedliche Jahreszahlen**

Allerdings ist man in Bezug auf das Entstehungsjahr des Hauses bald irritiert, denn weiter oben im Fachwerk-Mittelgiebel

des Gutshauses taucht in einer zweiten Inschrift ein ganz anderes Datum für das Baujahr des Hauses auf: „ANNO 1899 DER GRUNDRISS VON NEU-KAMERUN IST MIT GOTTES HÜLFE GEMAGT VON BAULEITER JOHANN THÖNE.“ Hier hat der unverheiratete Bruder von Josef Thöne seine tatkräftige Mithilfe beim Bau und den gewünschten Namen des neuen Gutshofes dokumentiert.

Wie ist der Unterschied von 167 Jahren zwischen den beiden Daten zu erklären?

Er ergibt sich daraus, dass das Portal des Hauses in Zweitverwendung eingesetzt worden ist. Es stammte ursprünglich von dem Hause Westernstraße 7 in Paderborn. Auf dieses bezieht sich also die Jahreszahl 1732.

### **Das Elsener Portal in Zweitverwendung**

Das Haus an der Westernstraße war in diesem Jahr höchstwahrscheinlich von dem Schuhmacher und späteren städtischen Pfortner des Neuhäuser Tores Adam Grewing (1698 - 1757) errichtet und mit dem repräsentativen Barockportal einschließlich des Chronogrammes ausgestattet worden. 1896 wurde das alte Haus von den Geschwistern Scharnberg erworben, abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt, in dem später längere Jahre das Schuhhaus Eilers sein Domizil hatte. Das wertvolle Portal konnte 1896 aber gerettet werden. Es wurde von Josef Thöne, dem Erbauer des Stellbrinkshofes, erworben und in seinen Neubau eingesetzt.

Über Thönes Motive für diese Verpflanzung eines städtischen Portals in ein Landhaus kann nur spekuliert werden. Sicherlich spricht sich in der Übernahme der religiösen Hausinschrift seine mehrfach bezeugte Frömmigkeit aus, die ihn auch eine eigene Hauskapelle in seinem Neubau einrichten ließ. Man könnte aber auch bei den beiden Löwenköpfen am Portal einen Bezug zum Hofnamen „Neu-Kamerun“ herstellen. Offensichtlich ging es dem Gutsbesitzer Thöne auch darum, seinem Neubau durch das üppige Barockportal

den gehobenen Charakter eines Herrenhauses zu geben. Dieser Charakter wurde sicherlich durch die nicht für jedermann verständliche lateinische Sprache der Inschrift verstärkt, die neben der Frömmigkeit auf eine gewisse Bildung des Erbauers schließen lassen sollte. Schließlich ist das Verhalten Thönes auch durchaus zeittypisch, denn die Zeit um 1900, der sogenannte Historismus, ist bekannt dafür, dass auf beliebige frühere Stilelemente des Bauens zurückgegriffen wurde. Als Fazit lässt sich sagen: Wir haben es bei der Inschrift mit einer biblischen Aussage zu tun, die kunstvoll zum Vers und zugleich zum Chronogramm umgeformt ist. Durch den Einbau des Portals in ein anderes, neues Gebäude hat die biblische Aussage uneingeschränkt ihre Gültigkeit behalten, während das Chronogramm ohne das nötige Hintergrundwissen heute in die Irre führt.

### Inschrift und Malerei

Eine weitere interessante Frage kann ebenfalls nur mit Vermutungen beantwortet werden: Gibt es einen direkten Bezug zwischen



Zum Vergleich: Fresko in der Pfarrkirche in Richinvelda/Nordostitalien mit dem betenden hl. Isidor und dem pflügenden Engel

der beschädigten Malerei im Bogenfeld über der Haustür und der lateinischen Portalinschrift? Das Bild hat möglicherweise Josef Thönes Bruder Franz, der in Düsseldorf als Kunstmaler wirkte, angefertigt. Es zeigt einen pflügenden Engel mit einem zweispännigen Pflug und eine kniend vor einem Bildstock betende Person.

Der Pflug verweist auf die Landwirtschaft als Lebensgrundlage der Hausbewohner und trägt zugleich dazu bei, das ehemals städtische Portal in den neuen Zusammen-

hang eines ländlichen Anwesens einzuordnen. Der Engel könnte als Schutzengel gemeint sein, also als Abgesandter Gottes, der Haus, Hof und Vieh beschirmt. Der Mann vor dem Bildstock könnte hoffend und auf Gott vertrauend um diesen Schutz beten.

Nach der Überlieferung in der Familie des früheren Hofbesitzers Meiwes handelt es sich



Malerei im Bogenfeld über der Haustür

---

bei dieser Person um den heiligen Isidor von Madrid, den Patron der Bauern. Er lebte im 11./12. Jahrhundert, war selbst Bauer, arbeitete aber zunächst als Knecht auf dem Gutshof eines adligen Herrn. Er zeichnete sich durch eifriges Gebet, Wohltätigkeit und treue Pflichterfüllung aus.

Die Legende berichtet, dass sein Herr eines Tages überprüfen wollte, ob Isidor wegen seines häufigen Kirchenbesuches seine Arbeit auf dem Felde vernachlässigt habe. Als Isidor noch in der Kirche war, hatte sein Herr verwundert die Vision, dass zwei Engel mit einem mit zwei weißen Rossen bespannten Pflug ackerten und so für Isidor arbeiteten, was später eine reiche Ernte zur Folge hatte.

Diese Legende ist offensichtlich das Motiv des Bildes über der Haustür des Hofes „Neu-Kamerun“, und so lässt sich auch die merkwürdige Vorstellung eines pflügenden Engels plausibel erklären.

Insgesamt lässt sich sagen: Bild und Inschrift könnten durchaus in einem relativ engen Zusammenhang stehen, denn ihre Grundaussage ist die gleiche:

An Gottes Segen ist alles gelegen.

*Günter Wißbrock*

**Benutzte Literatur:**

Hanns-Peter Fink: Lateinische Hausinschriften in Lippe, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, Bd. 50 (1981)

Franz Flaskamp: Die Hausinschriften der Stadt Horn, in: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde, Bd. 20 (1951)

Wilhelm Hucke: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Paul Michels: Paderborner Inschriften, Wappen und Hausmarken, Paderborn 1957

## „... ins Land der Franken fahren“

### Kulturelle Beziehungen zwischen Unterfranken und dem Paderborner Land

#### Eine Radtour ins Frankenland

„Ich will zur schönen Sommerszeit ins Land der Franken fahren.“

Diesen Vorsatz aus Victor von Scheffels „Frankenlied“ von 1859 nahmen wir – das sind drei befreundete Elsener Ehepaare – im Jahre 2017 wörtlich. Wir beschlossen, mit unseren Pedelecs eine Route von Würzburg durch Unterfranken bis ins thüringische Meiningen im doppelten Sinne zu „erfahren“. Als Übernachtungsorte waren vorgesehen: Würzburg, Schweinfurt, Bad Neustadt,

Erleben unterwegs wurde uns eine erstaunliche Fülle kultureller Bezüge zwischen Unterfranken und unserer ostwestfälischen Heimat bewusst.

#### Das Würzburger Kiliansfest

Was Libori für Paderborn bedeutet, ist das Kiliansfest um den 8. Juli für Würzburg. Es erinnert in seinen geistlichen Feiern und seinem weltlichen Volksfest an den irischen Wandermönch und Missionar des 7. Jahrhunderts, der mit seinen beiden Gefährten Kolonat und Totnan um das Jahr 689 n. Chr. auf Anstiften der fränkischen Herzogsgattin Gailana in Würzburg das Martyrium erlitt.

Heute gilt der heilige Kilian als „aller Franken Patron“.

#### Würzburger Mission im Paderborner Raum

Als Karl der Große dann ab 772 n. Chr. das Stammesgebiet der im Gegensatz zu den Franken noch heidnischen Sachsen eroberte, hielt er 777 in Paderborn eine erste Reichsversammlung auf sächsischem Boden ab. Hier wurde das Sachsenland in Missionsbezirke eingeteilt. Der Missionsprengel Paderborn wurde von Karl dem Großen dem Würzburger Bischof Berowelf (768/69 – 800) zugeteilt. Als Paderborn dann 799 selbst Bistum wurde, waren die beiden ersten Bischöfe Hathumar (806 – 815) und Badurad (815 – 862). Beide waren als sächsische Geiseln in Würzburg ausgebildet worden.

Spuren der Würzburger Mission im Paderborner Land zeigen sich vor allem in den Kilians-Patrosinien verschiedener Kirchen. So trägt der Paderborner Dom das dreifache Patrosinium Maria, Kilian und Liborius. Die hölzernen Statuen des hl. Kilian und des hl. Liborius am Paradiesportal des Domes erinnern daran. Maria und Kilian waren schon die Patrone der zum Papstbe-



#### Unterfranken

Meiningen, Bad Königshofen, Bad Kissingen und Karlstadt am Main.

Bei der Vor- und Nachbereitung der Fahrt, aber besonders auch im unmittelbaren



*Kiliansfigur aus der Paderborner Domschatzkammer*

sich im Jahre 799 in Paderborn errichteten „Kirche von staunenswerter Größe“ an der Stelle des heutigen Domes. Erst seit 1011 ist Liborius als Mitpatron des Domes neben Maria und Kilian bezeugt und hat diese beiden Patrone allmählich immer mehr in den Hintergrund verdrängt. In der Paderborner Domschatzkammer aber befindet sich eine Kiliansfigur, die 1450 als Reliquiar gefertigt wurde und die in kostbarem Seidenstoff aus dem 8. Jahrhundert eingeschlagene Kiliansreliquien enthält. Außerdem haben wenigstens zehn in der Missionszeit gegründete Pfarrkirchen im alten Bistum Paderborn St. Kilian zum Titelheiligen (u. a. Löwen, Welda, Brenken, Lügde, Vörden, Schötmar, Höxter, Stadtoldendorf, Korbach).

### **St. Kilian und seine Gefährten Kolonat und Totnan**

Im Gegensatz zu St. Kilian sind seine beiden Gefährten, der Priester Kolonat und der Diakon Totnan, in unserem Raum weniger bekannt. Aber eine Darstellung der drei



*St. Kilian und seine beiden Gefährten (Fenster im Kapitelsaal des Paderborner Domes)*



*Veit Stoß, Die Ermordung Kilians und seiner Gefährten (Tafelgemälde in der Magdalenenkirche in Münsterstadt)*

Märtyrer gibt es hier doch: Gemeinsam zeigt sie ein Glasfenster im Kapitelsaal des Paderborner Domes, das vorher in der Bartholomäuskapelle eingesetzt war.

Anders in Unterfranken: Immer wieder wurde das gemeinsame Martyrium der drei Heiligen künstlerisch dargestellt, so auf einer Tafel im Mainfränkischen Museum in Würzburg und vor allem in dem großartigen Kilians-Zyklus von Veit Stoß in der Magdalenenkirche in Münnerstadt, die wir besichtigten. Sogar im weltlichen Bereich tauchen die drei Gefährten auf: Auch unser traditionsreiches Übernachtungshotel „Fränkischer Hof“ in Bad Neustadt erinnerte mit den Bezeichnungen „Restaurant zum Kolonat“, „Totnan-Keller“ und „Kilian-Innenhof“ an die drei ermordeten Frankenmissionare. Halten wir also fest, dass die allererste christliche Missionierung unserer Vorfahren im Paderborner Raum im 8./9. Jahrhundert von Würzburg aus, also aus Unterfranken, erfolgte.

### Ein Paderborner Weihbischof als Würzburger Bischof

Im 20. Jahrhundert ist ein heutiger „Glaubensbote“ den umgekehrten Weg gegangen: Der hochbetagt als 90-Jähriger noch in Würzburg lebende Altbischof Prof. Dr. Paul-Werner Scheele. Den älteren Eisenern wird er aus seiner Zeit als Paderborner Weihbischof, Theologieprofessor und Direktor des Johann-Adam-Möhler-Instituts für



Prof. Dr. Paul-Werner Scheele, Altbischof von Würzburg

Ökumenik noch gut bekannt sein. Dass Bischof Scheele seine Paderborner Herkunft in Würzburg keineswegs verleugnet hat,

beweist ein Blick auf sein Bischofswappen. Es zeigt ein Kreuz und das Dreihasenfenster am Paderborner Dom.



Wappen Bischof Scheeles

Er hat sich aber auch intensiv mit der Kultur seiner neuen fränkischen Heimat beschäftigt, denn aus seiner Feder stammt neben theologischen Werken ein Buch über Frankens bedeutendsten Künstler, den Bildschnitzer Tilmann Riemenschneider.

### Bad Neustadt und die Salzburg

Einen weiteren, für uns ganz überraschenden Bezug zum Paderborner Land entdeckten wir dann im Raum Bad Neustadt. Aber zur besseren Orientierung ist in diesem Zusammenhang zunächst ein wenig Geographie vonnöten, denn es häufen sich hier geographische Na-



Die Salzburg (Ausschnitt)

men, die auch anderwärts wieder auftauchen. Wir befanden uns also auf dem schönen Radweg an der träge dahinfließenden, mäandrierenden Fränkischen Saale, die in den Main mündet und nicht zu verwechseln ist

mit dem gleichnamigen linken Nebenfluss der Elbe. Hier durchquerten wir den Ort Salz, der mit Paderborn die Gemeinsamkeit hat, dass dort schon zur Zeit Karls des Großen eine Königspfalz stand. Heute wird das Dorf auf einem nahen Höhenrücken überragt von der mittelalterlichen Salzburg und den modernen Betonbauten des Rhön-Klinikums. Die Salzburg ist wiederum nicht zu verwechseln mit der österreichischen Stadt und Burg gleichen Namens. Obwohl überregional relativ unbekannt, ist sie doch eine der größten Burgen Deutschlands. Der riesige Komplex wurde von einer ganzen Reihe von Burgmannen für den Bischof von Würzburg verwaltet. Im 18. Jahrhundert jedoch begann der Niedergang der Salzburg. Aus der großen adligen Mehrfamilienburg entwickelte sich ein landwirtschaftlich geprägtes Dorf innerhalb der alten Ringmauer.

### Die Familie von Haxthausen

Im 19. Jahrhundert aber kamen auf der Salzburg und in ihrem Umfeld zwei ostwestfälische Adelsfamilien ins Spiel, die beide einst auch in Elsen begütert waren bzw. noch sind: die von Haxthausen und die von und zu Brenken.

In der Stadt Paderborn strotzt es geradezu an Erinnerungen, vor allem in Flurnamen und Straßenbezeichnungen, an die Familie von Haxthausen, die ursprünglich aus

einem heute wüsten Orte Hassuitheshausen (Vita Meinwerici zu 1036) am Südrande Paderborns stammt: Haxtergrund, Haxterpohl, Haxterhöhe, Haxterberg, Haxterholz und Haxter-



Wappen derer von Haxthausen

warte. Hinter der Paderhalle erinnert an den ehemaligen großzügigen Stadthof der Familie der Straßennamen „Am Haxthausenhof“. Vor kurzem hat der Heimatverein Paderborn angeregt, die auf diesem Areal entspringende Paderquelle als „Haxthausenquelle“ zu bezeichnen und den Wasserlauf von dort bis zur Dielenpader „Haxthausenpader“ zu benennen. Schließlich befinden sich auch in den Paderborner Vororten Marienloh (Von-Haxthausen-Weg) und Wewer (Maria-von-Haxthausen-Weg) Straßennamen, die an Mitglieder dieses bedeutenden Adelshauses erinnern. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit wurden die von Haxthausen und die von und zu Brenken neben zwei anderen, aber früh ausgestorbenen Adelsgeschlechtern zu den „vier Säulen und edlen Meyern des hohen Domstifts Paderborn“ gerechnet, und sie nahmen in geistlichen und weltlichen Diensten hohe Ämter ein.

### Die Familien von Haxthausen und von und zu Brenken in Elsen

Die von Haxthausen wurden in Elsen bereits 1482 und zuletzt 1784 mit drei Höfen belehnt, deren Lage heute unbekannt ist: der Funkenhof, der Landhof und der Tendhof. An den Funkenhof erinnert heute der Funkenfeldweg. Auch die Herren von und zu Brenken waren in Elsen begütert: Gut Warthe und das Gelände in der Habringhauser Mark, das 1896 vom Baron von und zu Brenken im Tausch gegen Gelände in Wewer an den Erbauer des Elsener Stellbrinkshofes, Josef Thöne, gelangte. Gut Warthe gehört heute Isa Freifrau von Elverfeldt, einer geborenen von und zu Brenken.

### Werner Freiherr von Haxthausen, ein Ostwestfale in Unterfranken

Werner Freiherr von Haxthausen (geb. 1780 in Bökendorf bei Brakel, gest. 1842 in Würzburg) war ein umtriebiger und streitbarer Staatsbeamter, Gutsbesitzer und Philologe. Er war ein Bruder der Mutter von Westfalens größter Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff. Selbst kulturell stark interessiert, war er

mit seinem Bruder August der Mittelpunkt des Bökendorfer Romantiker-Kreises, zu dem auch die Brüder Grimm und der Dichter Clemens von Brentano gehörten. Er hatte sieben Brüder



Werner Freiherr von Haxthausen  
(1780 - 1842)

und neun Schwestern. Zunächst studierte er Rechtswissenschaften und Medizin an den Universitäten Münster und Prag, später Orientalistik in Paris, Göttingen und Halle. Wegen der Teilnahme an einer Verschwörung gegen die Franzosenherrschaft im Königreich Westphalen musste er 1810 nach England fliehen, wo er unter einem Decknamen als Arzt praktizierte. Später nahm er am Befreiungskrieg gegen Napoleon teil. Nach dem Sieg über Napoleon wurde er 1815 zum preußischen Regierungsrat in Köln ernannt, aber 1825 entlassen, weil er den Brüdern Grimm und dem Journalisten Josef Görres während ihrer politischen Verfolgung geholfen hatte.

Im gleichen Jahre 1825 heiratete er die vermögende Elisabeth von Harff-Dreiborn. Ihr reiches Erbe ermöglichte ihm die Sanierung der Familiengüter, deren Verwaltung er anschließend übernahm. Als Mitglied des westfälischen Provinziallandtages übte er in einer Schrift von seinem konservativen Standpunkt aus heftige Kritik an der preußischen Regierung, was zu seiner kurzzeitigen Verhaftung führte.

Diese Erfahrungen trugen zu seiner Übersiedlung nach Bayern bei. Im Herbst 1836 erfuhr er bei einem Kuraufenthalt in Bad Kissingen, dass die Salzburg und das unterhalb von ihr gelegene Gut Neuhaus, bei dem damals Heilquellen entdeckt worden

waren, zum Verkauf standen. Werner von Haxthausen erwarb beide und ließ ab 1841 in der Salzburg eine dem heiligen Bonifatius geweihte Kapelle in neuromanisch-byzantinischen Formen errichten. König Ludwig I. von Bayern erschien persönlich zur Grundsteinlegung und erhob Werner von Haxthausen in den bayerischen Grafenstand.

Leider verstarb dieser bereits ein Jahr später am 30. 4. 1842 ohne männlichen Erben. Seine Witwe Elisabeth ließ sämtliche Mineralquellen als Brunnen fassen und ein Badehaus errichten. Sie ist damit die eigentliche Begründerin von Bad Neuhaus, das nach der Eingemeindung in den größeren Nachbarort Neustadt in „Bad Neustadt“ umbenannt wurde.

#### **Hermann Freiherr von und zu Brenken und sein Sohn Otto**

Maria, die einzige Tochter des Ehepaares von Haxthausen, heiratete Hermann Freiherr von und zu Brenken (1820 – 1894), orientierte sich also zurück ins Paderborner Land. Ihr Ehemann besaß die Güter Erpernburg, Wewer, Vernaburg, Holthausen



Hermann Freiherr von und zu Brenken  
(1820 - 1894)

und auf Elsener Boden das Gut Warthe. Hinzu kam in der Stadt Paderborn das weitläufige Gelände des 1945 völlig zerstörten Brenkenhofes an der Stelle des heutigen Konrad-Martin-Hauses. Er galt als mehrfacher Millionär. Zehn Jahre lang war er von 1874 – 1884 Reichstagsabgeordneter der katholischen Zentrumspartei für den Wahlkreis Paderborn-Büren. Er spielte auch in den Vorfeldorganisationen dieser Partei eine Rolle, wie dem „Verein katholischer Edelleute“, und bei den Malteserrittern. Als Hermann von und zu Brenkens Schwiegermutter Elisabeth von Haxthausen 1862 starb, hatte sie in ihrem Testament ihren Enkel Otto Freiherr von und zu Brenken zum Erben von Gut und Bad Neuhaus bestimmt. Während Ottos Unmündigkeit verwaltete Hermann von und zu Brenken also noch ein sechstes Rittergut für seinen zweitältesten Sohn.

### **Die Familie von und zu Guttenberg und das Rhön-Klinikum**

Nach dem frühen Tod des dreiunddreißigjährigen Otto im Jahre 1884 wurde seine Witwe Maria, eine geborene von Rotenhan, Erbin von Bad und Rittergut. Durch ihre 1888 geschlossene zweite Ehe mit dem Reichsfreiherrn Karl Theodor von und zu Guttenberg dem Älteren kam das Familienerbe Salzburg und Neuhaus bis in unsere Tage in den Besitz dieses bedeutenden fränkischen Adelsgeschlechts, aus dem der vor kurzem verstorbene große Dirigent und vielfache Millionär Enoch Freiherr von und zu Guttenberg und sein Sohn, der durch die Plagiatsaffäre bei seiner Dissertation unruhig aufgefällene ehemalige Verteidigungsminister Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg der Jüngere, entstammen. Unter den Guttenbergs erwuchs aus Bad Neustadt das Rhön-Klinikum, inzwischen

einer der größten Anbieter von Gesundheitsdienstleistungen in der Bundesrepublik Deutschland, dessen Zentrale nach wie vor in Bad Neustadt angesiedelt ist. Im März 2002 verkaufte die Gründerfamilie von und zu Guttenberg ihre Unternehmensanteile des Rhön-Klinikums für 260 Millionen Euro an die Bayerische Hypo- und Vereinsbank.

### **Fazit**

So endete das, was ostwestfälische Adlige in Unterfranken begonnen hatten, schließlich doch noch in bayerischer Hand.

Eines bleibt schließlich noch festzustellen: Es gibt erheblich mehr Beziehungen zwischen dem Paderborner Land und Bayern, besonders Unterfranken, als die weißblauen Rauten im Wappen des Paderborner Fürstbischofs Clemens August aus dem bayerischen Hause Wittelsbach am Neuhäuser Marstall vermuten lassen.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur**

- Ludwig Benkert: Bad Neustadt an der Saale, Die Stadtchronik, Bad Neustadt 1985
- Kilian, Mönch aus Irland – Aller Franken Patron 689 – 1889, Katalog der Sonderausstellung zur 1300-Jahrfeier des Kiliansmartyriums, 2 Bände, Würzburg 1989
- Karl Hengst u. a.: Die Kirche von Paderborn, Heft 1, Sachsenmission und Bistumsgründung 770 – 1000, Straßburg 1985
- Wilhelm Huckle: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960
- Eva Ulrich/Hartmut Krohm: Die Magdalenenkirche in Münnerstadt, 5. Auflage, Königstein 2004
- Hans-Jürgen Rade: Das Bartholomäus-Fenster im Kapitelsaal des Paderborner Domes, in: Die Warte 174/2017, S. 26 - 31

## Buchbesprechungen

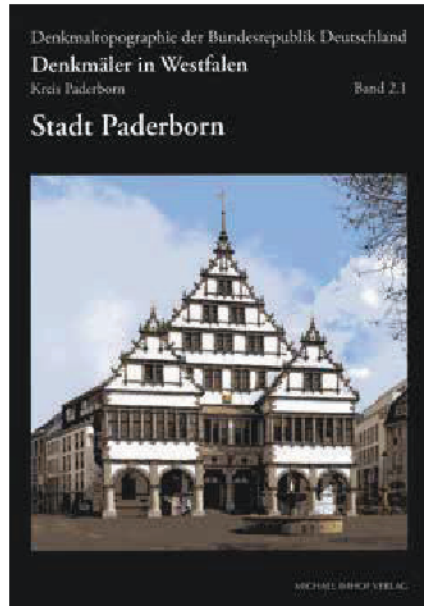
Im Jahre 2018 sind zwei wissenschaftliche Werke erschienen, deren Inhalt auch Elsen betrifft.

Hinter dem komplizierten Titel des gerade erschienenen umfangreichen Wälzers von 664 Seiten verbirgt sich ein für jeden Heimatfreund höchst nützliches Buch.

Ein erster Teil enthält Aufsätze von Fachleuten, die über den jeweils neuesten wissenschaftlichen Stand der Erforschung der Stadt Paderborn in unterschiedlichen Sachbereichen informieren. Angesprochen werden u. a. die Disziplinen Geographie, Geologie, Paläontologie, Bodenkunde und Geschichte. Der knappe, aber korrekte Überblicksartikel über die Geschichte Paderborns von Stadt- und Kreisarchivar Wilhelm Grabe kann für eine erste Orientierung durchaus empfohlen werden, im Gegensatz z. B. zu der 2017 erschienenen „Kleinen Stadtgeschichte“ von Reinhard Brockmann, die ziemlich viele Fehler enthält. Weiterhin liegt ein besonderer Schwerpunkt des Buches auf der Bau- und Kunstgeschichte der Stadt Paderborn, wobei sowohl Bürgerhäuser als auch Fachwerkbauten thematisiert werden.

Als zweiten Teil enthält das Buch einen Katalog der Denkmäler in der Kernstadt und in den Ortsteilen, wobei unter „Denkmälern“ denkmalgeschützte weltliche und kirchliche Bauten, aber auch Denkmäler im engeren Sinne und Bildstöcke verstanden werden. Jedes „Denkmal“ ist abgebildet, fachmännisch genau beschrieben und mit Hinweisen auf weiterführende Literatur versehen.

Für Elsen sind auf 27 Seiten nach einer einleitenden Baugeschichte des Ortes u. a. folgende Objekte berücksichtigt: Die St. Dionysius-Kirche, die Kriegerkapelle auf dem Friedhof und das Kriegerdenkmal; die Gutshäuser Ringelsbruch, Warthe, Neu-Kamerun und Kleehof; die Fachwerkhäuser Happe, Ikenmeyer und Bastian; dazu eine ganze Reihe von Wegkreuzen und Bildstöcken.



Alles in allem ist zu allen wesentlichen Bauten der Stadt Paderborn ein zuverlässig informierendes Nachschlagewerk entstanden, das die bisher häufig mühsame Suche nach Daten und Fakten zur Baugeschichte einzelner Objekte erübrigt und zugleich ihre Einordnung in größere geschichtliche Zusammenhänge ermöglicht.

Das zweite hier anzuzeigende Buch bezieht sich nicht nur auf die Stadt Paderborn, sondern auf den ganzen Kreis. Birgit Meineke, eine in diesem Bereich sehr erfahrene Sprachwissenschaftlerin, versucht etwa 300 Siedlungsnamen aus dem Paderborner Kreisgebiet, die in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet werden, zu deuten, darunter auch 158 so genannte „Wüstungen“, also heute nicht mehr existierende Siedlungen. Berücksichtigt sind auch Einzelhöfe, die bis etwa 1300 schriftlich erwähnt werden, andererseits sind nur die Orte aufgenommen, die

bis 1600 in gedruckten Quellen als Siedlung nachgewiesen sind.

Die einzelnen Artikel sind folgendermaßen aufgebaut: Am Anfang werden die Lage und die Gemeindezugehörigkeit des Ortes benannt. Dann folgen die datierten frühen historischen Belege des Ortsnamens mit ihrer jeweiligen besonderen Schreibweise. Dadurch vermeidet es die Autorin, etwa von der heutigen Schreibweise falsche Rückschlüsse auf Entstehung und ursprüngliche Bedeutung der Namen zu ziehen. Anschließend sind die bisherigen Namensdeutungen mit den dazugehörigen Literaturangaben aufgelistet. Schließlich begründet die Autorin ihre eigene Deutung.

Nicht nur der Ortsname Elsen ist ausführlich behandelt, sondern auch die Ortsteile Gesseln und Nesthausen, außerdem auch die in der Gründungsurkunde des Busdorfstifts im Jahre 1036 gemeinsam mit Elsen genannten Vorwerke des bischöflichen Haupthofes Neuhaus mit Namen Ascha (Escherfeld westlich von Gesseln), Tune (Thunehof) und Burch (Brockhof), dazu die heute wüsten Orte Stiden und Habringhausen.

In dem Artikel über Elsen geht die Autorin auch ausführlich auf die fälschliche Gleichsetzung Elsens mit dem römischen Kastell Aliso durch



Bischof Ferdinand von Fürstenberg ein. Sie interpretiert den Namen „Elsen“ als von einer Gewässerbezeichnung abgeleitet.

*Günter Wißbrock*

## Johannes der Täufer und eine Kamerunschlange im Bokeler Exil



Der Gutshof „Neu-Kamerun“ heute (Foto: Konrad Mürhoff)

### Der Elsener Gutshof „Neu-Kamerun“ und sein Chronist

Zugegeben: Dieser Aufsatz hat eine recht ungewöhnliche Überschrift! Um zu erklären, was es damit auf sich hat, müssen wir etwas weiter ausholen. Also, es geht um den Gutshof „Neu-Kamerun“ an der Alten Schanze 34, in Elsen auch als Stelbrinkshof oder Meiweshof bekannt.

Dieser 1899 in ehemals unwirtlichem Gelände entstandene Hof hat nicht nur eine interessante Geschichte, sondern auch das Glück, dafür einen Chronisten gefunden zu haben, der sie sachlich kompetent und zugleich anschaulich und lebendig, auch mit einer Prise Humor, zu erzählen weiß:

Dr. Wilhelm Thöne, der als Zahnarzt in Frankfurt a. M.-Höchst und in Bad Soden praktizierte und der ein Neffe der Hoferbauer Josef und Johannes Thöne war. Er war der Sohn von Franz Seraph Thöne, der erfolgreich als Kunstmaler in Düsseldorf wirkte. Seinen Onkel Johannes charakterisiert er so: „Wie sein Bruder Franz besaß er ein ausgesprochenes Künstlertalent, das leider nicht weiter ausgebildet wurde.“

Seine aus den Quellen des Hofarchivs und aus eigener Anschauung geschöpfte und sorgfältig in Sütterlin-Schrift verfasste Ausarbeitung zur Hofgeschichte aus dem Jahre 1918 nannte er „Chronika des Hofes Stelbrink, jetzt genannt ‚Neu-Kamerun‘“. Im Vorwort schreibt er über seine potentiellen Leser: „Wem es gefällt, mag sich in stillen Stunden daran erbauen, wem nicht, der lasse seine spitze Nase davon.“

### Die Entstehungsphase des neuen Gutshofs

Auf die lange Vorgeschichte des Stelbrinkhofes in Wewer seit dem Mittelalter wollen wir hier nicht eingehen, sondern uns kon-



Josef Thöne (gemalt von seinem Bruder Franz)

zentrieren auf die Phase des Neubaus des Hofes auf Elsener Boden durch Josef Thöne und seinen unverheirateten Bruder Johannes in einem von Baron Max von und zu Brenken durch Tausch erworbenen Gelände in der Habringhauser Mark. Dieses Gelände charakterisiert Wilhelm Thöne so: Es sei „ein wilder, wüster und z. T. versumpfter, mit Heidekraut, Kiefern und Wacholderbüschen bestandener Flecken Erde“ gewesen, der mühsam mit Hilfe eines Dampfpfluges kultiviert worden sei.

### **Frömmigkeit und künstlerischer Gestaltungswille**

In diesem Aufsatz sollen zwei für die Entstehung eines Gutshofes ebenso bemerkenswerte wie ungewöhnliche Aspekte im Vordergrund stehen, die zugleich Charaktereigenschaften der beiden Erbauer widerspiegeln: Frömmigkeit und künstlerischer Gestaltungswille.



Johannes Thöne

Über die Rollenverteilung der Brüder Thöne beim Neubau heißt es in der „Chronika“, Johannes Thöne habe „die Leitung des Ganzen“ übernommen, „während Josef in Wewer den Hof weiter versah und nur allwöchentlich einmal herüberkam“. Die Brüder reisten währenddessen oft herum und sahen sich neu errichtete Bauernhöfe an, „um sich das Beste auszusuchen und danach selbst den Plan für die Gebäude und deren Einrichtung zu entwerfen.“

Schon hier zeigt sich, dass es den Brüdern darum ging, mit ihrem Neubau etwas Muttergültiges und zugleich Eigenständiges zu schaffen. Offensichtlich spielten dabei bei ihnen neben dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit auch ästhetische und religiöse Aspekte eine gewichtige Rolle.

### **Baubeschreibung**

So entstand nach den Plänen von Johannes Thöne ein rechteckiger Bau mit Sandsteineckverquaderung. Er wird bekrönt von einem mittigen Zwerchgiebel, auf dessen First der Wetterhahn des alten Weweraner Kirchturms thronet. Der Giebel ist mit Zierfachwerk geschmückt. In seiner Mitte ist eine Uhr aufgemalt. Darunter steht eine Tafel mit der Aufschrift: „Anno 1899. Der Grundriss von Neu-Kamerun ist mit Gottes Hülfe gemagt vom Bauleiter Johannes Thöne“. In dieser Inschrift kommen religiöse Demut und Stolz auf die bauplanerisch-künstlerische Leistung zusammen.

Durch einen Querbalken abgesetzt, folgen nach unten zwei Fenster mit kleinteiligen Scheiben, hinter denen sich ehemals die Hofkapelle befand. Während die bestehende Josefskapelle auf dem Kleehof und die ehemalige Kapelle auf dem Brockhof auf die Initiative der früheren kirchlichen Besitzer (Domkapitel bzw. Kloster Abdinghof) entstanden, ist diese Hofkapelle die einzige aus privatem Antrieb errichtete in Elsen. Ein Balken zwischen den beiden Kapellenfenstern ist von Johannes Thöne mit der Reliefschnitzerei einer mäandrierenden Ranke verziert worden. Über dem

Sandsteinportal hat die Inschrift wiederum einen religiösen Bezug und ist zugleich ein Chronogramm: „SPES CONNEXA DEO NUNQUAM CONFUSA PERIVIT DAN C 3 V 40“. (Die mit Gott verbundene Hoffnung ist niemals in Verwirrung untergegangen; Daniel, Kapitel 3, Vers 40)

Die sich aus dem Chronogramm ergebende Jahreszahl 1732 bezieht sich auf das Entstehungsdatum des Patrizierhauses an der Paderborner Westernstraße 7, aus dessen Abbruchmasse die Brüder Thöne das Barockportal erworben und in Zweitverwendung in ihren Neubau hatten einsetzen lassen.

Im Bogenfeld über dem Portal greift eine Malerei mit der Legende des heiligen Isidor von Madrid, des Schutzherrn der Bauern, erneut ein religiöses Thema auf.

### Ein Name und ein Schutzpatron für den neuen Gutshof

Nach der Fertigstellung des Gebäudes kam es nach der Darstellung Wilhelm Thönes zu einem Dialog zwischen Johannes Thöne und dem Freiherrn von und zu Brenken: „Auf die Frage des Freiherrn von Brenken, wie die Neugründung denn heißen sollte, antwortete ihm Johannes Thöne: ‚Schlimmer als die Wildnis hier gewesen ist, kann sie auch in Kamerun nicht sein, und darum wollen wir sie ‚Neu-Kamerun‘ taufen. Aber ich brauche noch einen Schutzpatron dafür, der uns die Hofeinfahrt bewachen soll.‘ Will ich dir schenken, deinen Namenspatron, aber eine feine Statue wollen wir dafür aussuchen, dass sie dem Hof zur Zierde gereicht.‘ Und der Baron hielt Wort.“ Hier treffen sich wieder, wie so oft bei Johannes Thöne, Frömmigkeit und das Bemühen, den neu errichteten Gutshof auch künstlerisch auszugestalten.

Heute wird man die Statue Johannes des Täufers allerdings vergebens am Eingang des Hofes suchen, doch davon später...

Schließlich ließ Johannes Thöne im Alter noch eine Lourdes-Grotte anlegen, nachdem er dreimal an einer Lourdes-Wallfahrt

teilgenommen hatte. So ergab sich ein regelrechter Park um den Hof, in dem zwei Generationen später der damalige Besitzer Joseph Meiwes auch amerikanische Mammutbäume anpflanzte, die bis heute existieren.

### Die geheimnisvolle Waldhütte

Das bedeutendste Werk von Johannes Thöne aber war eine Waldhütte, die heute freilich ganz in sich zusammengefallen ist und von deren vergangener Existenz nur noch einige teilweise vermoderte Balken im Wald zeugen.

Bei der Schilderung dieser Hütte gerät Wilhelm Thöne geradezu ins Schwärmen: „Doch das wichtigste würde ich vergessen, wenn ich nicht die Waldhütte erwähnte, je-



Waldhütte mit Jagdgesellschaft

nes ungewöhnliche Bauwerk, das Johannes Thöne mit dem Kennerblick seiner Künstlernatur in einer glücklichen Stunde aus alten Stämmen und wildem Wurzelwerk grandios ersann und zusammenfügte, fürwahr ein Wunder zu schauen!

Gespensterhaft ragt bei Mondschein das vielgezackte Geweih des Riesenhirsches (*Megatherium gigantissimum*), das den Giebel krönt, zwischen den dunklen Tannen zum Himmel. Militärisch grüßt den Besucher bei Eintritt in die Strohdachhütte der immergrüne Taxuswächter an der einen, der barocke Engel an der anderen Pforte. Da kriecht die letzte Schlange des Kamerunurwaldes an den Wänden herum, armdick, ungelogen! - geisterhaft schwebt von der Decke über dem Eichentisch, dessen zentnerschwere Platte selbst der beste Skatspieler nicht zertrumpft, ein Fabelwesen, sei es ein blutsaugender Vampir, sei es eine Riesenfledermaus oder eine Schleiereule, und der steinerne Löwe, der sich sonst hier befand, hat es vorgezogen, sich aus der Gesellschaft dieses wilden Getiers und des Negers, der in der Ecke sich vor Lachen nicht halten kann, zu entfernen; und über all diesem tollen Zeug - den Rollschwanzaffen hätte ich beinahe vergessen - steht Johannes der Täufer, gibt seinen Segen dazu und scheint zu sprechen: „Das hast du gut gemacht, Stelbrinks Johann!“

Wie die ganze Familie Thöne wurde also auch Johannes mit dem traditionellen Hofnamen „Stelbrink“ bezeichnet.

### Die weitere Hofgeschichte

Um zu verstehen, weshalb an ganz anderer Stelle heute noch einiges von der damaligen Ausstattung des Hofes und der Waldhütte vorhanden ist, bedarf es einer kurzen Darstellung der weiteren Hofgeschichte.

Zunächst ereignete sich eine Katastrophe: Der einzige überlebende Sohn von Josef Thöne wurde 1902 beim Anschnallen so unglücklich von einem Pferd in den Unterleib getreten, dass er kaum 30-jährig an den Folgen des Unfalls verstarb. Zuerst dachten Thönes resigniert daran, den Hof zu verkaufen, aber dann heiratete 1903 die Tochter Luise den

Landwirt Heinrich Meiwes aus Westenholz, der den Hof erfolgreich mit hervorragenden Ernteergebnissen weiterführte. In Elsen aber bürgerte sich neben dem altüberlieferten Namen „Stelbrinks Hof“ und der durch die Brüder Thöne eingeführten Bezeichnung „Neu-Kamerun“ nun auch der Name „Meiweshof“ ein.

### Ein Neustart in Bokel

Über drei Generationen blieb der Hof im Besitz der Familie Meiwes, bis sich Heinrich Meiwes 1981 wegen der Ausbreitung der Kreismülldeponie gezwungen sah, den Hof zu verkaufen, die Landwirtschaft in Elsen aufzugeben und einen neuen Hof in Rietberg-Bokel zu erwerben.

Wenn man Heinrich Meiwes dort besucht, wie ich es auf seine Einladung getan habe, dann kann er gleich mehrere Erinnerungstücke an den Elsener Gutshof vorzeigen.

Er besitzt ein erstaunlich umfangreiches, durch einen Fachmann vom Archivamt des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe geordnetes Hof- und Familienarchiv, aus dem seine Tochter eine graphisch hervorragend



Statue Johannes des Täufers in Bokel

gestaltete Familiengeschichte erarbeitet hat. Hier liegt auch das Original der inzwischen weitergeführten „Chronika“.

Die Statue Johannes des Täufers, der eine Muschel als Taufgefäß in der rechten Hand hält, hat er auf einem Podest als Schutzpatron des neuen Hofes wieder aufstellen lassen. Schließlich hat er auch die Kamerunschlange aus der Elsener Waldhütte Johannes



*Die Kamerunschlange*

Thönes in Bokel getreulich verwahrt. Das aus einem gewundenen Baumast gefertigte und fleckig bemalte „Tier“ verblüfft noch heute durch seine täuschende Ähnlichkeit mit einer tatsächlichen Schlange. Nahe dem Hof aber recken sich wie in Elsen gewaltige Mammutbäume in die Höhe.

#### **Fazit**

Die „Chronika“ Wilhelm Thönes, aber auch das Bewahren charakteristischer Dokumente und Erinnerungsgegenstände in der Familie Meiwes sind ein schönes Beispiel dafür, wie trotz Orts- und Besitzerwechsel über Gene-

rationen hinweg sich im Zusammenhang mit einem Elsener Gutshof ein lebendiges Geschichtsbewusstsein erhalten hat. Berechtigter Stolz auf Tatkraft und Fleiß der Vorfahren bei der Hofgründung verbindet sich darin mit Respekt vor ihrer Frömmigkeit und ihrer künstlerischen Kreativität.

Erfreulich ist auch, dass die heutigen Besitzer des ehemaligen Gutshofs, Herr und Frau Stümmeler, durch umfangreiche Renovierungsarbeiten sich große Verdienste um den Erhalt und die Zukunftsfähigkeit des traditionsreichen denkmalgeschützten Gebäudekomplexes erworben haben.

*Günter Wißbrock*

## Elsener Andachtsbuch in erweiterter zweiter Auflage erschienen

**V**or einiger Zeit hat Konrad Mürhoff unter dem Titel „Andacht zu den Bildern des Kreuzweges in der Elsener Pfarrkirche St. Dionysius“ ein für den Kirchenbesucher sehr nützliches, 50 Seiten umfassendes kleines Buch herausgegeben. Inzwischen ist eine erheblich erweiterte zweite Auflage erschienen.

Mürhoff hat Buntfotos aller Kreuzwegstationen angefertigt. Die strahlenden Farben der Fotos lassen erahnen, welche Aufwertung die St. Dionysius-Kirche durch die vorher sehr nachgedunkelten, jetzt aber gründlich zu alter Leuchtkraft restaurierten Kreuzwegbilder erfahren hat, die lange Zeit zunächst auf dem Vikarieboden und später in der Turmstube ein unbeachtetes Schattendasein geführt haben.

Zu jeder Kreuzwegstation haben Vikar Andreas Mockenhaupt und Gemeindereferentin Katrin Spehr einen dreigeteilten Text verfasst. Zu Beginn wird dabei ein passendes Wort aus der Heiligen Schrift zitiert, das anschließend in einem mit „Betrachtung“ überschriebenen Absatz erläutert und auf die heutige Zeit bezogen wird. Der Text endet jeweils mit einem Gebet.

In einem Vorwort schreibt Pfarrer Wolfgang Brinkmann außerdem Grundsätzliches zum Sinn eines Kreuzweges. So kann das kleine Buch den Gläubigen das nötige Rüstzeug an die Hand geben, um den Kreuzweg in der St. Dionysius-Kirche betend mitzugehen.

Aber das Buch bietet noch mehr, als sein Titel erwarten lässt. So wird der Leser in Wort und Bild über die Entstehung und Geschichte des Elsener Kreuzwegs, der in den zwanziger Jahren von dem bedeutenden Wiedenbrücker Kirchenmaler Heinrich

### Andacht zu den Bildern des Kreuzweges



in der Elsener  
Pfarrkirche St. Dionysius

Repke (1877 – 1962) geschaffen worden ist, informiert.

Den 14 Stationen ist sehr sinnreich ein Foto der während der jüngsten Renovierung durch Tobias Kammerer neu gestalteten Chorrückwand mit dem Kruzifix von 1673 als 15. Station hinzugefügt. Diese Zusatzstation steht dafür, dass nicht der Tod, sondern die Auferstehung und Himmelfahrt des Heilands das letzte Wort behält. Tobias Kammerer deutet das dadurch an, dass die Arme des Erlösers nicht am Querbalken des Kreuzes

---

fixiert sind, sondern dass der Eindruck einer nach oben schwebenden Bewegung entsteht.

Weil an dieser Stelle das Nachdenken über die Kreuzwegstationen fast unmerklich in ein Nachsinnen über die Deutung der Neuausmalung der Kirche übergeht, kam Konrad Mürhoff auf die Idee, dass der zweiten Auflage des Buches eine Erläuterung über diese Ausmalung hinzugefügt werden sollte. Diese Erläuterung haben Vikar Andreas Mockenhaupt, Stefanie Siegmeier und Gerd Müller geschrieben.

Eine solche Deutungshilfe wird sicher von vielen Gemeindemitgliedern dankbar begrüßt werden, weil der Maler Tobias Kammerer eine amorphe, das heißt, nicht an eine feste Form gebundene Darstellungsweise bevorzugt, die sich nicht einfach auf den ersten Blick erschließt. Der Künstler möchte allerdings mit seiner Kunst auch nicht auf eine eindeutige Interpretation festgelegt werden, sondern sie bleibt für die Betrachter frei in ihren jeweiligen Eindrücken und Auslegungen.

Dennoch wagen die Verfasser der Erläuterungen bei einem Rundgang durch die Kirche vielfältige Hinweise auf mögliche Deutungen der Malerei Kammerers, die sie durch Bibelzitate untermauern. Details können hier natürlich nicht benannt werden, wohl aber lässt sich sagen, dass sich die Einzelheiten um das durchgängige Himmelsmotiv gruppieren.

So ist dank der Initiative Konrad Mürhoffs ein Buch entstanden, das sowohl dem Beter des Kreuzwegs als auch dem Betrachter der Neuausmalung der St. Dionysius-Kirche eine entscheidende Hilfe bietet und - wenigstens was die Neuausmalung betrifft - den bisher fehlenden Kirchenführer ersetzt. Das kleine Buch ist für den Preis von 4,00 Euro im Pfarrbüro zu erwerben.

*Günter Wißbrock*

## Altes Handwerk in der Agrargesellschaft

### Das Rechnungsbuch des Elsener Tischler- und Stellmachermeisters Wilhelm Ikenmeyer aus den Jahren 1886 bis 1894

Ferdinand Ikenmeyer (Meißdornstraße 13) hat das Rechnungsbuch seines Großvaters Wilhelm Ikenmeyer (1860 - 1925) aus dem späten 19. Jahrhundert aufbewahrt, ein interessantes Dokument, das indirekt, aber aus erster Hand eine ganze Reihe an Aufschlüssen über die Lebensverhältnisse zu jener Zeit in unserem Heimatdorf bietet.



Wilhelm Ikenmeyer (1860 - 1925)

### Das Deutsche Reich um 1890

Was war das für eine Zeit, was waren damals die bestimmenden Themen und Ereignisse auf der oberen Ebene des Staates und auf der unteren Ebene hier vor Ort?

1871 war nach drei Kriegen gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870/71) das gelungen, was sich die Mehrheit der Deutschen schon lange ersehnt hatte: In einem neu gegründeten Kaiserreich unter preußischer Führung wurde die deutsche Kleinstaaterei überwunden. Der Reichskanzler Fürst Bismarck versuchte

danach vorsichtig, den neuen Staat durch Verträge mit den wichtigsten europäischen Mächten abzusichern.

In die Zeit, in der Wilhelm Ikenmeyer sein Rechnungsbuch führte, fielen dann zwei gravierende Ereignisse, die zugleich Meilensteine für die zukünftige Entwicklung des Deutschen Kaiserreiches bedeuteten. Das erste dieser Ereignisse ist sogar in der Elsener Dorfchronik, die sich sonst in Bezug auf die „große“ Politik sehr zurückhält, ausführlich gewürdigt worden: Am 9. März 1888 starb Wilhelm I., der Deutsche Kaiser und König von Preußen, im 92. Lebensjahr. Nachfolger wurde sein schwerkranker Sohn als Friedrich III., der schon nach 99 Tagen Regierung am 15. Juni dem Kehlkopfkrebs erlag. So wurde schließlich dessen 29-jähriger Sohn als Wilhelm II. Deutscher Kaiser und König von Preußen. Innerhalb weniger Monate war also im Dreikaiserjahr 1888 das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches nicht mehr ein milde gewordener Greis, der sich dem staatsmännischen Genie Bismarcks weitgehend unterordnete, sondern ein allzu forscher junger Mann. Wilhelm II. provozierte durch sein oft großspuriges Auftreten, seine Einmischung in auswärtige Händel, seine forcierte Flottenrüstung und seine weltpolitischen Pläne die anderen europäischen Mächte und trug so zur Entstehung der politischen Spannungen bei, die sich schließlich im Ersten Weltkrieg von 1914 -1918 entluden.

Unter solchen Vorzeichen konnte auch die Zusammenarbeit Wilhelms II. mit dem bereits 73-jährigen Reichskanzler Bismarck nicht lange gut gehen: 1890 wurde Bismarck entlassen. Das war das zweite einschneidende politische Ereignis binnen relativ kurzer Zeit. Kaiser Wilhelm II. führte von da an sein „persönliches Regiment“ mit wechselnden Kanzlern.

## Elsen um 1890

1890 war auch ein Schicksalsjahr für Elsen. Ab Mitte Oktober regnete es ständig, so dass schließlich im November ein Alme-Hochwasser nie gekannten Ausmaßes die Folge war, das schwere Schäden anrichtete. In der Gemeindechronik heißt es: „Weithin glich das Feld von Wewer bis Neuhaus einem ungeheuren See“. Auch die Elsener Fußbrücke über die Alme, also die entscheidende Verbindung nach Paderborn, verschwand in den Fluten.

Das führte in den kommenden Jahren zur Errichtung einer neuen steinernen Almebrücke. Einen großen Fortschritt für die Verkehrsinfrastruktur der Gemeinde bedeutete dann der Ausbau der wesentlichen Straßenverbindungen nach Paderborn, Neuhaus, Bentfeld und Wewer als gepflasterte Chausseen ab 1893.

Trotz dieser zukunftssträchtigen Maßnahmen und des bereits seit 1853 bestehenden Anschlusses an die Eisenbahn, der erste Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb des Dorfes eröffnete, war Elsen noch sehr weitgehend ein durch die Landwirtschaft bestimmtes Dorf. Diese Tatsache bestätigt die Dorfchronik, deren Text zu mehr als der Hälfte aus Meldungen über das Wetter in den einzelnen Monaten und die davon abhängigen Ernteerfolge besteht. In gleicher Weise widerspiegelt auch das



Das Haus von 1891 in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts



Ehemaliger Schlussstein im Torbogen des Hauses von 1891

Rechnungsbuch von Wilhelm Ikenmeyer diese agrarische Prägung.

Für sein eigenes Leben bedeuteten die Jahre, in denen er das Rechnungsbuch führte, ebenfalls entscheidende Einschnitte: 1886 heiratete der 26-jährige Anna Maria Schnitzmeyer. Zwischen 1887 und 1909 gingen aus dieser Ehe zehn Kinder hervor. 1890 kaufte er von der Witwe Lengeling ein Grundstück an der heutigen Meßdornstraße. Darauf errichtete er 1891 das heute noch stehende, später mehrfach umgebaute

Haus, das die Hausnummer Elsen Nr. 280 bekam (heute Meßdornstraße 17). Hier betrieb er von da an seine Tischler- und Stellmacher-Werkstatt, während er sein Handwerk vorher in seinem Elternhaus am Hilschebruch (heute Gunnestraße) und auf den Höfen seiner bäuerlichen Auftraggeber ausgeübt hatte.

Das Elternhaus, ehemals Elsen Nr. 36, ist vor zwei Jahren abgerissen worden. Es handelte sich um ein 1808 erbautes Fachwerkhaus, an das später im rechten Winkel ein neues Haus



Das Elternhaus am Hilschebruch: Späterer Klinkerbau vor dem Fachwerkhaus von 1808 und Wirtschaftsgebäude. Heute zeugt nur noch ein großer Kastanienbaum von dem ehemaligen Gebäudeensemble.

aus Klinkern angebaut worden war. Eine Besonderheit der überlieferten Hausinschrift ist, dass der Bauherr zugleich einer der Baumeister war und sich deshalb doppelt nennt: „Johannes Conrad Iken“ (in dieser Kurzform des Namens!) und „Johannes Conradus Ikemeyer als Zimmermeister“. Das zeigt, dass schon der Urgroßvater von Wilhelm Ikenmeyer als Meister in einem holzverarbeitenden Berufe tätig war.

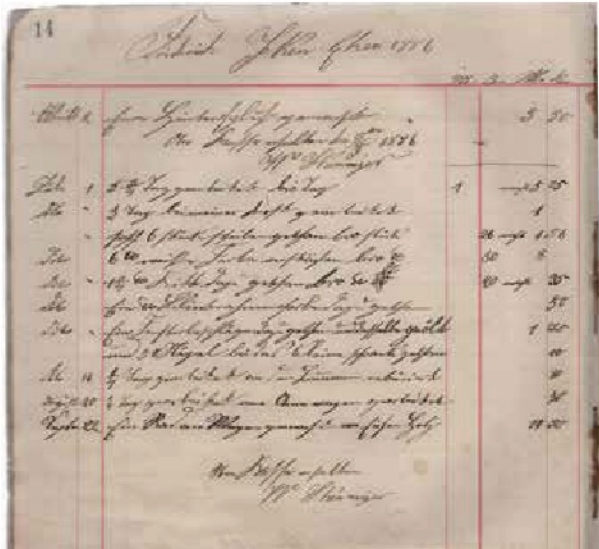
### Das Rechnungsbuch

Schauen wir uns nun das Rechnungsbuch einmal näher an! Die Bezeichnung „Notiz-Akta“ auf dem Umschlag des Buches wirkt sehr „amtlich“. Aber wenn man das Buch aufschlägt, findet man auf dem Innendeckel nichts anderes als etliche spielerische Versuche, den Namen „Ikenmeyer“ auf möglichst schwungvoll verschnörkelte Weise zu schreiben. Die im ganzen Buch verwendete,

damals übliche „Deutsche Kurrentschrift“ ist im Übrigen nicht immer leicht zu entziffern.

### Der Kundenstamm

Auf dem Vorsatzblatt folgt dann beidseitig eine Aufzählung der Kundennamen mit den zugehörigen Hausnummern. Straßenamen gab es in Elsen also noch nicht. Auffällig ist, dass viele dieser Namen auch heute noch von alteingesessenen Elsenern geführt werden (z. B. neben Ikenmeyer Schnietz, Frensemeier, Hermesmeier, Heimann, Lengeling, Jakobs, Jakobsmeier, Timmerberg, Schlenger, Junker, Hagenhoff, Welslau, Heggemann, Ewersmeier u. a.). Auch sogenannte „Vulgo-Namen“ sind zu finden. Das bedeutet, dass eine Familie oder eine Einzelperson nicht nur mit ihrem eigenen Hausnamen, sondern



Beispiel einer Seite aus dem Rechnungsbuch

mit dem traditionellen Namen des von ihr bewirtschafteten Hofes angesprochen wurde (Beispiel: Witwe Schröder vulgo Schnietz). Bezeichnend ist, dass nahezu der gesamte Kundenstamm aus Elsenern bestand. Sogar die Herkunft der Kunden aus den Elsener Ortsteilen Nesthausen und Gesseln wurde als Besonderheit erwähnt. Im weiteren Verlauf des Buches tauchen als Rechnungsempfänger nur zwei Paderborner und eine Neuhäuserin auf. Die Namen der beiden Paderborner (Ikenmeyer und Dirksmeier) lassen darüber hinaus verwandtschaftliche Beziehungen nach Elsen vermuten.

Der Radius seines Wirkens war für Wilhelm Ikenmeyer also weitgehend auf sein Heimatdorf beschränkt. In dieser Hinsicht kann ein damaliger Handwerksmeister keineswegs mit seinen heutigen Kollegen und deren Mobilität gleichgesetzt werden.

### **Die Arbeitsbereiche**

Worum ging es bei den Aufträgen, die Ikenmeyer seinen Kunden in Rechnung stellte? Grundsätzlich lassen sie sich aufteilen in die Herstellung und in die Reparatur von Gegenständen aus Holz. Der erste Bereich spielte deshalb eine größere Rolle als heute, weil es noch kaum industriell hergestellte Massenware zu kaufen gab. Aber auch der zweite Bereich nahm einen größeren Platz als heute ein. Fehlte beispielsweise ein Zinken in der Harke, so wurde die Harke nicht einfach entsorgt, sondern es wurde ein neuer Zinken eingesetzt. Wir sind noch nicht in der Wegwerfgesellschaft!

### **Bautischlerei**

Ein erheblicher Teil der Arbeiten Ikenmeyers fiel in den Bereich der Bautischlerei. Da wurden Fenster, Türen, Fußböden und Treppengeländer hergestellt. Aber es blieb nicht bei der bloßen Produktion. Fenster wurden z. B. auch mit Beschlag versehen, angestrichen, eingesetzt und die Glasscheiben dazu geschnitten und eingekittet. Hier wurden die Grenzen des Tischlerhandwerks also fließend, denn es wurden auch

Arbeitsgänge des Anstreichers und des Glasers vollzogen. Das ist ein Beispiel dafür, dass sich gerade auf dem Dorfe das Prinzip der arbeitsteiligen Spezialisierung unter verschiedenen Handwerkszweigen noch längst nicht so stark durchgesetzt hatte wie heute. Das bedeutete aber auch, dass ein Mann wie Wilhelm Ikenmeyer auf sehr vielfältige Weise gefordert war und sich umfangreiche Kenntnisse über die engen Grenzen seines eigentlichen Berufs hinaus aneignen musste. Manchmal hat er z. B. sogar Tapezierarbeiten übernommen!

### **Möbeltischlerei**

Ein zweiter Bereich seiner Tätigkeit war die Möbeltischlerei. Tische, Stühle, Küchen- und Kleiderschränke, Anrichten, Kanapees, Betten, Matratzenrahmen und Fußbänke wurden hergestellt bzw. repariert. Hier zeigt sich auch etwas vom religiösen Leben der damaligen Elsener, denn mehrfach heißt es, „Missionsbilder“ seien eingerahmt und „Muttergotteshäuschen“ erstellt worden. Selbst nach dem Tode eines seiner Kunden oder eines ihrer Angehörigen war Wilhelm Ikenmeyer noch handwerklich tätig, denn immer wieder wurden Särge und Grabkreuze von ihm angefertigt. Auffallend häufig waren dabei Kindersärge, ein Indiz für die damals noch sehr hohe frühe Kindersterblichkeit.

### **Landwirtschaftliche Geräte und Gebäude**

Landwirtschaftliche Geräte und Gebäude waren ein dritter, sehr zentraler Tätigkeitsbereich. Solche Geräte konnte man ja nicht einfach wie heute gleich fertig einsatzbereit in einem Baumarkt kaufen. Besen, Hacken, Harken, Mistforken, Gräpen, Schüppen, Wurfschaufeln, Äxte und Apfelpflücker mussten eingestielt werden. Leitern, Eggen, Teile von Pflügen, Ringelwalzen und Sensenbäume mussten hergestellt werden. An einer Stelle wird in Ikenmeyers Rechnungen indirekt auch ein technischer Fortschritt in der Landwirtschaft sichtbar: In den früheren Jahren wurden von den Kunden häufig Flegelknüppel bestellt, ein Hinweis, dass

das Getreide noch im Handbetrieb auf der Tenne mit dem Dreschflegel gedroschen wurde. In den späteren Jahren gingen solche Bestellungen weitgehend zurück, während mehrfach Arbeiten an Dreschmaschinen anfielen.

In den landwirtschaftlichen Gebäuden, also Pferde-, Kuh-, Schweine- und Hühnerställen und Scheunen, waren oft Türen und Fenster einzusetzen, aber auch Schweinetröge und Schweinekästen wurden aus Holz gefertigt.

### **Stellmacherei**

Eng mit dem agrarischen Bereich verbunden war der ganze Komplex der Stellmacherei, denn die meisten der dort hergestellten Wagen und Schiebkarren unterschiedlicher Art und Größe dienten ebenfalls landwirtschaftlichen Zwecken. Häufig wurden sie auch repariert. Langbäume, Deichseln, Rungen und Sitzschemel wurden in die Wagen eingebaut. Räder wurden beringt und mit Felgen und Speichen versehen.

### **Preise und Löhne**

Die Kosten für alle diese Arbeiten wurden in Reichsmark und Pfennigen abgerechnet. Die Preise waren für uns Heutige auf den ersten Blick unglaublich niedrig, die Waren und Dienstleistungen billig und die Löhne gering. Aber natürlich müsste man, um zu einem realistischen Bild zu gelangen, Genaueres über die Kaufkraft der damaligen Währung in Erfahrung bringen.

So berechnete Wilhelm Ikenmeyer in den frühen Jahren für einen Tag Arbeit eine Reichsmark, später 1,25 RM und schließlich 1,50 RM Meisterlohn. 1894 stellte er einen Gesellen an, dessen Arbeit er pro Tag mit 0,60 RM ansetzte.

### **Zahlungsmodalitäten**

Interessant bei seinen Rechnungen sind auch die Zahlungsmodalitäten. Hier gab es drei Möglichkeiten: Barzahlung, Ratenzahlung und Bezahlung durch Leistungen auf Gegenseitigkeit, meist in Form von Naturalien. Lag Barzahlung vor, quittierte Wilhelm

Ikenmeyer das mit den Worten „An Kasse erhalten“. Ratenzahlungen waren selbst bei kleineren Beträgen relativ häufig, ein Zeichen, dass es besonders in kleinbäuerlichen Familien oft sehr an Bargeld mangelte. Mehrfach wurden Leistungen durch Gegenleistungen ausgeglichen. Anstatt mit Geld wurde die Schuld durch landwirtschaftliche Produkte (Roggen, Hafer, Kartoffeln, Butter, Äpfel), durch Lieferung von Bäumen oder Dienstleistungen (Fuhrlohn, Pflügen) oder durch Verrechnung von Pachtzins für eine Wiese bezahlt.

Auffällig ist auch, dass Arbeiten oft über Monate hinaus geleistet wurden, aber die Rechnungen erst sehr viel später bzw. am Jahresende beglichen wurden.

### **Nebenerwerbslandwirtschaft und Lohn-druschbetrieb**

Eine Überraschung bietet noch die letzte Seite des Rechnungsbuches. Hier hat sich Wilhelm Ikenmeyer notiert, wann und wie lange in den Jahren 1892 - 1896 „die schwarze Kuh“, „die gefleckte Kuh“, das Rind und das Schwein jeweils „belegt“ waren.

Indirekt wird auf diese Weise deutlich, dass nicht nur Wilhelm Ikenmeyers Kunden zumeist haupt- oder nebenberuflich Landwirtschaft betrieben, sondern dass auch er selbst zumindest für die Eigenversorgung seiner Familie sich Vieh gehalten hat. In diesen Zusammenhang gehört wohl auch der oben erwähnte Pachtzins für eine Wiese. Der reine Erlös aus seiner Handwerksarbeit reichte offensichtlich für den Unterhalt der großen Familie nicht aus. An seinem Wohnhaus in der heutigen Meißdorferstraße eröffnete er in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch noch ein Lohndruschunternehmen, dessen Dreschmaschine durch eine Dampfmaschine angetrieben wurde. Eine Feldpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg vom 11. 4. 1916 ist daher an die „Dampfdrescherei“ Ikenmeyer gerichtet. Nach dem Kriege betrieben sein Sohn Ferdinand und später dessen Sohn Wilhelm das

---

Unternehmen weiter auf dem von Wilhelm Ikenmeyer 1918 erworbenen Richterhof am Richterbusch.

Durch seine Unternehmensgründung verstärkt sich noch mehr der Eindruck einer engen Verbundenheit Wilhelm Ikenmeyers mit der in Elsen vorherrschenden Landwirtschaft, denn Bauern und Nebenerwerbslandwirte waren häufig doppelt seine Kunden, in der Tischlerei und an der Dreschmaschine.

Jetzt bleibt nur noch die Innenseite des hinteren Buchdeckels des Rechnungsbuches zu erwähnen. Hier hat er sich die Geburts- und Sterbedaten seiner beiden Eltern notiert und darunter den anrührenden Satz geschrieben: „Lebet wohl, ihr Eltern, bis zum Wiedersehen!“

### **Fazit**

Wilhelm Ikenmeyers Rechnungsbuch zeigt uns das typische Beispiel eines dörflichen Handwerksmeisters in der noch stark ag-

rarisch geprägten Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts:

Einerseits war sein Wirkungsbereich eng auf sein Heimatdorf begrenzt, andererseits aber hatte er neben Routinearbeiten (z. B. Sägen schärfen) eine große Vielfalt verschiedenartiger Aufgaben, auch über die Grenzen des erlernten Berufes hinaus, zu bewältigen, wozu es einer erheblichen Erfahrung, Flexibilität und Geschicklichkeit bedurfte. Geradezu selbstverständlich war damals darüber hinaus eine nebenerwerbliche landwirtschaftliche Betätigung.

Das Handwerk mit seiner großen Bandbreite an Produkten und Dienstleistungen war in jener Zeit auf den Dörfern gerade deshalb so wichtig, weil es noch kaum in industrieller Serienfabrikation hergestellte Waren zu kaufen gab. Bodenständiges Handwerk in räumlicher Nähe leistete für die noch relativ wenig mobile, landwirtschaftlich geprägte Dorfbevölkerung einen unverzichtbaren Dienst in Haus und Hof.

*Günter Wißbrock*

## Elsen im Zweiten Weltkrieg Wilhelm Bastians Kriegstagebuch

**W**ilhelm Bastian (1877 – 1951), im Verwandtenkreis „Wilhelm Onkel“ genannt, hat ein Kriegstagebuch hinterlassen. Es reicht vom Beginn des Zweiten Weltkriegs mit dem deutschen Polenfeldzug ab dem 1. September 1939 bis zum Einmarsch der Amerikaner in Elsen an den Ostertagen 1945.

### Die Anfangsphase des Krieges

Weil Wilhelm Bastian aus Alters- und Krankheitsgründen nicht mehr zum Kriegsdienst eingezogen worden



*Haus von Wilhelm Bastian, ehemals Von-Ketteler-Straße 23. Nach Abriss heute Freifläche zwischen den Geschäften Uhrmachermeister Viertel und Bäckereiverkauf Benslips.*



*Wilhelm Bastian (1877 - 1951)*

war, schildert er die Kriegereignisse aus Elsener Perspektive. Sein Tagebuch ist so aufgebaut, dass er in chronologischer Folge zunächst jeweils die wichtigsten Daten und Fakten des Kriegsgeschehens an den verschiedenen Fronten benennt und dann in dieses Raster die jeweiligen Folgen für Elsen einfügt. Das sind einerseits Nachrichten über an der Front gefallene, vermisste und verwundete Elsener, die er den amtlichen Verlautbarungen entnimmt, andererseits anfänglich die Konsequenzen des Kriegsverlaufs vor Ort, etwa Musterrungen, Unterbringung von Gefangenen, Einquartierungen, Aufnahme von Evakuierten und Beschäftigung von ausländischen Zwangsarbeitern.

Die Unterscheidung von Krieg an der Front und nichtkriegerischem Geschehen vor Ort in Elsen wird aber auf die Dauer immer fragwürdiger. Wilhelm Bastian hat das klar gesehen: Zur Jahresmitte 1940 kann er zwar als Ergebnis von Hitlers Blitzkriegsstrategie feststellen: „Nun ist Polen, Holland, Belgien, Frankreich erledigt“ (S. 6), aber er weiß

auch: „Der Hauptgegner England ist noch da. Der Krieg tritt nun in ein anderes Stadium.“ Er konkretisiert das damit, dass seit dem 22. Juni 1940 der Krieg nicht mehr nur zwischen den Militärs ausgetragen werde, sondern dass er nun als Bombenkrieg „zwischen die Zivilbevölkerung getragen“ werde.

### **Der beginnende Bombenkrieg**

Bis Ende Juni 1940 trafen die britischen Bomber vor allem die rheinisch-westfälischen Großstädte, und das Paderborner Land blieb vorerst verschont. Dann aber kam es überraschend zu massiven Angriffen auf den Flugplatz und die Kasernen in Paderborn, und bald heißt es bei Wilhelm Bastian: „Über Elsen waren die feindlichen Flieger jede Nacht.“ (S.7)

Das bedeutete von da an mit geringen Unterbrechungen bis zum Ende des Krieges nach Fliegeralarm durch die Sirene auf dem Elsener Pfarrhaus immer aufs Neue Verdunkelung und angstvolle Flucht in den Luftschutzkeller, allerdings mit dem klaren Bewusstsein, dass der Keller zwar Splitterschutz bot, aber bei einem Volltreffer auch zum Grab der ganzen Familie werden konnte.

### **Der Russlandfeldzug**

Zugleich weitete sich der Krieg räumlich immer weiter aus, vor allem durch den Russlandfeldzug ab dem 22. Juni 1941, aber auch auf dem Balkan. Die Zahl der Gefallenen aus Elsen stieg dann im extrem kalten russischen Winter 1941/42 sprunghaft in die Höhe. Wilhelm Bastian fühlte sich spontan an Napoleons gescheiterten Russlandfeldzug des Jahres 1812 erinnert und deutet damit erstmals unausgesprochen Zweifel an, ob der Krieg wohl von den Deutschen gewonnen werden kann.

### **Elsen international**

Zur Lage vor Ort in Elsen schreibt er im Juli 1942: „Junge Leute sieht man hier in Elsen nur wenige mehr. Die sind alle zum Kriegsdienst einberufen. Dafür haben wir

aber ausländische Arbeiter in Hülle und Fülle. Fast aus allen Ländern Europas sind hier Männer einquartiert, so unter anderem aus Frankreich, Belgien, Holland, Spanien, Rumänien, Slowakei und weiß Gott noch mehr. Wenn diese von der Arbeit zurückkommen, dann sieht man ein Völkergemisch, das wir hier noch nie gesehen haben. Untergebracht sind sie in den Papenkortschen Sälen (am späteren Römerkrug). Auch Russen haben wir hier. Diese sind bei den Landwirten untergebracht. Es sind fast alle 14-16jährige, hauptsächlich aus der Ukraine. Polen haben wir ebenfalls zum Arbeiten, sie sind wohl freiwillig nach hier gekommen. Die militärgefangenen Polen sind in den Junkschen Scheunen untergebracht.“ (S. 19) Im Februar 1943 muss Wilhelm Bastian dann den Fall Stalingrads melden, wo mehrere Elsener im Kessel eingeschlossen waren.

### **Intensivierung des Bombenkrieges**

Parallel dazu intensivierten sich die Bombenangriffe, und es kam zu der katastrophalen Bombardierung der Staumauern von Möhne- und Edertalsperre.

Immer wütender wird auch Wilhelm Bastians Urteil über den unaufhörlichen, ständig neue Opfer fordernden Bombenkrieg. So schreibt er: „Ein Satan und Luzifer kann doch nur einem Menschengehirn so etwas eingeben, was zur Vernichtung von unschuldigen Menschen gebraucht wird.“ (S. 28)

Ende 1943 werden besonders auch die Luftangriffe auf Paderborn immer bedrohlicher, und das hat auch Konsequenzen für Elsen. So heißt es: „Da Paderborn in Gefahr steht, von einem Terrorangriff angegriffen zu werden, müssen alle Kinder aus dem Zentrum der Stadt von dort fort. Zu diesem Zwecke wurde auch hier in Elsen Umschau gehalten, wie viele Kinder hier noch untergebracht werden können. Elsen ist ja schon durch die Evakuierten aus Bottrop stark belegt. Auch gilt Elsen, wenn Paderborn angegriffen wird, als stark mit gefährdet.“ (S. 30)

Ständig überfliegen Elsen im Jahre 1944

Bomber in Richtung Paderborn, und es kommt zu regelrechten Luftschlachten über dem Dorf. Am 6. Juni 1944 folgt dann die Nachricht von der erfolgreichen Invasion der amerikanischen und britischen Truppen an der französischen Kanalküste. Auch hier fallen Soldaten aus Elsen.

### **Deutschland übernimmt sich**

Wilhelm Bastian gelangt immer mehr zu der Einsicht, dass sich Deutschland offensichtlich völlig übernimmt. So schreibt er: „Wir müssen drei Offensiven zugleich standhalten. Eine unmenschliche Leistung, die unsere Heeresleitung vollbringen muss; und was da jeder einzelne Soldat leisten muss, brauche ich wohl hier nicht niederzuschreiben. Amerika, ein Weltteil, England, diese große Seemacht, und Russland, dieses unendlich große Reich, kämpfen gegen Deutschland, dem fast alle Zufuhr von Lebensmitteln und sonstigen Rohstoffen abgeschnitten ist. Wehe uns armen Deutschen, wenn diese Wölfe über uns herfallen. Dann möge uns unser Herrgott gnädig sein.“ (S. 34)

Ein erstes „anderes Stadium“ des Kriegsverlaufs hatte Wilhelm Bastian mit Recht im Juni 1940 mit dem Beginn des Bombenkrieges angenommen. Jetzt, Anfang September 1944, benutzt er den gleichen Ausdruck wieder: Er sieht den Krieg „in ein Stadium eingetreten, das dem Ende zugeht“, und zwar offensichtlich keinem guten.

### **Das Endstadium des Krieges**

Darauf deutet seine aktuelle Lagebeschreibung ganz und gar hin. Er schreibt: „Die Engländer und Amerikaner sind in Frankreich mit einer derartigen Macht angetreten, die unsere Soldaten nicht aufhalten können. Mit der Luftwaffe bombardiert der Feind unsere Stellungen, dass kein Lebewesen mehr möglich ist. Der Feind steht heute (3. September) schon vor Metz. Wie im vorigen Jahr Italien von uns abschwenkte, so auch vor drei Wochen Rumänien. Die Türkei hat auf Drängen der Feindmächte die diplomatischen Beziehungen zu uns abbrechen

müssen. Der Feind steht im Osten wie im Westen an den Toren des Reiches.“ (S. 35) Die Diagnose lautet also: Die alliierten Mächte sind den Deutschen an Menschen und Material zu diesem Zeitpunkt weit überlegen, Deutschlands ehemalige Verbündete sind nicht mehr einsatzwillig, und die Reichsgrenzen werden wahrscheinlich bald von den Feinden überschritten werden. Zugleich haben sich die Bomberflüge über Elsen so sehr verstärkt, dass es heißt: „Wir haben Tag und Nacht keine Ruhe mehr.“ (S. 36)

Von deutscher Seite wird nun mit dem „Volkssturm“ das verzweifelte letzte Aufgebot eingesetzt. Wilhelm Bastian schreibt im Oktober 1944: „Es sind hier aus Elsen zum Schanzen 14jährige und 58jährige einberufen worden ... Alle Männer vom 16. bis 60. Lebensjahre mussten sich im Saale der Wirtschaft Beine stellen.“ (S. 36f)

Bald darauf wird das Eindringen der Alliierten in den Westen des Deutschen Reiches mit seinen Folgen auch in Elsen spürbar, weil fast in allen Häusern Flüchtlinge aus den zerstörten Städten, z. B. Aachen und Köln, untergebracht werden.

Bastians Gesamturteil über das Jahr 1944, verbunden mit einer düsteren Prognose für das neue Jahr, lautet zum Jahreswechsel so: „Wir stehen nunmehr am Schlusse des Jahres 1944. Was uns das alte und vergangene Jahr an Schrecklichkeit gebracht hat, das kann man nicht schildern, und die Feder sträubt sich, diese Gräueltaten des Krieges niederzuschreiben. Die Prophezeiung, der Krieg würde 1944 zu Ende gehen, hat sich nicht erfüllt. Das neue Jahr 1945 fängt mit den Gräueltaten des Krieges genauso an, wie das alte Jahr 1944 aufgehört hat, und es scheint, als wenn es das alte noch an Schrecklichkeit übertreffen wollte.“ (S. 39) Dieser pessimistische Ausblick wird nur zu bald bestätigt, denn es kommen am 7. Januar 1945 erstmals auch zwei Bomben in Elsen zum Abwurf. Sie fallen zum Glück ins freie Feld in der östlichen Feldmark nahe der Alme.

## **Verheerende Bombenangriffe auf Paderborn**

Das ist aber nur ein Vorgeschmack auf die verheerenden Angriffe auf Paderborn am 17., 22. und 27. Januar, die das Zentrum und weite Teile der Stadt in Trümmer legen. Jetzt hat Wilhelm Bastian auch ein ihm nahestehendes Opfer zu beklagen: Seine 27jährige Nichte Therese, die in einem Wollwarengeschäft in Paderborn an der Warmen Pader angestellt war. Sie war am 17. Januar in einen Luftschutzraum am Weberberg geflüchtet, in dem sie durch einen Volltreffer mit über dreißig anderen Menschen ihr Leben lassen musste. Sieben weitere Elsener kamen bei diesem Angriff zu Tode. Wilhelm Bastian tadelt aus diesem Anlass die Paderborner Stadtverwaltung sehr, weil sie es, anders als andere Städte, versäumt habe, auch nur einen verhältnismäßig sicheren Bunker für die Bevölkerung anzulegen.

Auf die Elsener Feldmark westlich von Gesseln ging am gleichen Tage ein ganzer Bombenteppich nieder, der 186 Bombentrichter hinterließ. Das Gehöft Fernhomberg am Jotebach wurde dadurch dem Erdboden gleich gemacht. Wilhelm Bastian kann dazu nur feststellen: „Wenn diese Bombenlast direkt auf Elsen herniedergegangen wäre, dann hätte Elsen am 17. Januar 1945 zum größten Teil aufgehört zu bestehen.“ (S. 42f.)

Auch der Personenzug wurde zwischen Elsen und Scharmede mehrfach von Tiefliegern angegriffen, wobei am 11. Februar zehn Tote zu beklagen waren. Diese Tiefflieger schossen jetzt sogar in die Häuser herein. War vorher immer von heller Aufregung der Bevölkerung die Rede, so stellt Wilhelm Bastian nun eine durch Gewöhnung an das Schreckliche verursachte resignierte Apathie fest. Er schreibt: „Von so einem Angriff, wo es zehn Tote gab, wird gar keine Notiz genommen. Ich bemerke dies nur, um anzuführen, dass die Menschen da ganz gleichgültig sind. Denn was spielt ein Menschenleben noch für eine Rolle?“ (S. 43)

## **Endgültige Zerstörung Paderborns**

Die schlimmsten und folgenreichsten aller Bombenangriffe aber standen Paderborn noch bevor: Am 10., 22. und 27. März wurde die Stadt endgültig zerstört, und auch Elsen kam in Mitleidenschaft.

Hier sei Wilhelm Bastian einmal besonders ausführlich zitiert, weil an diesem Beispiel der ganze Schrecken des Krieges für die Menschen in Paderborn und Elsen überdeutlich veranschaulicht wird: „Am 22. März, abends um 10 Uhr, erlebten wir einen furchtbaren Angriff mit Luftminen. Wir waren gerade im Begriff, ins Bett zu gehen, da fiel die erste Bombe mit einem furchtbaren Getöse. Unser kleiner Norbert lag schon im Bett. Wir eilten mit den Kindern in den Keller, und schon fielen die nächsten Bomben; sechs Stück fielen auf Paderborn, und die siebte traf Elsen. Fensterscheiben zersprangen, Türen flogen aus der Angel, Dächer wurden vollständig abgedeckt, Bäume wie Streichhölzer zerknickt und aus der Erde fortgerissen, und das keine kleinen Bäume. Wir erwarteten jeden Augenblick die nächste Bombe. Wir mit acht Personen kauerten in einer Ecke, fünf Personen von uns und die Familie Schlüter mit drei Personen. Wir stellten uns rund herum um die Kinder, um sie zu schützen. Todesangst haben wir ausgestanden, nicht um uns, sondern um die Kinder. Nach der Bombe hier in Elsen fiel noch eine, und die muss noch Paderborn bekommen haben. Wie es nun still wurde, da ging es aus dem Keller hinaus, um zu hören, wo der Einschlag gewesen ist. Die Bombe ist eingeschlagen in die Hußmann-Wiese am Sander Weg. Die Gebäude Fischer Josef, Hagenhoff Franz, Schulze Ignaz (Kaskordt) sind vollständig zertrümmert. Von den Gebäuden rundherum sind die Dachziegel vollständig herunter. Ein Erdbeben kann auch nicht schlimmer wirken, wenn man die Verheerung in Paderborn sieht.“ (S. 44f.) Hier kann man sich kaum noch eine Steigerung vorstellen, und doch heißt es bald danach bei Wilhelm Bastian: „Am 27. März hatten wir den größten Angriff auf Paderborn zu bestehen.“ (S. 45)



*Das zerstörte Paderborn (Kamp / Ecke Liborstraße)*

In zwanzig Minuten sei Paderborn dadurch „in Schutt und Asche“ gelegt worden. Die Folgen für Paderborn beschreibt er so: „Kein Haus ist verschont geblieben. Keine Kirche ist heil geblieben. Der schöne Dom ist vollständig zerstört, der Turm vollständig abgebrannt.“ (S. 45) In Elsen hat das Gehöft Spitzbarth an der Straße nach Wewer einen Treffer abbekommen.

Wenn Wilhelm Bastian jetzt schreibt: „Wir lebten nun in Angst und Schrecken weiter“, so bezieht sich das nicht nur auf mögliche weitere Luftangriffe. Hinzu kommt die Angst vor den näherrückenden amerikanischen und britischen Truppen, die inzwischen den Rhein überschritten haben, und ganz persönlich auch die Sorge um das Leben von zwei Neffen, die im „Volkssturm“ in die dortigen Kämpfe verwickelt sind.

#### **Amerikanische Truppen rücken näher**

Nur vier Tage nach dem Luftangriff auf Paderborn vom 27. März beschossen die

vorrückenden amerikanischen Truppen am Karfreitag, dem 31. März, bereits Wewer und das angrenzende Gebiet um Gut Ringelsbruch auf Elsener Boden.

Bei dieser Beschießung wurde das Haus Budde (Am Heiligenberg/Ecke Scharmeder Stadtweg) getroffen. Neun Tote, darunter das Ehepaar Budde mit Tochter und Enkelkind sowie fünf Evakuierte, waren zu beklagen. (Heute erinnert ein Denkmal im Vorgarten des Hauses an dieses tragische Geschehen.) Am Karsamstag kam dann der Neffe Wilhelm Gott sei Dank unverletzt von den Kämpfen am Niederrhein nach Elsen zurück. Er erzählte, dass ihnen beim Volkssturm angedroht worden sei, falls jemand nicht seine Pflicht tue oder sich freiwillig in Gefangenschaft begeben, würden seine Frau, Kinder und Eltern in der Heimat erschossen. Wilhelm Bastian kommentiert das mit den Worten: „Ich schreibe dieses, um unseren Nachkommen vor Augen zu führen, mit welcher brutaler Regierung wir es zu tun hatten.“ (S. 47)



*Denkmal am Haus Budde (Archiv des Heimat- und Verkehrsvereins Elsen)*

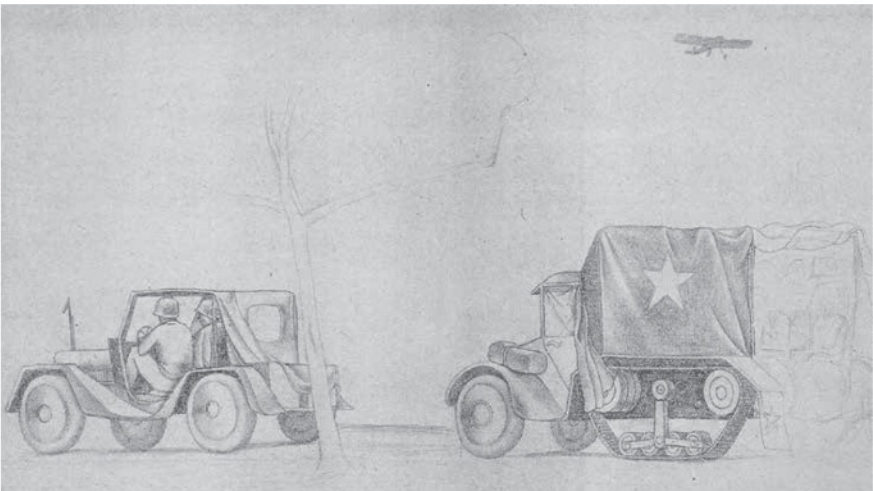
### **Elsen kampflos besetzt**

Inzwischen waren die Amerikaner am ersten Ostertag, dem 1. April, bereits bis zur südlichen Ortsgrenze Elsens herangerückt,

während die deutschen Truppen an der Ostallee und der Alme Stellung bezogen hatten. Sie wurden von einem Oberleutnant, der bei Bernhard Herwald einquartiert war, befehligt. Herwald gelang es, diesen zu überreden, seine Truppe zurückzuziehen. Gemeinsam mit dem Pastor hisste Herwald dann am zweiten Ostertag gegen 12 Uhr auf dem Kirchturm die weiße Fahne. Elsen wurde darauf kampflos besetzt, aber bei Kämpfen mit der SS am Ortsrand vor Neuhaus gingen auf Elsener Grund noch die Gehöfte Agnesens und Rellermeier sowie das Haus Bendix in Flammen auf.

Der deutsche Befehlshaber in Neuhaus wollte den Ort unbedingt verteidigen, beging aber schließlich verzweifelt Selbstmord, und ein Oberfeldwebel zog die Truppe weiter zurück, so dass auch Neuhaus vor der Zerstörung bewahrt wurde. In Elsen durchsuchten die Amerikaner als erstes alle Häuser nach Waffen.

Wilhelm Bastian beschließt sein Kriegstagebuch mit den Worten: „Die nächsten Tage belehrten uns erst, was der Amerikaner für eine Macht war. Vierundzwanzig Stunden, also Tag und Nacht, rollten die Panzer mit höchstens 30 Metern Abstand.“ (S. 48)



*Einmarsch der Amerikaner in Elsen. Bleistiftzeichnung von Richard Sehrbrock (Museum für Stadtgeschichte Paderborn)*

---

## Fazit

Wilhelm Bastian hat als schreibwilliger Zeitzeuge über den gesamten Verlauf des Zweiten Weltkriegs sein Tagebuch geführt. Alle wichtigen Ereignisse, soweit sie direkt oder indirekt sein Heimatdorf Elsen betrafen, hat er aufgezeichnet. Dabei hat er sich weitgehend auf den eigenen Augenschein verlassen, aber auch amtliche Bekanntmachungen, Presseberichte und Erlebnisse von Bekannten und Verwandten als Quellen verwendet. Nebenbei hat er auch sehr viel von der Grundstimmung in Elsen und von seinen eigenen Ängsten und Erwartungen eingefangen. Die Darstellung ist daher notwendigerweise subjektiv und nicht frei von Emotionen. Gerade deshalb aber sind seine Aufzeichnungen wertvoll, denn ganz anders als ein aus späterer Distanz ruhig und abwägend am Schreibtisch formulierender Historiker schreibt hier jemand oft geradezu in Todesangst als unmittelbar Betroffener, der den Krieg erlebt und erleidet. Das ist sicher aus den zitierten Passagen deutlich geworden.

Mit der kontinuierlichen räumlichen Ausweitung des Krieges und seiner wachsenden Intensivierung, vor allem durch den Bombenkrieg, steigern sich bei Wilhelm Bastian auch Angst und Wut. Am Ende spürt man förmlich, wie sich die Schlinge um Elsen immer enger zusammenzieht.

Wieviel Glück hat Elsen gehabt, dass es nicht schlimmer zerstört worden ist! Aber die Trauer um die vielen Gefallenen und Ziviltoten zeigt, dass der Ort auch so unsägliches Leid hat erdulden müssen.

Indirekt lässt sich Wilhelm Bastians Kriegstagebuch deshalb auch als eindringliche Mahnung zum Frieden an die Nachgeborenen lesen. Er hat sich als engagierter Chronist um sein Heimatdorf Elsen verdient gemacht.

PS: Das vollständige Kriegstagebuch kann unter der Signatur S 2/1419 im Lesesaal des Paderborner Stadtarchivs eingesehen werden.

*Günter Wißbrock*

## Zum Elsener Wappen

### Ursprünge des Wappenwesens

Wenn man heute dem Wappen einer Person, einer Familie, eines Geschlechtes, eines Ortes, Kreises oder Bundeslandes begegnet, dann empfindet man vielleicht zunächst Freude an der farbigen bildhaften Gestaltung. Darüber hinaus kann man, wenn man selbst zur Gruppe der Wapenträger gehört, das Wappen als individuelles oder gruppengebundenes Identitätsmerkmal auffassen oder, bei staatlichen Institutionen, in ihm ein Hoheitszeichen erkennen.

Wenn man sich aber näher mit der Herkunft des Wortes „Wappen“ beschäftigt, kommt ein ganz anderer Aspekt zum Tragen: „Wappen“ und „Waffen“ gehen auf das gleiche mittelhochdeutsche Wort „wapen“ zurück. Ähnlich

ist es auch im Englischen („arms“) und im Französischen („armes“). Wappen haben also einen durchaus militärischen Ursprung. Zuerst verwendet wurden sie seit dem frühen 12. Jahrhundert von der sozialen Gruppe der Ritter. Sie waren ursprünglich meist unfreie Dienstleute, stiegen aber im hohen Mittelalter in den niederen Adel auf und kämpften in Fehden und Kriegen hoch zu Ross. Durch den üblich werdenden geschlossenen Helm, der das Gesicht verdeckte, waren sie in der Rüstung nicht mehr als Individuen erkennbar. Deshalb begann man damit, die Schilde der Ritter, die eigentlich die Funktion einer Defensivwaffe hatten, als persönliche Erkennungszeichen zu bemalen. Aus diesem Ursprung erklären sich sowohl die enge Verwandtschaft der Wörter „Wappen“ und „Waffen“ als auch die bis heute übliche äußere Form der Wappen als Schild.



*Beispiel eines kämpfenden Ritters mit Topfhelm, Helmzier und Löwenwappen auf Schild und Pferddecke (aus Codex Manesse, S. 45)*

Die Zeichen, die zunächst den Schild schmückten, zierten in der Folgezeit auch Helm, Banner, Waffenrock und Pferddecke der Ritter. Besonders wichtig wurde die Helmzier (Zimier), die den Kämpfer im Kampfgetümmel besser hervorhob.

Die Wappenmotive waren sehr vielfältig. Beliebte waren sogenannte „Krafttiere“, wie der Löwe als König der Tiere und der Adler als König der Lüfte. Dem Löwen wurden Eigenschaften wie Kraft, Stärke, Wildheit, aber auch Vornehmheit zugeschrieben. Das waren Eigenschaften, die die adeligen Schildträger auch für sich reklamierten und mit denen sie vor allem einen einschüchternden Eindruck bei ihren Gegnern erwirken wollten. Aus dem kriegerischen Zusammenhang herausgenommen wurden die Wappen dagegen, wenn sie auch auf Siegeln als Beglaubigungszeichen an Urkunden benutzt wurden.

Das Führen von Wappen als Identitätsmerkmal hat sich seit dem späten Mittelalter weit über den Kreis der Ritter und des übrigen Adels hinaus auch in bürgerliche Schichten verbreitet. Rein rechtlich kann sich heute grundsätzlich jeder ein Wappen zulegen. Man kann es sich aber auch offiziell durch den Verein „Herold“ genehmigen lassen, der es genealogisch und heraldisch (wappenkundlich) überprüft, urkundlich bestätigt und in die „Deutsche Wappenrolle“ einträgt. Von solchen freiwilligen Maßnahmen für die Stiftung von Familienwappen sind Staats- und Kommunalwappen als Hoheitszeichen zu unterscheiden, für die in der Bundesrepublik Deutschland gesetzliche Regelungen bestehen.

Das gilt also auch für alle selbstständigen Orte und Landkreise. Aber seit der Welle an Kommunalreformen in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts sind – wie Elsen – viele traditionsreiche Orte und Ortsteile nicht mehr selbstständig. Als Zeichen dafür, ihre bisherige gewachsene Identität innerhalb der größeren Verwaltungseinheit zu bewahren, dient oft ein überliefertes oder neu geschaffenes Wappen.

Zur Untersuchung von Herkunft und Bedeutung von Wappen hat sich ein eigenständiger Wissenschaftszweig herausgebildet, die Heraldik.

Sie ist benannt nach den mittelalterlichen Herolden, die bei einem Turnier vor dem Kampf die Wappen der Kämpfenden zu beschreiben oder – mit dem Fachwort ausgedrückt – zu „blasonieren“ hatten.

### Das Elsenner Wappen und seine Ursprünge

Wer sich mit dem heutigen Elsenner Wappen und seinen Ursprüngen beschäftigt, ist zunächst etwas irritiert, denn es ist in zwei verschiedenen Versionen im Umlauf. Eine einfache Version zeigt auf weißem Grund einen roten Sparren, also zwei Balken, die einen Giebel bilden, und darunter einen aufrecht stehenden ebenfalls roten Löwen. Der aufgereckte Kopf, die weit herausgestreckte

Zunge und die vorgestreckten Vorderpatzen betonen seine Angriffslust. Ungewöhnlich ist die Form des tragenden Schildes, ein sich nach unten verjüngendes und an den unteren Ecken abgerundetes gleichschenkliges Trapez.



Heutiges Elsenner Wappen (einfache Version)

Diese Form des Wappens ist in den 60er oder 70er Jahren durch Bankdirektor Josef Drewes als Logo der damaligen Spar- und Darlehenskasse Elsen (heute Volksbank Elsen-Wewer-Borchen) eingeführt worden. Dieses Wappen fand starke Verbreitung und wird heute von vielen Elsenern als Elsenner Ortswappen betrachtet, obwohl es das offiziell nie gewesen ist. Es wird heute auch von vielen Elsenner Vereinen verwendet.

Ursprung dieses Wappens ist die Darstellung mit Sparren und halb aufrecht stehendem Löwen auf dem beglaubigenden Siegel eines Ritters von Elsen an einer Urkunde. In dieser am 19.5.1491 auf der Bielefelder Sparrenburg



Siegel eines Ritters von Elsen (1491)

ausgestellten Urkunde bestätigt Alf von Elsen, dass er von Wilhelm, Herzog von Jülich und Berg, Graf von Ravensberg, ein Haus in Medwege, genannt Redynk, als Mannlehen erhalten hat. Die Lehnsabhängigkeit der Ritter von Elsen von den Grafen von Ravensberg könnte ein Hinweis auf die Herkunft des Sparrens in ihrem Wappen sein. Bekanntlich enthält

das ravensbergische Wappen drei Sparren, die sich auch im heutigen Stadtwappen von Bielefeld und im Namen der Sparrenburg wiederfinden.

Daneben aber findet man in Elsen – unter anderem an mehreren Hauswänden – eine kompliziertere Form des Wappens mit Helmzier und schmückendem Laubwerk. Laut Auskunft des Landesarchivs NRW, Abteilung Westfalen, in Münster ist der Ursprung des Wappens in dieser Form in einem Werk des Heraldikers Max von Spießen zu suchen.



*Wappen der Ritter von Elsen nach Max von Spießen und Adolf Matthias Hildebrandt*

Max von Spießen (1852–1921), ein Offizier, gab in den Jahren 1901 bis 1903 in Görlitz ein „Wappenbuch des westfälischen Adels“ heraus. Der erste Band ist ein Textbuch mit einem alphabetischen Verzeichnis der Adelsfamilien und ihrer Wappen. Der zweite Band ist der ergänzende Bildband mit Zeichnungen der Wappen von Adolf Matthias Hildebrandt, auch er ein bekannter Heraldiker.

Im Band 1 (S. 47) lautet der Eintrag zu den Rittern von Elsen so: „Elsen (Tafel 111). Stammsitz Elsen bei Paderborn. Später war die Familie zu Caldenhof bei Versmold an-



*Max von Spießen als Soldat*

gesessen. – Wappen: Im Wappenschild ein roter Sparren, darunter schreitender roter Löwe. Auf dem Helm weiß aufgeschlagener roter Hut, dahinter ein grüner Baumwipfel (Pfauenwedel?) - Quelle: Archiv Brinke – 1656 mit Margarete von Elsen, Frau Gerd Georgs von Diepenbrock, erloschen.“

Leider hat Max von Spießen noch nicht nach heutigen wissenschaftlichen Standards gearbeitet. So nennt er als Quellenangabe nur das Archiv, nicht aber das Dokument, also den konkreten Text bzw. die bildliche Darstellung, aus denen er seine Kenntnisse bezogen hat.

Mit „Archiv Brinke“ ist wahrscheinlich das Hausarchiv des Gutes Brincke bei Borgholzhausen (Eigentümer: Justus Graf von Kerssenbrock-Praschma) gemeint.

Die Benutzung dieses Archivs geschieht nur über das Westfälische Archivamt. Nach Weggang des dort bisher für das Archiv Brinke zuständigen Referenten wird es zur Zeit nur kommissarisch verwaltet, so dass mir leider keine näheren Auskünfte erteilt werden konnten.

Max von Spießen plante als dritten Band des Wappenbuches auch noch die Herausgabe der gesammelten Stammtafeln des westfälischen Adels. Dazu kam es aber nicht mehr. Seine handschriftlichen Notizen und Vorarbeiten dazu sind jedoch erhalten. Unter der Überschrift „von Elsen“ steht auf einem dieser Notizzettel: „Adeliges Geschlecht, welches zur Ravensberger Ritterschaft gehörte“. Dann folgt die oben zitierte



Skizze des Wappens der Ritter von Elsen von Max von Spießen

Beschreibung des Wappens. Allerdings nimmt er hier noch einen silbernen statt eines weißen Hintergrundes an. An den rechten Rand des Notizzettels hat er zusätzlich eine grobe Skizze des Wappens gezeichnet. Nach dieser Beschreibung und Zeichnung hat Adolf Matthias Hildebrandt offensichtlich das Wappen rekonstruiert. Drei Aspekte fallen dabei besonders ins Auge: Erstens hat Hildebrandt das bei Wappen übliche und in den Farben Rot und Weiß angepasste schmückende Laubwerk hinzuerfunden und dem Wappen dadurch mehr Opulenz verschafft. Zweitens hat er den Schild doppelt verändert, und zwar durch die Schräglage und den runden Seiteneinschnitt. Diese Form des Schildes nannte man „Tartsche“. Sie kam im späten 14. Jahrhundert auf. Der abgerundete Einschnitt, die sogenannte „Speerruhe“, diente zum Auflegen und Durchstecken der langen Stoßlanze. Drittens hat Hildebrandt den Löwen – wie durch die Skizze von Max von Spießen vorgegeben – nicht halb aufrecht stehend wie auf dem Siegel von 1491, sondern am Boden

schreitend dargestellt. Das war heraldisch eher ungewöhnlich, denn üblicherweise musste der Löwe aufrecht, an der Längsachse des Schildes orientiert erscheinen, mit vorgestreckten Pranken und parallel zum Leib gestrecktem Schwanz.

Der nicht aufrecht stehende, sondern sich waagrecht quer über den Schild bewegende Löwe und der Baumwipfel der Helmzier sind Indizien dafür, dass Max von Spießen eine andere Variante des Wappens als das Siegel von 1491 als Quelle vorgelegen hat, deren Ursprung im Archiv von Haus Brincke gesucht werden müsste.

Hier könnte eventuell auch geklärt werden, was es mit der in Elsen mehrfach im Zusammenhang mit dem Wappen auftauchenden Jahreszahl 1158 auf sich hat.

Auf den ersten Blick erscheint es zumindest ziemlich unwahrscheinlich, dass das Wappen bereits 1158 existiert haben soll, zumal erst 1177 ein Hartmannus de Ilesen und seine Gemahlin Hildburgis als erste Ritterfamilie von Elsen erwähnt werden.

### Der heutige Gebrauch des Elsener Wappens

Zur heutigen Verbreitung des Elsener Wappens, meist in seiner Schlichtform, haben vor allem einige Elsener Vereine beigetragen, und zwar besonders solche, denen die Pflege der Eigenständigkeit Elsens innerhalb der Großstadt Paderborn ein Anliegen ist.

So führt es der Heimat- und Verkehrsverein als Logo. Es schmückt die Titelseite der von ihm herausgegebenen „Elsener Nachrichten“. Es ist eingehauen in die vom Verein in den einzelnen Ortsteilen positionierten Findlinge und es findet sich auf den an den Ortseingängen aufgestellten Schildern verbunden mit den Worten „Elsen einzigartig, erlebenswert“. Gerade das letzte Beispiel zeigt, dass es dem Heimat- und Verkehrsverein einerseits um die Stärkung und Erhaltung des Eigenständigkeitsbewusstseins der Elsener geht, andererseits aber mit dem Wappen auch eine einladende Offenheit verbunden ist.



Häuserbeflaggung an Vogelschießen und Schützenfest

Auch die St. Hubertus-Schützenbruderschaft als ein Verein, der der örtlichen Tradition besonders verpflichtet ist, hat das Wappen in seiner Selbstdarstellung aufgegriffen. Es bildet die Mitte der rot-gelben Fahnen, die als Häuserbeflaggung in den Tagen von Vogelschießen und Schützenfest die Elsener Straßen schmücken. Der Vorstandsbeschluss zur Gestaltung der Fahnen mit dem Wap-



penschild wurde am 14.12.1994 gefasst. Das Vereinslogo kombiniert das Elsener Wappen mit dem Hauptmotiv der Hubertus-Legende, dem Hirschen, der ein strahlendes Kreuz zwischen den Geweihstangen trägt.

Die erste Kompanie verbindet in ihrem Logo das Wappen mit schwarzem Sparren mit dem Gründungshaus des Gesamtvereins, der Gaststätte „Kaiserkrug“ (Fernhomburg). In der dritten Kompanie fand 1977 eine Fahnenweihe statt. Die Fahne zeigt auf der einen Seite die Alt-Enginger Mühle, auf der anderen Seite das Elsener Wappen in seiner ausgeprägteren Form mit Helmzier, Laubwerk und der Jahreszahl 1158.



Die Unterabteilungen der Schützenbruderschaft führen Variationen des Hauptwappens bzw. „Wappen im Wappen“. So hat das Wappen des Spielmannszuges der Hubertus-

jäger das zentrale Löwenwappen mit schwarzem Sparren in einen roten Schild mit dem Vereinsnamen und dem Gründungsjahr 1925 integriert.

Auch der Schießsportverein St. Hubertus Elsen hat auf seinem Logo neben schießen-



den Personen, einer Zielscheibe und dem Vereinsnamen das „Wappen im Wappen“.

Ähnlich ist es beim Schützenbund Heimatliebe Elsen-Bahnhof. Hier wird das Elsener Wappen mit der Darstellung des ehemaligen Elsener Bahnhofsgebäudes, Schienen und stilisierten Bäumen des Elser Holzes kombiniert.

Nicht verwunderlich ist es, dass sich Abbildungen des Elsener Wappens auch

da finden oder früher fanden, wo Elsener Vereine und Bürger sich versammeln, beispielsweise in den ehemaligen Gaststätten Heimann und „Römerkrug“. In der früheren, heute abgerissenen Gaststätte „Burg Aliso“ wurde 1931 ein Fenster mit dem Wappenmotiv der Ritter von Elsen eingebaut. Das Fenster ist erhalten und befindet sich heute in der Tischlerei Meermeyer in Elsen. Als Wandmalerei findet sich das Wappen heute auch im Brau- und Bürgerhaus.

Schließlich sind aus privater Initiative die Außenwände von Wohnhäusern an der Paderborner Straße 42 und an der Bernhard-Sinne-Straße 3a mit dem Wappen in seiner umfangreicheren Form geschmückt.

### Fazit

In diesem Aufsatz haben wir nach den Ursprüngen des heute so beliebten und häufig benutzten Elsener Wappens gefragt. Einige

Antworten dazu konnten gegeben werden. Aber es bleiben noch etliche Fragen offen, die nur durch eine gründliche Recherche in auswärtigen Archiven eventuell beantwortet werden, teilweise aber vielleicht nie ganz aufgeklärt werden können.

Solche Fragen sind z. B. die folgenden: Handelt es sich wirklich bei dem Rittergeschlecht des Paderborner Landes und dem Ravensberger Adelsgeschlecht um Zweige der gleichen Familie „von Elsen“ (zumal es ja auch im Ravenberger Land in Herford-Elverdissen einen Ortsteil Elsen gibt)?

Auf welchem Dokument beruht Max von Spießens Beschreibung und Darstellung des Wappens der Ritter von Elsen?

Was hat es auf sich mit der Jahreszahl 1158?

Wie kam es zu der unterschiedlichen Platzierung des Löwen in den beiden Wappenversionen (stehend oder auf allen Vieren laufend)?

Ist die Helmzier des Wappens ein Baumwipfel oder ein Palmwedel und was ist damit (symbolisch) ausgesagt?

PS: Christoph Drewes, Rolf-Dietrich Müller und Konrad Mürhoff danke ich für freundliche Hilfe.

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur

Codex Manesse – Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift, Frankfurt am Main 1988

Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hrsg.), Elsen - Alte Gemeinde - Junger Stadtteil, Elsen 1986

Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Georg Scheibelreiter, Wappen im Mittelalter, Darmstadt 2014

# Armut und Armenfürsorge in Elsen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

## Was die Ortschronik berichtet

### Die Problematik

Armut bestimmter Teile der Bevölkerung ist seit Menschengedenken ein Problem und eine Herausforderung, Maßnahmen zur Abhilfe zu ergreifen. Am häufigsten betroffene Bevölkerungsteile waren die Alten, Kranke, Behinderte, Arbeitsunfähige, Arbeitslose, Witwen und Waisen.

Im frühen 19. Jahrhundert aber verschärfte sich diese Problematik zur Massenarmut und zu regelrechten Hungerkrisen oder, wie man damals sagte, zum „Pauperismus“ (von lateinisch „pauper“ = arm).

### Die Ursachen

Als Ursachen dafür kamen verschiedene Faktoren zusammen, die in ihrer Gesamtheit die Lage extrem negativ beeinflussten.

Das frühe 19. Jahrhundert war eine Zeit grundlegender politischer, wirtschaftlicher und sozialer Veränderungen. Das vorher selbständige Fürstbistum Paderborn wurde „säkularisiert“, also verweltlicht, und kam 1802 in preußische Hand. Bereits fünf Jahre später, nach der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt gegen Napoleon, wurde das Paderborner Land 1807 Teil des neu gegründeten „Königreichs Westphalen“ unter Napoleons jüngerem Bruder Jérôme. Nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 übernahmen erneut die Preußen die Herrschaft, und das Hochstift Paderborn wurde Teil der preußischen Provinz Westfalen. Bei allem Wandel blieb zunächst jedoch eine Konstante: Das gewerbearme Paderborner Land war noch sehr stark agrarisch geprägt. Krisen in der Landwirtschaft führten deshalb hier immer wieder zu allgemeinen Krisen. Weil die Produktivität der Landwirtschaft nur sehr langsam zunahm, aber zugleich ein erheblicher Bevölkerungsanstieg zu verzeichnen war, waren die Folgen dieses Missverhältnis-

ses ein Überangebot an Arbeitskräften und häufige Ernährungskrisen, sobald die Ernte schlecht ausfiel.

Das Jahr 1803 z. B. bezeichnet der Ortschronist als „unfruchtbares Jahr“, das im nächsten Jahre zu einer erheblichen Verteuerung der lebensnotwendigen Feldfrüchte und des Getreides geführt habe.

Offensichtlich war ein erheblicher Teil der Bevölkerung mit diesen Preisen bereits überfordert und auf mildtätige Hilfe angewiesen. So schreibt der Chronist: „Fürstbischof Franz Egon war ein großer Wohltäter der Armen in dieser Gegend“ (S. 20).

### Die napoleonische Zeit

Zur Verarmung trugen in der folgenden unruhigen napoleonischen Zeit vor allem politische und militärische Maßnahmen der Regierung bei.

Zum Jahre 1809 heißt es in der Ortschronik, es herrsche „allgemeine Unzufriedenheit“ über die von der französischen Fremdherrschaft neu eingeführten „drückenden Steuern,“ die man bisher nicht gekannt habe, „z. B. Personal-, Konsumtions-, direkte und indirekte Steuern usw.“ (S. 21). Die Menschen in Elsen wurden also ausgebeutet, um finanzielle Mittel für Napoleons Feldzüge und für die aufwendige Hofhaltung seines Bruders Jérôme in Kassel zu gewinnen.

1812 wurden zudem alle waffenfähigen jungen Männer in Elsen für Napoleons Russland-Feldzug rekrutiert, in dem manche von ihnen ihr Leben lassen mussten, so dass in einigen Elsener Familien künftig der Ernährer oder der Nachfolger fehlte.

Zur Verarmung der Elsener trug auch das Verhalten der Franzosen und ihrer Verbündeten bei den häufigen Einquartierungen und Durchmärschen bei. Auf dem Rückmarsch aus Russland nahmen sie den Elsener Bau-

ern 19 Pferde, ganze Wagen, Feldfrüchte und Geld ab (Vgl. S. 22).

Als Fazit lässt sich sagen, dass aus der napoleonischen Zeit schon ein erhebliches Maß an Verschuldung und Verarmung der Bauern in Elsen erwuchs.

### Die preußischen Reformen und ihre Nebenwirkungen

In preußischer Zeit führten dann zwei große Reformkomplexe zu einer grundlegenden Umstrukturierung der Landwirtschaft mit gravierenden Folgen für die darin arbeitenden Menschen:



*Deele eines westfälischen Kötterhauses*

Die Rede ist von der Bauernbefreiung von 1810 und der Gemeinheitsteilung nach dem Gesetz vom 1. Juni 1821. Beide Reformen waren sicherlich notwendig, gut gemeint und auf lange Sicht auch erfolgreich, hatten aber zunächst schlimme Nebenwirkungen für die kleinen und mittleren Bauern bzw. für die unterbäuerliche Schicht der Kötter,

Heuerlinge und Tagelöhner.

Die Bauernbefreiung verfolgte im Wesentlichen das Ziel, die Bauern und ihre Höfe aus der traditionellen „Eigenbehörigkeit“ von ihren Grundherren zu befreien und ihnen die freie Verfügbarkeit über ihren Landbesitz zu gewähren. Vorher hatten sie für die Grundherren Natural- und später auch Geldabgaben sowie persönliche Dienste leisten müssen. Nicht einmal heiraten durften sie ohne die Zustimmung des Grundherren, und sie waren ihm auch gerichtlich unterstellt.

Die Befreiung aus dieser Abhängigkeit mussten sie aber durch hohe Ablösesummen als Abfindungen an die Grundherren erkaufen. Die kleinen und mittleren Bauern konnten diese Summen zumeist nicht aus eigener Kraft aufbringen, so dass ihnen ihre Freiheit zuerst eine hohe Verschuldung einbrachte. Ihre Gläubiger waren mangels Kreditinstituten oft jüdische Händler als private Geldverleiher. Die Verschuldung und damit Verarmung nahm solche Ausmaße an, dass beispielsweise 1836 in Elsen und Wewer jeweils ein Viertel der Höfe zur Zwangsversteigerung anstand.

Auch die Gemeinheitsteilung trug zur Verarmung bei. Unter „Gemeinheit“ (auch „Mark“ oder „Allmende“) verstand man den dörflichen Gemeinbesitz und die gemeinsame Bewirtschaftung von Wald-, Heide- und Grünflächen, durch die auch die Heuerlinge ohne eigenen Landbesitz und die kleinbäuerlichen Kötter die Möglichkeit hatten, ihren geringen Viehbestand zu weiden bzw. zu mästen.

Ziel der preußischen Reform war es aber, durch Aufteilung und Privatisierung dieser Gemeinschaftsflächen und zugleich durch eine Flurbereinigung der in Gemengelage liegenden Äcker leistungsfähigere größere Bauernhöfe zu schaffen. Wer also vorher kein oder nur wenig Land hatte, wurde bei der Aufteilung nicht berücksichtigt und verlor so die Möglichkeit einer kostenlosen Nutzung der Allmende für sein Weide- oder Mastvieh und zugleich den ebenfalls kostenlosen Holzerwerb. Das ging an die Existenz der relativ großen unterbäuerlichen Schicht,

in die inzwischen durch die Verschuldung auch vorher mittlere und kleinere Bauern abgesunken waren.

Für Elsen erfolgte das Teilungsverfahren der Hudeflächen nach Anfertigung des preußischen Urkatasters im Jahre 1829 seit 1831. Es zog sich über mehrere Jahre hin. Als Ergebnis wurden die Hudeflächen weitgehend abgeholzt und in Ackerland verwandelt. In Privateigentum überführt wurden in Elsen das Nesthauser Bruch, die Elser Heide, das Gesselner Bruch, das Elsener Holz und das Ringelsbruch. Dadurch wurden auch Flächen frei für den Eisenbahnbau, für einen kurzfristigen Exerzierplatz und für neue Gutshöfe.

Sowohl in napoleonischer als auch in preußischer Zeit hatte also bereits eine über das bisherige Maß hinausreichende Verarmung und Verschuldung eines erheblichen Bevölkerungsteils eingesetzt.

### **Private Schicksalsschläge**

Verstärkend kamen oft noch persönliche Schicksalsschläge hinzu. Dazu gehörten vor allem zum Teil epidemisch auftretende, heute zumeist medizinisch „besiegte“ Krankheiten bei Menschen (Tuberkulose, Blattern, Holländisches Marschfieber, Scharlach) und Tieren (Maul- und Klauenseuche, Schafkrankheit). Mehrfach heißt es in der Chronik auch, dass Männer früh gestorben seien und fünf oder sechs unversorgte Kinder hinterlassen hätten. Von Bränden in den Fachwerkhäusern mit offenem Feuer und Überschwemmungen der Felder durch die unregulierte Alme wird ebenfalls häufig berichtet.

Wirklich entscheidend für das Wohl und Wehe der Bevölkerung war im ganz und gar landwirtschaftlich geprägten Elsen aber das Wetter. Phänomene wie anhaltende Dürre oder Dauerregen, Stürme, Frost und Hagel entschieden über den Ausfall der Ernte und damit über die Lebensmöglichkeiten der Menschen. Wer wie die meisten in der landarmen Unterschicht nur in einer Subsistenzwirtschaft lebte, also landwirtschaftliche Produktion nur zum Selbstverbrauch be-

trieb, stand bei Missernten vor dem Nichts, denn auch eventuelle Nebenverdienstmöglichkeiten wie Spinnen und Weben gerieten durch die Erfindung des mechanischen Webstuhls in die Krise.

Möglicherweise wird man sich auch fragen, ob denn die Ernterisiken nicht versichert waren. Aber das Versicherungswesen entwickelte sich allmählich erst seit den 1820er und 1830er Jahren. Nur einmal, im Juni 1842, berichtet die Elsener Chronik von einem verheerenden Hagelschaden auf den Feldern des Kleeheofs, also eines der größeren Güter, der durch die Berliner Hagelversicherung reguliert worden sei (Vgl. S. 71). Die bäuerliche Unterschicht konnte sich wahrscheinlich eine Versicherung auch gar nicht leisten.

### **Die Katastrophe von 1816**

Besonders gravierend wurden Hunger und Elend, wenn es mehrere Jahre nacheinander europaweit zu Ernteauffällen kam. Das war vor allem in den Jahren 1816 – 1818, 1830/31 und 1845 – 1847 der Fall.

1816 gab es wegen des Ausbruchs des Vulkans Tambora in Indonesien – wohl der schwerste Vulkanausbruch in den letzten 10000 Jahren – in weiten Teilen Europas überhaupt keinen Sommer. Das hatte erhebliche Folgen für die Ernten von 1816 und 1817, die sehr gering ausfielen und rasch zu steigenden Preisen und verbreiteter Hungersnot in ganz Mitteleuropa führten. Noch 1818 ist in der Elsener Chronik von einer weiteren schlechten Ernte wegen anhaltender Dürre die Rede. Die Gemeinde erließ deshalb 2/3 der Grundsteuer (Vgl. S. 23).

### **Die Notlage von 1830/31**

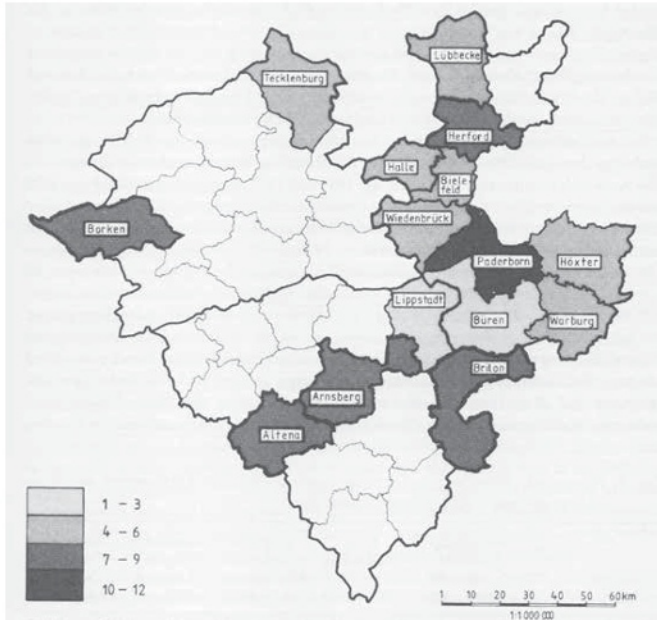
1830 kamen in Elsen nach Jahren besserer Ernten alle negativen Aspekte zusammen: Ein extrem kalter Winter, bei Tauwetter verheerende Überschwemmung durch die Alme, eine Krankheitsepidemie (Holländisches Marschfieber mit hoher Sterblichkeitsrate), Schneckenbefall der Winterfrüchte, vor allem aber anhaltendes Regenwetter.

Ein Bitttag und feierliche Betstunden für eine glückliche Ernte wurden veranstaltet. Aber im Oktober des Jahres musste der Chronist feststellen: „Die Ernte fiel äußerst spärlich aus, und viele Früchte verdarben durch die Nässe“ (S. 35).

So verwundert es nicht, dass im kommenden Jahr 1831 besondere Unterstützungsmaßnahmen für die Armen nötig wurden. Auf Verwendung des Landrats wurden im Januar der Gemeinde 100 Pfund Salz aus der Salzkottener Saline zur Verteilung unter den Armen zur Verfügung gestellt (Vgl. S. 37). Weil schon im Februar der Mangel an Brotkorn recht sichtbar wurde und die Not weiter anstieg, folgten noch einmal 200 Pfund Salz. Im ersten Augenblick mag man sich fragen, warum gerade Salz als Linderungsmittel für die Armut angesehen wurde. Aber man braucht nur daran zu denken, dass in einer Zeit ohne Kühschrank Pökelsalz die einzige Möglichkeit war, die sicher sowieso schon geringen Nahrungsmittelvorräte nicht auch

noch verderben zu lassen, sondern sie zu konservieren.

Wissenschaftler haben für das Jahr 1829 die Anzahl der vom preußischen Staat mit Salz unterstützten Gemeinden pro Kreis in Westfalen kartiert. Dabei zeigt sich, dass der Kreis Paderborn in ganz Westfalen offensichtlich am bedürftigsten war. Vor allem muss man an die Sennedörfer Hövelhof und Stukenbrock denken, die wegen ihrer mageren Sandböden von der Missernte besonders betroffen waren. Das gleiche gilt auch für das damals noch zum Kirchspiel Elsen gehörige Sande. Nicht zufällig wird Sande deshalb wohl in einer weiteren Notiz der Chronik zum Juli 1831 über staatliche Hilfsmaßnahmen erwähnt. Sie lautet: „Die hiesige Gemeinde erhielt von hochlöblicher Regierung 50 Reichstaler, um den Armen Gelegenheit zu geben, sich in dieser bedrängten Zeit ein Stück Brot zu verdienen. Es wurde mit diesem Gelde ein Erdweg von Kuhls Hause über die Elser Heide nach dem Sande hin angefangen“ (S. 39).



Landkarte des Elends in Westfalen 1829 (Anzahl der mit Salz unterstützten Gemeinden pro Kreis)

### Armenfürsorge durch Staat und Gemeinde

Hier wie bei der Salzspende lässt sich gut das Grundprinzip des preußischen Staates bei seinen Hilfen für die Gemeindefürsorge erkennen: Es ging bei Sachspenden und auch bei Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen letztlich um Hilfe zur Selbsthilfe in extremen Notsituationen.

Zuständig für die Armenfürsorge war nach dem Allgemeinen Preußischen Landrecht von 1794 nicht mehr wie vor-

her die Kirche, sondern der Staat, und dieser delegierte sie 1810 an die Stadt- und Dorfgemeinden. Der preußische Gesamtstaat griff also nur helfend ein, wenn die örtliche Armenfürsorge überfordert war.

In den Gemeinden – und so auch in Elsen – wurden Armenvorstände und Armenkassen eingeführt (Vgl. S. 93). Ihre Aufgabe war die Unterstützung von Bedürftigen durch Geldzuwendungen. Ihre Finanzmittel gewannen sie aus Spenden von wohlthätigen Vereinen und Privatpersonen und durch Sammlungen. Weil diese Mittel in besonderen Notsituationen oft nicht ausreichten, musste die Kommune je nach Bedarf unterschiedlich hohe Beträge in den Armenfonds zuschießen.

Einen außergewöhnlichen Weg zur Unterstützung der Armen schlug die Gemeinde Elsen 1840 ein.

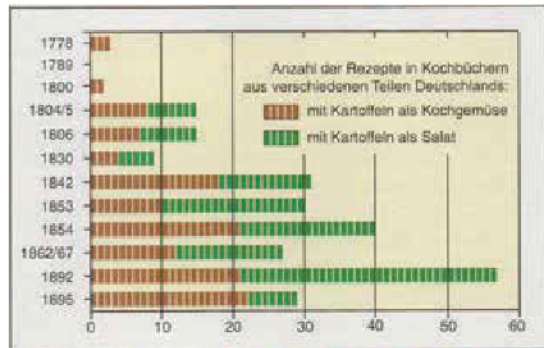
Auf Initiative des Ortsbeamten (= Ortsvorstehers) Schulze erwarb die Gemeinde die gegen Meistgebot zum Verkauf stehende, bis dahin dem Staat gehörige Mühlenteichwiese für die Elsener Armen. Es handelte sich um ein ca. 80 Morgen großes Wiesengelände, das bis zum 30. September 1957 von den sogenannten „kleinen Leuten“ mit ein oder zwei Kühen oder ein paar Ziegen durch Abhüten und dem Gewinn von Heu und Grummet bewirtschaftet wurde. Auf dem Gelände gegenüber der Altenginger Mühle wurden später Großbauten für englische Familien errichtet, die heute teils abgerissen, teils zu Eigentumswohnungen umgebaut sind (Vgl. S. 63 mit Anm. 166).

Zwanzig Jahre nach dem Erwerb der „Armenwiese“ schreibt der Chronist, sie habe im Jahre 1860 die außergewöhnlich große Summe von 384 Reichstalern für den Armenfonds erbracht (S. 106).

### Kartoffelfäule und Hungersnot 1846/47

Kurz vor der Jahrhundertmitte in den Jahren 1846/47 nahm die Not europaweit noch ein-

mal dramatische Züge an. Aufgrund schlechter Witterungsverhältnisse fiel überall die Getreideernte nur sehr gering aus. Gerade die ärmeren Bevölkerungsschichten hatten sich aber bereits stärker auf den Kartoffelanbau umgestellt, weil damit, gemessen an den Kalorien, wesentlich höhere Hektarerträge als mit Getreide zu erreichen waren. Da wurde



Steigende Bedeutung der Kartoffel als Nahrungsquelle im 19. Jahrhundert

aus Nordamerika ein Pilz eingeschleppt, der die Kartoffelfäule verursachte.

Am schlimmsten traf es das von Großbritannien unterworfenen Irland, wo die Kartoffel Hauptnahrungsmittel der Unterschicht war. In der Zeit der Krise starben etwa eine Million Iren an Hunger und mehr als zwei Millionen wanderten nach Amerika aus, ein Bevölkerungsverlust, von dem sich Irland bis weit ins 20. Jahrhundert nicht erholt hat.

Auch der Paderborner Raum war durch die erneute Krise stark betroffen. 1836 bereits hatte der Arnberger Regierungspräsident Keßler angesichts des auch außerhalb der Mangeljahre extrem niedrigen Lebens- und Ernährungsstandards der Unterschicht im hiesigen Bereich geschrieben: „Ein deutsches Irland haben wir im Schoße Westfalens – unser Paderborn.“

Dieser vielleicht etwas übertriebene, aber keineswegs ganz abwegige Vergleich bietet sich auch an, wenn man liest, was der Elsener Chronist über die Lage der Armen in den Jahren 1846/47 in vorher nicht gekannter

Ausführlichkeit schreibt: „Die Not, welche im Herbst wegen der Missernte, besonders wegen der völlig missratenen Kartoffeln, groß war, stieg immer höher, wurde durch die Kälte noch vermehrt und erreichte in diesem Frühjahr den Höhepunkt.“ Er benennt dann die stark gestiegenen Preise für Roggen und Kartoffeln und kommt darauf zu einer grundsätzlichen Lageanalyse: „So sehr von Seiten der Regierung und von Seiten der Gemeinde alles getan und aufgeboten wurde, um der Not zu steuern, so sehr mildtätig sich auch der Privatwohlthätigkeitssinn zeigte, so war und blieb die Armut und das Elend vieler Leute doch erschrecklich. Man glaubt, dass an einigen Orten einzelne an Hungertyphus gestorben seien“ (S. 82).

Anschließend beschreibt er die Maßnahmen der Regierung: „Der Staat hat den Gemeinden Elsen und Sande zu gleichen Teilen 650 Reichstaler unverzinslich vorgeschossen. Dieses Geld wurde zur Unterstützung Notdürftiger, zur Verhinderung der drohenden Hungersnot, namentlich zum Ankauf von Saat und Brotkorn und Kartoffeln verwendet. Es musste in den folgenden Jahren wieder an den Staat zurückerstattet werden.“

Zusätzlich wurden in der Gemeinde mehrere Monate lang wöchentlich an eine Anzahl armer Familien Brote verteilt, wofür die örtliche Armenkasse 600 Reichstaler bereitstellte.

### **Wege aus der Misere**

Gab es für die Betroffenen keine Möglichkeit, der Misere zu entfliehen?

Einige taten das Falscheste, verfielen aus Verzweiflung der Trunksucht und rissen ihre Familien nur noch tiefer ins Elend. Im 19. Jahrhundert sprach man von der „Branntweinpest“. Ein sinnvoller Weg war dagegen die sogenannte „Hollandgängerei“, an die in Elsen heute noch der Hollandweg erinnert. Darunter versteht man, dass Gruppen von saisonalen Wanderarbeitern regelmäßig in die Niederlande zogen, wo sie sich meist auf Zeit als Torfstecher, Grasmäher und Korndrescher, aber auch im Handwerk und in der Seefahrt verdingten, weil in Ostwestfalen das Arbeitskräftepotential die vorhandenen Erwerbsmöglichkeiten erheblich überstieg.

Ebenso nahm die Massenauswanderung nach Amerika vor allem in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts immer mehr zu und erreichte in den fünfziger Jahren ihren absoluten Höhepunkt.

Dr. Heinz Marxcors hat für 25 Auswanderer aus Elsen in den Jahren 1847 bis 1853 auch die Berufe ermittelt: 11 bezeichnen sich als Tagelöhner, 4 als Heuerlinge, 2 als Ackermann und 2 als Mietmann. Damit ist der Beweis eines Zusammenhangs zwischen den prekären Lebensverhältnissen der unterbäuerlichen Schicht und dem Entschluss zur Auswanderung für Elsen eindrucksvoll erbracht.



*Auf einem Auswandererschiff*

Bitterarme, von einem Gefühl der Existenzangst und völliger Perspektivlosigkeit in der Heimat beherrschte Dorfbewohner suchten also ihr Glück in der Fremde, besonders in Amerika, dem Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten. Aber nicht allen gelang das. Vor allem die ersten Jahre in Amerika, in denen das zugeteilte Land oft erst gerodet werden und alles zum Leben Notwendige neu angeschafft werden musste, waren meist Jahre härtester Arbeit und großer Entbehrungen.

### Fazit und Ausblick

Die Elsener Ortschronik ist eine wertvolle Quelle für das Wissen um die wirtschaftliche Not unserer Vorfahren. Was man in ihr allerdings nicht finden kann, sind konkretere Angaben darüber, worin außer dem Hunger sich die Armut von Teilen der Bevölkerung zeigte. Als Linderungsmaßnahmen werden nur Initiativen der Gemeinde und des preußischen Staates erwähnt, nicht dagegen die Aktionen von Privatpersonen oder der Kirche. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es Schritt für Schritt zu einer deutlichen Verbesserung der Lebensbedingungen der ärmeren Bevölkerungsschicht in Elsen. Dazu trugen mehrere Faktoren bei: Die Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur (Eisenbahn, Chausseen) führte zu leichter Erreichbarkeit von Arbeitsplätzen außerhalb des Dorfes. Auch im Ort entstanden neue nicht-landwirtschaftliche Arbeitsplätze (Kettenschmiede). Durch die Industrialisierung wurde das Ruhrgebiet für viele zum Auffangbecken und machte die Auswanderung nach Amerika überflüssig. Die Einführung des Kunstdüngers ab 1862 machte die Landwirtschaft viel ertragreicher als vorher. Schließlich minderte die Einführung der Bismarckschen Sozialgesetzgebung in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts das Risiko der völligen Verarmung ganz erheblich. Im frühen 19. Jahrhundert dagegen war die Armenfürsorge von Staat und Gemeinden nur reaktiv; sie linderte die Not im Extremfall ohne längerfristige Verstetigung, konnte aber

deshalb die strukturelle Armut der Bedürftigen auf die Dauer nicht beseitigen.

Im Gegensatz dazu versteht sich die Bundesrepublik Deutschland heute als Sozialstaat, der seinen Bürgern ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, wenn sie dazu aus eigenen Kräften nicht in der Lage sind. Trotzdem gibt es auch heute Armut, wenn auch nicht in vergleichbarer Krassheit wie im frühen 19. Jahrhundert, und auch heute ist zusätzliche private Hilfe, etwa durch die „Tafel“, gefragt. Als „arm“ gilt eine Person offiziell, wenn sie weniger als 60 % des Durchschnittseinkommens in Deutschland zur Verfügung hat.

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur

- Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hrsg.), Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986
- Karl Hüser (Hrsg.), Paderborn – Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 3, Das 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1995
- Wilhelm Kohl (Hrsg.), Westfälische Geschichte, Bd. 3, Das 19. und das 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1984
- Margit Naarmann, Ländliche Massenarmut und „Jüdischer Wucher“ – Zur Etablierung eines Stereotyps, in: Ludger Grevelhörster/ Wolfgang Maron (Hrsg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts, Vierow 1995, S. 128 - 143
- Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800 – 1866, München 1983
- Werner Plumpe, Wirtschaftskrisen – Geschichte und Gegenwart, München 5. Aufl. 2017
- Henner Schmude, An Hungersnot grenzende Armut – Hövelhof und Stukenbrock im 19. Jahrhundert, in: Die Warte 77 (1993), S. 23 - 25
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 - 1900, Elsen 2. Aufl. 2009
- Günter Wißbrock, „Auf nach Amerika!“ - Auswanderer aus Elsen in die USA im 19. Jahrhundert, in: Elsener Nachrichten 181 (2009), S. 21 - 25

## Früherer Elsener schrieb Buch über die NS-Raketenproduktion

**M**ancher Elsener wird sich noch an Jürgen Mayer erinnern, der bis vor einigen Jahren mit seiner Frau Anka und den drei Kindern in der damaligen Carl-Diem-Straße (heute „Kirschenkamp“) wohnte, wo er zwei Häuser besaß.



Die Familie zog dann in ihre hessische Heimat nach Bruchköbel-Roßdorf bei Hanau. Nach dem Tode seiner Frau wechselte Jürgen Mayer seinen Wohnsitz nach Bad Orb, wo er bis heute lebt und – eingedenk früherer Marathonläufe – immer noch gern den Laufsport betreibt.

Dreierlei Erfreuliches lässt sich in diesem Jahre von Jürgen Mayer berichten: Er hat in Gesundheit seinen 80. Geburtstag feiern können. Ihm ist in Anerkennung seines vielfältigen sozialen Engagements der Titel eines Doktors ehrenhalber verliehen worden. Und schließlich hat er als Ergebnis zweijähriger Forschungen ein Buch veröffentlicht.

Gegenstand der Untersuchung in diesem Buch ist ein Teilaspekt der NS-Raketenproduktion. Raketen waren im Zweiten Weltkrieg zunächst in Peenemünde auf Usedom, in Friedrichshafen am Bodensee und in Wiener Neustadt hergestellt worden. Nachdem diese Produktionsstätten durch alliierte Bomber angegriffen worden waren, wurde ein Großteil der Produktion in die unterirdischen Stollen

ehemaliger Kalkwerke im Krohnstein, einem Berge bei Mittelbau-Dora nahe Nordhausen in Thüringen verlegt. Zu diesem Zweck wurde eigens die Firma „Mittelwerk GmbH“ gegründet. Dirigierend im Hintergrund agierten vor allem das Rüstungsministerium unter Albert Speer und die SS unter Heinrich Himmler. Beide übten einen ungeheuren Druck auf die Geschäftsleitung der Mittelwerk GmbH aus und forderten oft unrealistische Produktionserfolge in sehr kurzer Zeit.

Jürgen Mayer stellt die entscheidenden Personen auf der Leitungsebene der Firma vor. Immer wieder findet sich dabei der gleiche Menschentypus: Technisches Know-how ver-

Jürgen Mayer

### NS-Raketenproduktion der V1 und V2 in Mittelbau-Dora




### Die Mittelwerk GmbH

Treibende Kräfte

Personelle Konsequenzen

Wie die „Mittelwerk GmbH“ das Chaos bewältigt und ‚schwarze Zahlen‘ geschrieben hat

 Verlag Rockstuhl

---

bindet sich mit fanatischer nationalsozialistischer Überzeugung und Unmenschlichkeit gegenüber den Untergebenen.

Die Belegschaft der Mittelwerk GmbH bestand neben ca. 3000 zivilen Angestellten und Facharbeitern auch aus bis zu 4000 KZ-Häftlingen, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. Diese wurden brutal und schikanös behandelt: Mangelernährung bei Schwerstarbeit, Schläge, Abschiebung von Kranken und nicht mehr Arbeitsfähigen in Vernichtungslager und Exekutionen aus teilweise geringen Anlässen waren an der Tagesordnung.

Während Jürgen Mayer in diesem Bereich auf bereits vorhandene wissenschaftliche Forschungsergebnisse zurückgreifen konnte, hat er erstmalig die gesamte Geschäfts- und Arbeitsorganisation der Mittelwerk GmbH untersucht.

Am Ende kommt er zu dem Ergebnis, dass trotz mörderischer Arbeitshetze die hergestellten Raketen, die von der NS-Propaganda dem Volk als „Wunderwaffe“ angepriesen wurden, ihren Zweck nicht erfüllten. Denn

sie waren der ungeheuren Luftüberlegenheit der Alliierten nicht gewachsen. Jürgen Mayer schreibt: „Die ganze Raketenkampagne hatte nur eine Zerstörungsgewalt von ein oder zwei großen britisch-amerikanischen Luftangriffen auf deutsche Städte.“ Außerdem waren die Raketen technisch nicht so weit ausgereift, dass eine präzise, zielgerichtete Steuerung über weite Entfernungen möglich gewesen wäre. So waren nur allgemeine Vergeltungsschläge, nicht aber gezielte Zerstörungen im Feindesland möglich.

Interessant ist zum Schluss der Arbeit die kurze Zusammenstellung des Nachkriegsschicksals der führenden Personen im Hintergrund und in der direkten Produktion der Raketen. Die einen begingen Selbstmord (u. a. Himmler), die anderen wurden zu langen Haftstrafen verurteilt (u. a. Speer) oder hingerichtet, wieder andere wurden freigesprochen. Schließlich entgingen einige einer Anklage, weil sie sich von der US-Raketenforschung anwerben ließen. Der berühmteste unter ihnen ist Wernher von Braun.

*Günter Wißbrock*

# Der „Erbfeind“ und die „Wacht am Rhein“

## Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 und seine Vorgeschichte im Spiegel der Elsener Ortschronik

### Der Bericht der Chronik

2020 jährt sich zum einhundertfünfzigsten Male der Beginn des Deutsch–Französischen Krieges von 1870/71.

Dieses Ereignis hat auch in der Elsener Ortschronik seine Spuren hinterlassen. So schreibt der Chronist zum Jahre 1870: „Merkwürdig ist und bleibt dieses Jahr durch den glorreichen und siegreich ausgeführten Krieg Deutschlands gegen Frankreich. Am 18. Juli wurde uns von Frankreich der Krieg erklärt, und ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann gegen den Erbfeind. Schon 8 Tage später standen 300000 Mann deutsche Truppen unter dem Rufe: „Es braust ein Ruf etc.“ am Rheine.“

Darauf folgt in der Chronik der Bezug zu Elsen: „Aus hiesiger Gemeinde wurden circa 80 Mann, teils Jünglinge, teils Männer zur Teilnahme am Feldzug einberufen. Leider hat dieser glorreiche Kampf auch einige Opfer an Menschenleben in hiesiger Gemeinde gefordert.“

Als „gefallene Helden“ werden dann Franz Schwarze, Liborius Müller und Carl Steins genannt sowie als Verwundete Bernhard Hermesmeier und Conrad Schröder.

Diese personen- und lokalbezogenen Angaben sind der Textsorte „Ortschronik“ durchaus angemessen. Dagegen ist nicht zu erwarten, dass sich die Chronik ausführlicher mit den Ereignissen auf der Ebene der großen Politik beschäftigt. Wenn man genauer hinschaut, dann fehlen deshalb bei unserem Chronisten fast alle wesentlichen Feststellungen zu Ursache, Anlass, Verlauf und Ergebnis des Krieges. Dennoch lohnt es sich, sich einmal etwas gründlicher mit der Darstellung des Chronisten zu beschäftigen. Was als erstes auffällt, ist, dass er nicht mit dem nüchternen, distanzierten Bemühen um Objektivität wie ein Historiker schreibt,

sondern voller patriotischem Enthusiasmus: Der Sieg ist „glorreich“, der Gegner ist ein „Erbfeind“, gegen den sich die Deutschen „wie ein Mann“ erheben und mit einem Kampfeslied auf den Lippen in den Krieg ziehen. So wenig der Text also zu den Fakten des Krieges aussagt, so sehr gibt er doch direkt oder indirekt Auskunft über die Mentalität und die Emotionen der damaligen Zeitgenossen, aus denen ein solcher Krieg entstehen konnte.

### Der französische „Erbfeind“

Was hat es insbesondere auf sich mit der Bezeichnung „Erbfeind“ für die französischen Kriegsgegner? Dieser Ausdruck hat eine Vergangenheits-, eine Gegenwarts- und eine Zukunftsdimension. Denn er erklärt den damals gegenwärtigen Krieg wie eine aus vergangenen Tagen resultierende Erbkrankheit, gegen die es kein Mittel gibt und die geradezu naturgesetzlich auch in Zukunft weiterwirken wird. Natürlich ließen sich für diese Behauptung Belege in der Vergangenheit finden, wenn man die durchaus auch vorhandenen Phasen positiver deutsch-französischer Beziehungen ausließ.

So verwies man auf die Eroberungskriege des französischen Königs Ludwig XIV. (1643 - 1715), dessen Truppen bis zum Rhein (1681 Raub Straßburgs) und in die Pfalz (1689 Zerstörung Heidelbergs) auf das Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation vordrangen.

Zur erneuten Konfrontation kam es dann im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in den Revolutionskriegen und anschließend unter Napoleon, durch den weite Gebiete Deutschlands militärisch besiegt, besetzt oder in französische Abhängigkeit gebracht wurden. 1806 hörte daher das Reich auf zu bestehen.

## Die deutsche Nationalbewegung

Als Antwort auf diese Herausforderung entstand eine deutsche Nationalbewegung, deren Ziele sich durch die kurze Formel „Einheit und Freiheit“ ausdrücken lassen. Man wollte also einen einheitlichen starken deutschen Nationalstaat anstelle des machtlosen „Flickenteppichs“ aus vielen souveränen Fürstentümern im alten Reich errichten, um nicht weiter schutzlos dem Ausdehnungsstreben Frankreichs ausgeliefert zu sein. Zugleich erhoffte man sich eine Abkehr vom Absolutismus der Fürsten, also eine Beschränkung ihrer Macht im Inneren durch eine Verfassung, die Grund- und Mitbestimmungsrechte der Bürger regeln sollte.

Diese deutsche Nationalbewegung hatte aus der Zeit ihrer Entstehung immer auch einen antifranzösischen Grundzug. So dichtete Ernst-Moritz Arndt 1813 ein Lied, in dem es heißt: „Das ist des Deutschen Vaterland..., wo jeder Franzmann heißet Feind, wo jeder Deutsche heißet Freund“. Das war im Grunde eine poetische Umsetzung der Erbfeind-These.

Nach dem endgültigen Sieg über Napoleon bei Waterloo enttäuschte die auf dem Wiener Kongress 1815 gefundene Neuordnung die deutschen Patrioten sehr, denn statt eines Nationalstaats wurde nur der „Deutsche Bund“, ein lockerer Zusammenschluss weitgehend souveräner Einzelstaaten mit weiterhin monarchischen Regierungen, gegründet.

## Die „Rheinkrise“ und die „Wacht am Rhein“

1840 kam es dann zur sogenannten „Rheinkrise“, als der französische Ministerpräsident Thiers öffentlich erneut den Rhein als französische Ostgrenze forderte. Das hätte eine Annexion der preußischen Rheinprovinz, der bayerischen Pfalz und Rheinhesens bedeutet. Diese Krise führte zwar nicht zu kriegerischen Auseinandersetzungen, wohl aber zu einer starken Aufwallung des deutschen Nationalbewusstseins, die sich auch in der Entstehung einer Reihe von

patriotischen Rheinliedern äußerte.

In einem dieser Lieder heißt es: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Hoffmann von Fallerslebens „Deutschlandlied“ ist ebenfalls in dieser Zeit entstanden (1841). Auch wenn es den Rhein gar nicht erwähnt, so spielt es doch indirekt darauf an. Denn es verlegt die deutsche Westgrenze weiter westlich an die Maas („Von der Maas bis an die Memel...“), schließt also das französische Elsaß-Lothringen mit ein. Das ist geradezu eine Retourkutsche gegenüber der französischen Forderung nach der Rheingrenze. Ein weiteres Lied mit dem Titel „Die Wacht am Rhein“ beginnt mit der Zeile „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“. Wir erinnern uns: Diese Zeile hat der Elsener Chronist den Kämpfern von 1870/71 in den Mund gelegt. Das überaus pathetische Lied wurde 1840 durch den damals 21-jährigen Max Schneckenburger verfasst und 1854 von Carl Wilhelm vertont.

Die erste von sechs Strophen sei hier zitiert:

*„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,  
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:  
Zum Rhein, zum Rhein,  
zum deutschen Rhein!  
Wer will des Stromes Hüter sein?  
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“*

Der Rhein erscheint hier als Deutschlands Schicksalsfluss, der durch Entschlossenheit und Einheit der Nation vor dem Zugriff des „Erbfeindes“ zu schützen ist.

1870 diente das Lied zur nationalen Mobilisierung. Zusammen mit einem Abdruck des 1860 entstandenen Gemäldes „Germania auf der Wacht am Rhein“ von Lorenz Clasen wurde der Liedtext in kleinen Zwei-Blatt-Heften an die Soldaten verteilt. Nach Kriegsende machte das Lied Karriere als eine Art zweiter Nationalhymne neben dem auf den Kaiser bezogenen „Heil dir im Siegerkranz“. Der volle Text des Liedes findet sich auch am Sockel des Niederwalddenkmals bei



*Germania auf der Wacht am Rhein  
(Gemälde von Lorenz Clasen, 1860)*

Rüdesheim am Rhein, das laut Inschrift an die „siegreiche Erhebung des deutschen Volkes“ gegen Frankreich erinnert.



*Niederwalddenkmal bei Rüdesheim am Rhein,  
erbaut 1877 - 1883*

## Die Revolution von 1848

Kehren wir zurück zu unserem Überblick über die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71!

Auch nach der Revolution von 1848 wurden die Ziele Einheit und Freiheit nicht erreicht. Eine vom gewählten Parlament in der Frankfurter Paulskirche bereits ausgearbeitete Verfassung für einen freiheitlicheren neuen deutschen Staat in Form einer Konstitutionellen Monarchie trat nie in Kraft, denn der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. verweigerte die Annahme der ihm angebotenen Kaiserkrone. Die Reste der Revolution wurden mit militärischer Gewalt niedergeschlagen.

Viele setzten jetzt ihre Hoffnung auf die Errichtung eines deutschen Nationalstaates „von oben“ durch die Macht des aufstrebenden Königreichs Preußen, in dem 1862 Otto von Bismarck Ministerpräsident wurde. Schritte auf diesem Wege waren dann drei recht schnell aufeinander folgende Kriege.



*Otto von Bismarck (1815 - 1898)  
Preußischer Ministerpräsident 1862 - 1871  
Deutscher Reichskanzler 1871 - 1890*

## Die Kriege von 1864 und 1866

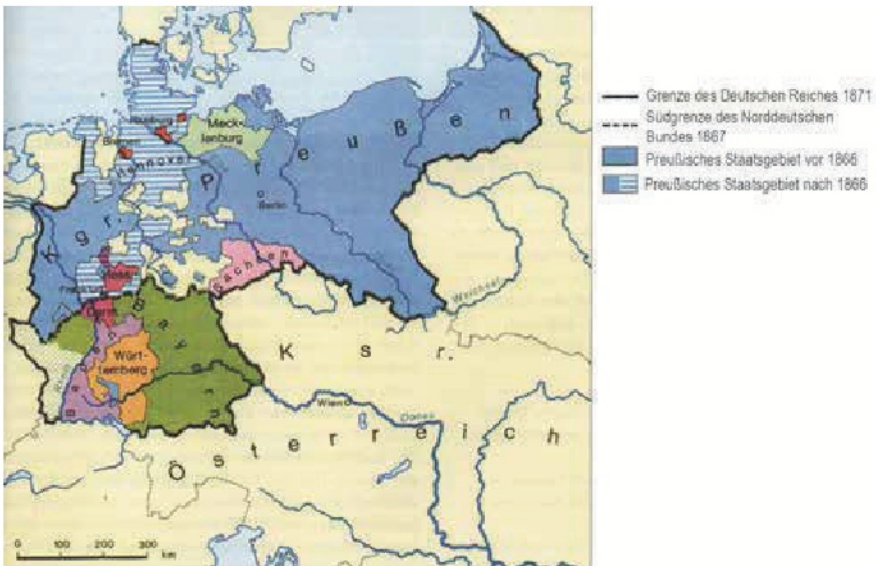
Der deutsch-dänische Krieg von 1864 entstand deshalb, weil Dänemark widerrechtlich die bisher nur in Personalunion von ihm beherrschten deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein in einen dänischen Gesamtstaat überführen wollte. Preußen und Österreich kämpften im Namen des Deutschen Bundes siegreich gegen Dänemark und zwangen es, die Herzogtümer abzutreten, die anschließend von den beiden deutschen Vormächten in einem „Kondominium“ gemeinsam verwaltet wurden. Darüber kam es jedoch zu einem Streit zwischen den beiden, so dass 1866 auch zwischen Preußen und Österreich ein Krieg entstand. Dieser wurde durch die Schlacht bei Königgrätz für Preußen entschieden. Der Elsener Chronist berichtet, auch aus Elsen seien viele Reservisten und Landwehrmänner einberufen worden. Es habe einige Verwundete gegeben, und Bernard Steins aus Gesseln sei gefallen.

Das Ergebnis des Krieges war, dass Preußen Schleswig-Holstein und die Kriegsverbündeten Österreichs, nämlich Hannover,

Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main, annektierte und so sein Staatsgebiet erheblich vergrößerte und abrundete. Österreich dagegen konzentrierte sich in Zukunft vor allem auf seine ungarischen und slawischen Gebiete. Man hat treffend formuliert: „Österreich wuchs aus Deutschland heraus, Preußen wuchs nach Deutschland herein“.

## Der Norddeutsche Bund

Der „Deutsche Bund“ wurde aufgelöst, und Preußen schloss 1867 unter seiner Führung mit den übriggebliebenen kleineren Staaten nördlich des Mains den „Norddeutschen Bund“. Im Zusammenhang mit Wahlen berichtet auch der Elsener Chronist von diesen Ereignissen. Bei ihm heißt es zu 1867: „In diesem Jahre fanden mehrfache Wahlen statt. Zum konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes, alsdann zu dem gewöhnlichen Reichstage, und da auch der Preußische Landtag aufgelöst wurde, zu diesem. Da die Wahlen zum Reichstage direkt waren, so erfolgten die beiden ersten hier am Orte selbst, während zu dem Preußischen Landtage Urwahlen statt hatten



Der Norddeutsche Bund (ab 1867) und das Deutsche Reich (ab 1871)

und Wahlmänner gewählt wurden.“ Den Ausgang der Wahlen in Elsen verrät uns der Chronist leider nicht.

Der Norddeutsche Bund schloss mit den drei süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Bayern Militärbündnisse gegen Frankreich ab.

### **Der Anlass des Krieges von 1870/71**

Im Frankreich Kaiser Napoleons III. wurde die Entstehung einer neuen Machtzusammenballung in der Mitte Europas mit Argusaugen beobachtet und als Bedrohung angesehen. Es bedurfte nur noch eines Auslösers für einen militärischen Konflikt. 1870 entlud sich dann das latente deutsch-französische Spannungsverhältnis in einer kriegerischen Auseinandersetzung.



*Frankreichs Kaiser Napoleon III. (1808 - 1873)*

Anlass dazu war der Streit um die spanische Thronkandidatur. Das spanische Parlament hatte den Königsthron einem Prinzen aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen,

einer katholischen Nebenlinie der Berliner Hohenzollern, angeboten. Sofort protestierte Frankreich dagegen aufs Schärfste, weil die französische öffentliche Meinung eine feindliche Umklammerung Frankreichs von zwei Seiten durch die beiden Nachbarländer Spanien und Deutschland mit jeweils Hohenzollern-Herrschern an der Spitze befürchtete. Daraufhin zog der Hohenzollernprinz seine Bewerbung zurück, aber das genügte den Franzosen nicht. Vielmehr verlangte der französische Botschafter Benedetti von Preußenkönig Wilhelm I., der sich zur Kur in Bad Ems aufhielt, eine feste Garantie, dass er auch in Zukunft niemals wieder eine Kandidatur eines Mitglieds des Hauses Hohenzollern genehmigen werde. Das lehnte der König als Zumutung ab, beschied den Botschafter, dass er ihm nichts weiter zu sagen habe und telegraphierte den Ablauf des Gesprächs an seinen Ministerpräsidenten Bismarck nach Berlin. Dieser veröffentlichte das Telegramm, die sogenannte „Emser Depesche“, in verkürzter und dadurch zugespitzter Form. Darauf antwortete Frankreich am 19. Juli mit der Kriegserklärung.

### **Der deutsche Sieg und die Kaiserproklamation**

Die Folge war überall in Deutschland eine Welle der nationalen Empörung gegen den Aggressor. Besonders auch in den Staaten der drei süddeutschen Bündnispartner Preußens schwanden die Vorbehalte gegen das übermächtige Preußen dahin, und man zog gemeinsam in den Krieg gegen Frankreich. Kriegsentscheidend war der Sieg des deutschen Generalstabschefs Moltke in der großen Umfangsschlacht bei Sedan. Etwa 100000 Franzosen, unter ihnen der französische Kaiser Napoleon III., ein Neffe Napoleons I., gerieten nach der Kapitulation am 2. September in deutsche Gefangenschaft. Am Ende des verlorenen Krieges musste Frankreich Elsaß-Lothringen abtreten und erhebliche Reparationen an Deutschland zahlen.



*Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 (Gemälde von Anton von Werner)*

Für die deutsche Seite dagegen war die Grundlage gelegt für das, was die Verbündeten nach dem weiteren Vorrücken der deutschen Armeen dann am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des französischen Königsschlusses Versailles vollzogen: Die Proklamation des Preußenkönigs Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser und der Zusammenschluss des Norddeutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten zum Deutschen Kaiserreich.

Beide Ereignisse, die Schlacht bei Sedan und die Kaiserproklamation, erwähnt der Elsener Chronist nicht, und doch haben sie auch in Elsen ihre Spuren hinterlassen: Die Schulchronik berichtet von alljährlichen patriotischen Schulfestern, Festgottesdiensten und Umzügen durch das Dorf am Sedantag und zu Kaisers Geburtstag (siehe Bild auf der nächsten Seite).

### **Die Elsener Siegesfeier**

Ausführlich dagegen schildert der Ortschronist die offizielle Feier aus Anlass der Heimkehr der Elsener Soldaten aus dem Kriege. Dazu heißt es: „Im Juli dieses Jahres veranstaltete die Gemeinde Elsen für die aus dem Feldzuge 1870/71 siegreich zurückgekehrten Krieger hiesiger Gemeinde ein schönes Fest. Es wurde ein feierlicher Zug, woran sich außer sämtlichen Kriegern, 65 an der Zahl, auch die Einwohner in großer Anzahl beteiligten, durchs Dorf gehalten. Unter Musik und Trommelschlag zogen die Krieger bis zur Wohnung des Wirtes Lengeiling, wo dieselben durch eine sehr passende und schöne Ansprache des Herrn Pfarrers Schwubbe bewillkommnet wurden. Hierauf fand eine gemeinschaftliche freie Bewirtung der Krieger statt, und zum Schlusse gab es Ball und Feuerwerk.“



Beispiel einer schulischen Sedanfeier

### Die vermeintlichen „Reichsfeinde“

Die Mitwirkung des Pfarrers an der patriotischen Feier zeigt ein enges Verhältnis zwischen Einwohnerschaft, politischer Gemeinde und katholischer Kirche in Elsen. Das wird auch deutlich in dem unmittelbar an den Bericht über die Heimkehrer-Festfeier folgenden Absatz in der Chronik: „Ebenso wurde in diesem Jahre die sogenannte Piusfeier in hiesiger Gemeinde glänzend begangen. Es wurde am Abend ein zahlreicher Fackelzug unter Absingen passender Lieder unter Musikbegleitung durchs Dorf gehalten. Fast sämtliche Einwohner nebst Schulkindern beteiligten sich an diesem schönen Festzug.“ Mit der „Piusfeier“ ist in diesem Falle die Feier zum 25-jährigen Amtsjubiläum von Papst Pius IX. (1846-1878) gemeint.

Der Chronist sah offensichtlich keinerlei Gegensatz zwischen dem Bekenntnis der Elsener zur deutschen Nation und ihrem Treuebekenntnis zum Papst. Aber bald wurde ein solcher Gegensatz konstruiert. Bismarck und die deutsche Nationalbewegung hatten im Deutsch-Französischen Krieg zwar die Einheit Deutschlands nach außen erreicht, waren aber nicht willens, im Inneren eine weitgefassete Pluralität der Meinungen zuzulassen. So warf man den Katholiken und ihrer politischen Vertretung, der Zentrumspartei, vor, „ultramontan“ zu sein. Das sollte heißen, die Katholiken hielten sich ihre politischen Handlungsanweisungen „von jenseits der (Alpen-)Berge“, also vom Papst aus Rom. Deshalb seien sie dem Reich gegenüber illoyal, sie seien wie die international orientierten Sozialisten „Reichsfeinde“. Daher wurden sie bald im sogenannten „Kulturkampf“ vom Staat bekämpft und diskriminiert. Nationale Identität und kulturelle Gleichartigkeit wurden von Bismarck und den Nationalliberalen vor das Recht der katholischen Minderheit auf Anderssein und Selbstbestimmung gesetzt. Zu dem „Erbeind“ von außen kamen so die vermeintlichen „Reichsfeinde“ im Inneren, und der heiß ersehnte, durch den Deutsch-Französischen Krieg endlich erreichte deutsche Nationalstaat zeigte bald schon gefährliche Risse.

### Ausblick

Die vermeintliche deutsch-französische Erbfeindschaft schien sich noch zweimal, in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts, zu bestätigen. Blutopfer und Zerstörungen bis dahin nicht vorstellbaren Ausmaßes waren auf beiden Seiten die Folge.

Auf grausame Weise wurde so deutlich, dass ein System souveräner Nationalstaaten, die ihre wechselseitigen Konflikte immer wieder auf kriegerische Weise austrugen, nicht die Zukunft Europas sein konnte. Endlich wurden die ersten Schritte von der Dauerkonfrontation Deutschlands und Frankreichs, also der „Erbeindschaft“, hin

zur Kooperation und europäischen Integration getan. Um zukünftige Kriege unmöglich zu machen, setzte man zunächst auf wirtschaftliche Verflechtung (Montanunion 1951, EWG 1957) und darauf aufbauend auf enge politische Zusammenarbeit (EG 1967 bzw. EU seit 1994). Ein Europäisches Parlament wurde bereits 1957 eingerichtet und ab 1979 von den Europäern direkt gewählt. Bistum und Stadt Paderborn können heute stolz darauf sein, zu den Pionieren der deutsch-französischen Freundschaft zu gehören, denn der im Jahre 836 anlässlich der Übertragung der Gebeine des heiligen Liborius von Le Mans nach Paderborn abgeschlossene „Liebesbund ewiger Bruderschaft“ hat alle Jahrhunderte der „Erbfeindschaft“ überdauert und lebt heute in einer lebendigen kirchlichen und weltlichen Partnerschaft weiter.

Zudem hat die Freizügigkeit zwischen den beiden Ländern seit dem Schengener Abkommen (1985; Wegfall der Grenzkontrollen 1995) zu einem wesentlich besseren Kennenlernen der beiden Völker untereinander geführt.

Wer heute ohne Grenzkontrolle die Rheinbrücke vom badischen Kehl zum elsässischen Straßburg überquert, der spürt: Hier bedarf es keiner „Wacht am Rhein“ mehr. Und wer anschließend bei einem Besuch im Straßburger Europa-Parlament französische und deutsche Abgeordnete friedlich debattieren sieht, der merkt nichts mehr von „Erbfeindschaft“, auch wenn in einem demokratischen Parlament Meinungs- und Mentalitätsunterschiede natürlich dazu gehören und wenn das Abwägen nationalstaatlicher Kompetenzen gegenüber denen übernationaler europäischer Institutionen ein ständiges Thema bleibt.

Kein junger Mensch in Elsen und in ganz Deutschland und Frankreich braucht schließlich mehr zu fürchten, in einem erneuten deutsch-französischen Krieg sein Leben lassen zu müssen.

*Günter Wißbrock*

## **Benutzte Literatur**

- Klaus-Jürgen Bremm, 70/71 – Preußens Triumph über Frankreich und die Folgen, Darmstadt 2019
- Walter Bußmann, Das Zeitalter Bismarcks (Handbuch der Deutschen Geschichte, Band 3/2), Konstanz 1956
- Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800 - 1866, München 2013
- Derselbe, Deutsche Geschichte 1866 - 1918, 2 Bände, München 2013
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 - 1900, Elsen 2. Aufl. 2009
- Michael Stürmer, Das ruhelose Reich – Deutschland 1866 - 1918, Berlin 1983

## Viermal Sankt Dionysius Kirchenfenster in Elsen und Sandebeck im Vergleich

### Ein hochherziges Geschenk

Im Jahre 1904 erhielt die Katholische Kirchengemeinde St. Dionysius in Elsen ein sehr großzügiges Geschenk: Die seit zehn Jahren verwitwete Franziska Fanny von Köppen, Gutsherrin auf Haus Ringelsbruch, stiftete der Gemeinde zwei großformatige bunte Glasfenster mit Szenen aus dem Leben des hl. Dionysius und ein kleineres drittes mit einer Darstellung der Dreieinigkeit, des sogenannten „Gnadenstuhls“. Kirchenvorstand und kirchliche Gemeindevertretung stimmten hocheifrig für die Annahme des Geschenks. Darauf beantragte Pfarrer Alpmann die Genehmigung des Erzbischöflichen Generalvikariates, die am 20. 6. 1904 durch den aus Elsen stammenden damaligen Generalvikar Schnitz erteilt wurde.

### Entwurf und Herstellung der Elsener Kirchenfenster

Die eingereichten Entwürfe der Glasgemälde stammten von dem Glasmaler Henning aus Hannover, der auch den Auftrag zur Anfertigung der Fenster erhielt. Die zunächst im Chor eingesetzten Dionysius-Fenster wurden später beim Erweiterungsbau der Kirche in den Jahren 1925/26 in beide Seiten des neuen Querschiffs umgesetzt und nach oben erweitert.

Frau von Köppen hatte schon länger Kontakt mit der Firma Glasmalerei Henning & Andres in Hannover, die ihr bereits 1896 ein bis heute weitgehend erhaltenes kostbares Glasfenster mit den Darstellungen der antiken Göttinnen der Ernte und der Jagd, Ceres und Diana, für das Treppenhaus auf Gut Ringelsbruch angefertigt hatte.

Diese Hannoveraner Firma war in der Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert relativ häufig in unserer Region tätig, so in den katholischen Kirchen von Brakel-Bellersen, Marienmünster-Vörden und den Steinhei-

mer Ortsteilen Nieheim, Bergheim, Ottenhausen und Sandebeck.

### Warum ein Vergleich mit den Sande-becker Kirchenfenstern?

Die Sandebecker Chorfenster rufen geradezu nach einem Vergleich mit den Elsener Querschiff-Fenstern: Sie sind nicht nur wenige Jahre vorher durch die gleiche Firma, vielleicht sogar durch den gleichen Glasmaler, entworfen und hergestellt worden, sondern sie stellen die gleichen beiden Begebenheiten aus dem Leben des



*Katholische Kirche in Sandebeck*

hl. Dionysius dar, denn auch die Kirche in Sandebeck hat das Dionysius-Patrozinium. Ausgewählt haben die Glaskünstler die beiden Szenen, die Anfang und Ende der christlichen Phase im irdischen Leben des hl. Dionysius markieren: Seine Bekehrung und Taufe als Erwachsener einerseits und sein Martyrium als Bischof andererseits. So lassen sich vergleichend leicht Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten, um damit einen Beitrag zu einem vertieften Verständnis der Fenster zu leisten.

### **Die Quelle für die Bekehrung des hl. Dionysius in der Apostelgeschichte**

Das Fenster an der rechten Querschiffseite in der Elsener Kirche hat die Inschrift „Der heilige Paulus bekehrt Dionysius“.

Die Darstellung der Bekehrung des hl. Dionysius beruht auf dem biblischen Bericht in der Apostelgeschichte 17, 16 – 34, genauer gesagt auf einem einzigen Satz. Nach der Schilderung des Redens und Wirkens des Apostels Paulus in Athen während seiner zweiten Missionsreise etwa um das Jahr 50 n. Chr. heißt es nämlich: „Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig, unter ihnen auch Dionysius, der Areopagit, außerdem eine Frau namens Damaris und noch andere mit ihnen.“

„Areopag“ heißt ein dem griechischen Kriegsgott Ares geweihter Felsenhügel nordwestlich der Akropolis von Athen, auf dem ursprünglich der älteste Rat von Athen tagte. Nicht ganz klar ist, ob Paulus auf dem Hügel des Areopags seine Rede hielt oder ob er nur vor der gleichnamigen Behörde sprach, die inzwischen an der Agora tagte, dem Marktplatz und zugleich religiösen und politischen Zentrum des damaligen Athens. Jedenfalls erinnert heute auf dem Areopag-Hügel eine Bronzetafel mit einer Zusammenfassung der Rede an dieses Ereignis. Mitglied des Rats konnte nur werden, wer zuvor einer der Archonten, der höchsten Beamten von Athen, gewesen war. In der Zeit des Apostels Paulus hatte der Areopag zwar seine politischen Funktionen schon verloren, war aber nach wie vor die höchste

Gerichtsbehörde, der die Blutgerichtsbarkeit zustand.

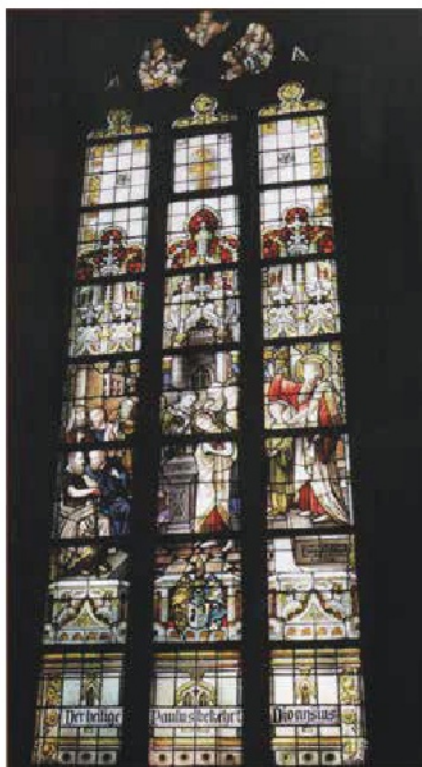
Dionysius war also als „Areopagit“ ein ehemaliger hoher Beamter und als jemand, dem eine Mitbestimmung bei Urteilen über Leben und Tod seiner Mitbürger zustand, sicher eine angesehene Persönlichkeit. Wenn er sich der in Athen noch ganz unbekanntes und fremden orientalischen Religion des Christentums anschloss, konnte er an irdischem Ansehen eigentlich nur verlieren.

### **Die Darstellung der Bekehrung und Taufe des hl. Dionysius in Elsen und Sandebeck**

Wie stellen nun das Elsener und das Sandebecker Glasbild die Bekehrung des hl. Dionysius dar? Weil „Bekehrung“ ein innerseelischer Vorgang ist, der sich einer bildhaften Umsetzung entzieht, greifen beide auf die Taufe des Dionysius zurück, die in der Bibel zwar nicht ausdrücklich erwähnt ist, aber sich als Konsequenz des Glaubenswechsels ergibt. Im Unterschied zu Sandebeck ist das Elsener Fenster nicht nur zwei-, sondern dreibahnig, woraus sich die Möglichkeit einer detaillierteren Ausgestaltung der Szene ergibt. In beiden Fällen ist die Darstellung eingerahmt von ornamentaler Phantasiearchitektur und bekrönt von Architekturbaldachinen mit Maßwerk, Fialen und Kreuzblumen aus dem neugotischen Formenkanon.

### **Der hl. Paulus als die entscheidende Person der Szene**

In Elsen wie in Sande wird - wenn auch seitenverkehrt - der hl. Paulus als die wichtigste Person herausgestellt. Dazu benutzen die Glaskünstler verschiedene Mittel: Paulus steht jeweils gegenüber den übrigen Anwesenden deutlich erhöht auf einem Podest, einer Art Rednertribüne. Er ist erheblich größer als alle anderen Personen. Hier greifen die Künstler eine bereits im Mittelalter übliche Darstellungsweise auf, die sogenannte „Bedeutungsperspektive“. Für die mittelalterlichen Künstler entschied über die Größe, in der ein Mensch dargestellt wurde,



*Der heilige Paulus bekehrt Dionysius  
Kirchenfenster in Elsen (Foto: Konrad Mürhoff)*

die Wichtigkeit, die ihm im Geschehen oder allgemein zukam.

Ein weiteres Element, um die besondere Bedeutung des Apostels zu betonen, ist das kräftige Rot seines Gewandes. In Elsen wie in Sandebeck wird dieses Rot an der Figur des Dionysius wieder aufgegriffen, in Elsen am unteren Ende seines Gewandes, in Sandebeck in der Färbung seines Heiligenscheins. So werden beide Personen aufeinander bezogen. Ansonsten erkennt man Paulus auch an dem bei seiner Darstellung traditionellen langen Bart.

In beiden Fenstern hat Paulus jeweils einen Arm ausgreifend seinen Zuhörern entgegen-gestreckt. In Sandebeck wirkt der linke Arm mit dem roten Ärmel geradezu wie ein schützendes Dach über den kleineren Zuhörern.



*Der heilige Paulus bekehrt Dionysius  
Kirchenfenster in Sandebeck*

In Elsen ist eher an eine Art Segensgestus mit dem rechten Arm oder an eine gestische Bekräftigung des Gesagten zu denken. Auch die auffallend aufrechte Haltung, das leuchtend helle Gesicht, das mit klarem Blick das ganze Geschehen überschaut, und vor allem der durch einen dunklen Rahmen deutlich hervorgehobene gelbe Heiligenschein signalisieren, dass der Apostel die entscheidende Person der ganzen Szene ist.

### **Die Taufe des hl. Dionysius**

Genau in der Mitte des mittleren der drei Elsener Bildfelder steht, tiefer als Paulus, Dionysius. Vorherrschende Gewandfarbe ist bei ihm das Weiß als Verweis auf die Taufe. Er hält den Kopf gesenkt und ist mit einem demütig verinnerlichten Gesichtsausdruck ins

Gebet vertieft. Gleichsam vorwegnehmend hat er schon einen Heiligennimbus. Obwohl er doch eigentlich als Mitglied des Areopags eher älter sein müsste, wirkt er hier noch recht jung. Links neben ihm hält ein Priester, der durch eine mit Kreuzen besetzte Stola erkennbar ist, seine rechte Hand segnend über Dionysius, während er ihm mit der anderen Hand das Taufwasser, das er dem kostbar ornamentierten Taufstein entnimmt, über den Kopf gießt. Dadurch, dass das Taufwasser den Heiligenschein durchdringt, wird der innere Zusammenhang zwischen Taufe und Heiligung sinnfällig deutlich.

Alle Blicke der vier weiteren Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, die dem Taufgeschehen beiwohnen, sind auf Dionysius gerichtet und lenken so das Auge des Betrachters unmerklich ebenso auf das eigentlich zentrale Ereignis. Dieses wird auch noch auf andere Weise hervorgehoben: Die Taufe vollzieht sich offensichtlich in einem durch Kreuz, Inschrift und Taufbecken deutlich als Kirchenraum gekennzeichneten Gebäude. Die Widmungsinschrift „D \* O \* M\*“ bedeutet *Deo optimo maximo* (= dem besten und größten Gott). Sie lässt sich sowohl auf das kirchliche Gebäude als auch auf den Taufakt beziehen.

Während also die Taufe in den Mittelpunkt des ganzen Elsener Glasgemäldes gestellt ist, ist sie auf dem Sandebecker Fenster, wohl bedingt durch dessen Zweibahnigkeit, etwas unglücklich auf eine gegenüber Paulus tiefere Ebene gerückt. Links von der Taufszene führt ein älterer Mann zwei Kinder in Richtung des Täuflings. Geht es um bloße Anwesenheit bei der Taufe oder werden dem Priester bereits weitere potentielle Täuflinge zugeführt?

### **Die Athener Philosophen und der Taufakt**

Anders als in Sandebeck ergab sich durch die Dreibahnigkeit des Elsener Fensters für den Glaskünstler die Möglichkeit, neben Bekehrung und Taufe ein drittes in der Bibel angedeutetes zeitgleiches Geschehen darzustellen: Das Verhalten der Athener Philosophen zu dem für sie fremden Akt.

Auf dem linken Bildfeld sind drei sitzende und

zwei stehende ältere Männer zu erkennen. Einer von ihnen schläft mit gesenktem Kopf und verschränkten Armen, während die anderen in Zweiergruppen diskutieren. Alle fünf Männer sind also nicht auf das Geschehen in der Mitte, die Bekehrung und Taufe des Dionysius, orientiert. Während dort Stille, Andacht und Konzentration zu herrschen scheinen, sind die vier Männer in Gespräche verwickelt, wobei ihre bärtigen Köpfe mit den zerfurchten Stirnen eher ernst und besorgt erscheinen. Man fragt sich unwillkürlich, ob die fehlende Ausrichtung der Blicke und Gesten auf die Mitte ein kompositorischer Mangel des Glaskünstlers ist.

Schaut man genauer hin, macht man plötzlich eine überraschende kleine Entdeckung: Vier der Männer tragen an den Kragen ihrer Gewänder ihren Namen: Vorn sitzen Aristoteles und Sokrates, hinten stehen Epikur und Plato. Es handelt sich also um vier bedeutende griechische Philosophen, große Gestalten der europäischen Geistesgeschichte zwar, aber zweifellos Heiden. Sollten sie alle der Taufe des Dionysius beigewohnt haben?

Das ist nicht möglich, wie ihre Lebensdaten belegen: Sokrates (469-399 v. Chr.), Plato (427-347 v. Chr.), Aristoteles (384 - 322 v. Chr.) und Epikur (342 - 270 v. Chr.) waren weder untereinander alle Zeitgenossen noch lebten sie zur Zeit des hl. Paulus. Sollte unser Künstler neben einem kompositorischen auch noch einen chronologischen Fehler begangen haben? Was haben überhaupt namentlich benannte heidnische Philosophen auf einem Fensterbild in einer christlichen Kirche zu suchen?

Weiter kommt man, wenn man den Bericht der Apostelgeschichte über die Areopag-Rede des hl. Paulus noch einmal durchliest: Tatsächlich ist hier von der Anwesenheit epikureischer und stoischer Philosophen die Rede, die mit Paulus diskutieren (Apostelgeschichte 17, 18) und deren Reaktion auf die von ihm verkündete Botschaft zwischen skeptischem Befremden, überheblichem Spott und unverhohlener Neugier schwankt.

Der Künstler kann also nicht die physische Anwesenheit der großen Philosophen gemeint haben, wohl aber, dass ihre Ideen nach wie

vor in Athen lebendig waren und dass diese Ideen, die vorwiegend auf eine innerweltliche Glückseligkeit des Menschen abzielten, auch dazu beitrugen, dass die große Mehrheit der Athener - anders als Dionysius - sich der christlichen Botschaft von der Auferstehung noch nicht öffnete. So ließe sich auch erklären, dass ihre Aufmerksamkeit auf dem Bild nicht Paulus und dem Bekehrungsgeschehen gilt, sondern dass sie eher verstört das für sie Fremdartige der neuen Glaubensrichtung zu diskutieren scheinen.

Anders als auf dem Sandebecker Fensterbild wird die Bekehrung des hl. Dionysius also von dem Künstler des Elsener Glasgemäldes nicht als ein singulärer Akt verstanden, sondern er

stellt sie hinein in einen Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung: Das Evangelium gelangt nach Europa und gerät in die Auseinandersetzung mit dem alteuropäischen, besonders dem griechischen religiösen und philosophischen Erbe.

### Das Martyrium des hl. Dionysius

Auch das zweite Elsener Dionysius-Fenster an der linken Querschiffseite hat eine Inschrift. Sie lautet: „Der heilige Dionysius stirbt den Märtyrertod.“

Zunächst einmal muss geklärt werden, von welchem Dionysius hier überhaupt die Rede ist. Denn bereits im frühen Mittelalter wurde der Athener Paulus-Schüler Dionysios



Der heilige Dionysius stirbt den Märtyrertod  
Kirchenfenster in Elsen (Foto: Konrad Mürhoff)



Der heilige Dionysius stirbt den Märtyrertod  
Kirchenfenster in Sandebeck

Areopagites gleichgesetzt mit einem zweiten Dionysius, dem ersten Bischof von Paris, der um 250 n. Chr. das Martyrium erlitt.

Dargestellt ist aber weder in Elsen noch in Sandebeck das eigentliche Martyrium durch die grausame Enthauptung. Ebenso wenig greifen beide Fenster die bekannte Legende auf, nach der Dionysius sein abgeschlagenes Haupt bis zu seiner Begräbnisstelle in Saint-Denis bei Paris getragen habe. Als Skulptur findet sich diese Legende zweimal in der Elsener Kirche, einmal am Tympanon des Dionysius-Portals und ein zweites Mal an einem Pfeiler.

Beide Fenster in Elsen und in Sandebeck thematisieren vielmehr, wenn auch seitenverkehrt, die gleiche Situation unmittelbar vor der öffentlichen Hinrichtung. Dadurch ersparen sie dem Betrachter zwar einiges an Drastik, lassen aber keinen Zweifel darüber offen, was in allernächster Zukunft geschehen wird.

### **Der Henker**

Beherrschende Figur ist jetzt der Henker, ausgestattet mit einem martialischen Henersbeil, das er fest umfasst und senkrecht auf den Hinrichtungsklotz stützt. Die Schneide ist auf Dionysius gerichtet. Ein Bein stellt der Henker auffällig nach vorn, so als wollte er gleich zur Tat schreiten. Bedrohlich wirkt er vor allem durch die Farben seiner Kleidung: Während beim heiligen Paulus auf dem anderen Fensterbild das Gewand in lichthem Rot leuchtet, changieren die Farben von Umhang, Mütze und Strümpfen des Henkers von dunklem Rot ins Violette und Schwarze. Anders als in Sandebeck steht der Henker in Elsen wie der hl. Paulus auf einem zweistufigen Podest, wodurch noch deutlicher veranschaulicht wird, wer in dieser Szene der Mächtige und über Leben und Tod Bestimmende ist.

Auf dem Elsener Bild rankt, anders als in Sandebeck, unter den Füßen des Henkers auch noch eine Distel, eine Pflanze, deren Bedeutung in der Bibel in der Formel „Dornen und Disteln“ ganz negativ besetzt ist. Öde und Unfruchtbarkeit des Landes verbinden

sich mit der Distel und damit letztlich Untergang und Tod, wodurch sie zum Sinnbild für den Henker und sein Tun wird.

### **Der hl. Dionysius in Erwartung seiner Hinrichtung**

In Sandebeck in der linken Hälfte des Kirchenfensters, in Elsen in der Mitte der drei Bahnen des Fensters wird Dionysius jeweils durch begleitende Schergen vor den Henker geführt. In Elsen halten die beiden Schergen Bündel von Stricken in der Hand. Sind es die Fesseln von Dionysius, die man vor dem Henker gelöst hat, oder ist Dionysius mit diesen Stricken gezeißelt worden?

Angetan noch mit seinen bischöflichen Gewändern, die mit einer großen, kostbar verzierten Schließe vor der Brust zusammengehalten werden, reißt ihm auf beiden Fensterbildern jeweils ein Scherge die Mitra vom Kopf. Damit wird symbolisch angedeutet, dass er auf gewaltsame Weise sein Amt verliert, und vorausgedeutet, dass er bald auch wegen seines Einsatzes für das Christentum seinen Kopf verlieren wird.

### **Die Zuschauer der Hinrichtung**

In beiden Glasgemälden ist der Hinrichtungsplatz von sensationslüsternen Menschen umstanden. Im Vordergrund der rechten Bahn des Elsener Bildes fallen darüber hinaus zwei sorgfältig gekleidete Männer besonders auf, die sozusagen „von Amts wegen“ an dem Vorgang teilnehmen: Einer entrollt eine Schriftrolle. Offensichtlich handelt es sich um den Richter und sein Urteil, das die Voraussetzung für die Hinrichtung bildet. Der andere hält ein Schlüsselbund in der Hand, wohl die Schlüssel des Gefängnisses, in dem Dionysius eingesperrt gewesen ist.

Auch Gebäude im Hintergrund zeigen die Öffentlichkeit der Hinrichtung an. Während aber in Sandebeck repräsentative von Bäumen umstandene Bauten an einen Marktplatz denken lassen, sind an gleicher Stelle in Elsen nur Mauerfragmente zu sehen. Sie symbolisieren wie die Distel das Zerstörerische des Vorgangs.

---

## Fazit

Die vier Dionysius-Fenster in Elsen und Sandebeck zeigen vom Motiv und von der Gestaltung her starke Ähnlichkeiten. Der bedeutendste Unterschied liegt in der Dreibahnigkeit der Elsener Fenster.

Das hat aber nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Konsequenzen: Dionysius kann auf diese Weise jeweils in das mittlere der drei Bildfelder der Glasgemälde positioniert werden. So wird deutlich, dass es zentral um seine Person geht, auch wenn er nicht durch Handeln oder Reden hervortritt wie Paulus und der Henker, sondern durch seine Haltung bei dem, was mit ihm geschieht, zu überzeugen weiß.

Dem Elsener Künstler geht es nicht einfach um faktische „Richtigkeit“ des Dargestellten, sondern um eine tiefere Wahrheit und um eine Einbettung der Szenen in größere Zusammenhänge, und er nutzt dafür den ihm zur Verfügung stehenden größeren Raum.

Die Taufe des Dionysius in einer Art kirchlichem Gebäude, das es ja in Athen noch

gar nicht gab, und die Anwesenheit längst verstorbener griechischer Philosophen symbolisieren auf diese Weise die ersten Anfänge christlichen Lebens in Europa und die Auseinandersetzung des Christentums mit den dort bestehenden Weltanschauungen.

Die Elsener Glasgemälde wollen also nicht realistisches Abbild zentraler Begebenheiten aus dem Leben des Pfarrpatrons, sondern als ein Art visuelle Predigt tiefergehendes Sinnbild sein, das den Betrachter von der Vorbildhaftigkeit des hl. Dionysius überzeugen will und den Heiligen gleichzeitig in einen religionsgeschichtlichen Kontext einreihet.

Selbst ein auf Nahsichtigkeit angelegter Detailrealismus (Schriftrolle, Schlüssel, Distel) dient dieser gegenüber den Sandebecker Fenstern stärkeren symbolischen, zeichenhaften Aufladung.

Insgesamt wirken die Elsener Dionysius-Fenster also wie eine detailreichere und zugleich vertiefende Weiterentwicklung ihrer Sandebecker Vorgänger.

*Günter Wißbrock*

## Wer gehört wohin?

Ein Streit um die Pfarrgrenze zwischen Elsen und Neuhaus (1929 – 1931)

### Grenzen

Wenn man an den Begriff „Grenze“ denkt, hat man wahrscheinlich zuerst die Linie vor Augen, die das Gebiet eines Staates umgibt und vom Gebiet der an ihn angrenzenden Staaten trennt. Solche Grenzen sind meist durch entsprechende Zeichen markiert und häufig auch durch Befestigungen und militärische Präsenz gesichert. Sie umschließen den Bereich, in dem der Staat seine Staatsgewalt unbeschränkt ausüben kann.

Ganz anders verhält es sich bei den Pfarrgrenzen, also den Grenzen zweier oder mehrerer Kirchengemeinden. Hier gibt es keine äußerlich sichtbare Markierung, aber dennoch ist der Grenzverlauf heute urkundlich verbindlich festgelegt. Pfarrgrenzen regeln vor allem, wo für die einzelnen Gläubigen kirchliche Handlungen, wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, stattfinden. Auch bei der Verteilung der Kirchensteuermittel an die einzelnen Pfarreien spielt es eine Rolle, zu welcher Gemeinde die Kirchensteuerzahler gehören.

Nicht immer allerdings waren im Laufe der Geschichte Pfarrgrenzen so exakt und zweifelsfrei festgelegt, dass es nicht auch zu Meinungsverschiedenheiten hätte kommen können. Schon im 19. Jahrhundert gab es eine Auseinandersetzung zwischen den katholischen Pfarrgemeinden Elsen und Wewer über die Grenzziehung im Bereich der heutigen Bundesstraße 1.

Weil letztlich das Bischöfliche Generalvikariat solche Kontroversen entscheiden musste, finden sich die Eingaben der Kontrahenten dazu in den „Acta specialia betreffend die Pfarrei Elsen“ im heutigen Erzbischöflichen Archiv.

Eine weitere solche Streitsache, diesmal zwischen den katholischen Kirchengemeinden Elsen und Neuhaus, soll hier näher dargestellt werden.

### Der Anlass

Es begann damit, dass der damalige Elsener Pfarrer Franz Bals am 14. September 1929 das Generalvikariat über einen Beschluss des Elsener Kirchenvorstands vom Vortage in Kenntnis setzte, der die Festsetzung der Pfarrgrenze zwischen Elsen und Neuhaus betraf. Als konkreten Anlass für die Befassung des Kirchenvorstands mit dieser Thematik benannte Pfarrer Bals einen strittigen Vorfall.



*Franz Bals; 1917 - 1935 Pfarrer in Elsen; 1932 Ehrenbürger der Gemeinde*

Die Gemeinde Neuhaus habe „in der Nähe der Chaussee“, also der heutigen Bundesstraße 64, eine „Baracke“ als eine Art Notunterkunft errichtet, in der zur Zeit sieben Familien mit etwa 50 Personen lebten. Die kinderreichen Familien stammten alle aus Neuhaus, und die Kinder müssten dort auch die Schule besuchen. Als vor einiger Zeit die Familie Bendig aus dieser Baracke ein

Kind in Neuhaus habe zur Taufe anmelden wollen, sei ihr vom Neuhäuser Pfarrer Dr. Wurm erklärt worden, dass die Baracke zur Pfarrei Elsen gehöre, und die Taufe sei verweigert worden. Er, also Pfarrer Bals, habe daher das Kind in Elsen getauft, um Ärgeris zu vermeiden, und dem aufgeregten Vater erklärt, dass die bischöfliche Behörde die Zugehörigkeit untersuchen solle. Wörtlich schreibt Pfarrer Bals dann: „Die Auffassung des Pfarrers von Neuhaus ist rechtlich nicht haltbar, aus seelsorgerischen Gründen aber absolut zu verwerfen. Die Leute werden weder mit Kirche noch Schule mit Elsen Verbindung suchen und seelsorgerisch von Elsen nicht zu erreichen sein. Ich halte mich nicht für berechtigt, seelsorgliche Handlungen hier vorzunehmen und lehne solche in Zukunft ab.“

### Das Elsener Votum

In dem beigefügten Protokoll der Kirchenvorstandssitzung vom 11. September 1929 heißt es, die politischen Gemeinden Elsen, Sande und Neuhaus hätten erst 1896 bestimmte Gemeindegrenzen festgesetzt, die kirchlichen Grenzen seien dagegen auch derzeit wie früher durch die Zugehörigkeit der einzelnen Familien bestimmt. Da dieses Prinzip im Beispiel der Neuhäuser Baracke zu Schwierigkeiten geführt habe und es bei Neubauten auch später Probleme geben könne, beantrage der Kirchenvorstand die Festsetzung geographischer Grenzen zwischen den Kirchengemeinden. Er schlage vor, dass die politischen Grenzen auch als kirchliche Grenzen zwischen den Pfarreien Elsen und Neuhaus gelten sollten, jedoch sollten „die von alters her zur Pfarrei Elsen gehörigen Wohnungen 163 (Frische), 164 (Peitz) und 165 (Ellenbürger), die innerhalb der jetzigen Gemeinde Neuhaus, aber an dem Grenzwege liegen, auch ferner der Pfarrei Elsen verbleiben.“

Gemeint waren drei Häuser an der Ostseite der heutigen Straße „Rellerbusch“.

Der Elsener Kirchenvorstand plädierte also im Prinzip für eine klare flächenmäßige, an den politischen Grenzen orientierte Abgren-

zung, allerdings mit einer Ausnahme, die auf dem alten Gewohnheitsrecht und der persönlichen Bindung der Gemeindemitglieder beruhte.

### Die Neuhäuser Position

Das Generalvikariat bat daraufhin den Kirchenvorstand in Neuhaus um eine Stellungnahme zu dem Elsener Vorschlag.

Diese erfolgte am 13. November 1929. Der Neuhäuser Kirchenvorstand unter dem Vorsitz von Pfarrer Dr. Wurm hatte einstimmig den folgenden Beschluss gefasst: „Wir sind damit einverstanden, dass die Grenzen zwischen den politischen Gemeinden Neuhaus und Elsen auch die Grenzen der beiden Pfarreien bilden, unter der Bedingung, dass beide Grenzen sich vollständig decken, also auch die Häuser 163, 164, 165 zu Neuhaus gehören.“ Zur Begründung hieß es: „Die Kinder aus diesen Häusern besuchen die Schule in Neuhaus, kommen auch dort auf Wunsch der Eltern zur ersten hl. Kommunion, die Bewohner gehen auch gewöhnlich nach Neuhaus zur Kirche und zu den heiligen Sakramenten.“



Dr. Hermann-Joseph Wurm; 1911 - 1941 Pfarrer in Neuhaus; Domkapitular (Ölgemälde von Josef Hunstiger)

### **Persönliche Erklärungen der Betroffenen**

Der Elsener Kirchenvorstand nahm das in seiner Sitzung am 13. Dezember 1929 zur Kenntnis, blieb aber bei seinem ursprünglichen Votum, da die betreffenden Familien den dringenden Wunsch ausgesprochen hätten, bei Elsen zu verbleiben. Dem Schreiben an das Generalvikariat beigefügt waren als Beleg persönliche schriftliche Erklärungen der drei Familien Peitz, Ellenbürger und Frische.

Alle drei erklärten, dass sie bei der Pfarrei Elsen verbleiben möchten, zu der sie seit alters her gehört hätten, und dass sie dort

auch die Gottesdienste besuchten und die Sakramente empfangen.

(In diesem Punkte widersprachen sie also der Neuhäuser Darstellung!) Außerdem seien auch ihre Verstorbenen auf dem Elsener Friedhof begraben.

### **Eine Karte als Entscheidungshilfe**

Da die Kontrahenten in Elsen und Neuhaus also bei ihren unvereinbaren Standpunkten blieben, forderte das Generalvikariat am 14. Dezember 1929 das katholische Pfarramt in Elsen auf, als Entscheidungshilfe eine Karte zu übersenden, aus der die politische



*Eingereichte Originalkarte von 1929 mit den eingezeichneten Häusern, der „Baracke“ und der Grenze*

Grenze sowie die Lage der drei Häuser und der neuen Baracke ersichtlich sein solle.

Am 18. Dezember 1929 kam Pfarrer Bals dieser Aufforderung nach und schrieb zur Erläuterung der Karte dazu: „Die 3 genannten Häuser sind rot eingezeichnet und liegen da, wo die Grenze einen Bogen macht, in gleicher Linie mit einem Hause aus Elsen. Man kann es verstehen, dass die Leute bei Elsen verbleiben wollen, da sie mit den Elser Wohnungen zusammenliegen. Augenblicklich sind sie über Neuhaus wegen des Barackenbaus, was als Schikane aufgefasst wird, empört, wie auch die Leute über den Pfarrer aus Neuhaus schimpfen, da außer dem Pfarrer doch niemand denken könnte, dass die Baracke kirchlich nicht nach Neuhaus gehören sollte.“

### Schwierige Grenzverhältnisse

Wegen der Kompliziertheit der Grenzverhältnisse bedürfen die Karte und die Ausführungen von Pfarrer Bals dazu einiger Erläuterungen: Die politische Grenze zwischen den Gemeinden Elsen und Neuhaus verlief etwas anders als sie in der damaligen Karte mit Rot eingezeichnet ist: Zunächst an der Münsterstraße entlang und dann an der Straße „Rellerbusch“, so dass das erste Haus an der Ostseite dieser Straße (Haus Ellenbürger) damit zu Neuhaus gehörte. Dann führte eine Ausbuchtung der Grenze nach Osten dazu, dass das zweite Haus am „Rellerbusch“ (Haus Menne) zu Elsen gehörte. Darauf kam die Grenze zurück zum „Rellerbusch“, so dass die beiden letzten Häuser an dieser Straße (Häuser Peitz/Rellermeier und Frische) wiederum auf Neuhäuser Gebiet lagen. So wird klar, was Pfarrer Bals meint, wenn er schreibt, die drei Häuser hätten „in gleicher Linie mit einem Haus aus Elsen“ gelegen.

Unter der „Baracke“ muss man sich ein großes längliches und ein kleineres, aus Steinen gebautes und mit Teerpappe gedecktes Gebäude vorstellen. Diese Bauten, im Neuhäuser Volksmund spöttisch „Westfalahalle“ genannt, existierten bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und



*Kreuz zwischen Römerstraße und Autobahnbrücke. Hier mündete früher der Nesthauser Weg in die Münsterstraße.*

wurden dann durch das heutige städtische Wohnhaus an gleicher Stelle und in gleicher Funktion als Notunterkunft ersetzt. Dieses Haus steht heute an der Römerstraße kurz vor der Autobahnunterführung. Damals aber gab es hier noch keine „Römerstraße“, denn die Fortführung dieser Straße auf Neuhäuser Gebiet hatte zwischen 1938 und 1976 einen eigenen Namen: Nesthauser Weg. Dieser Weg mündete bei einem noch heute vorhandenen Kreuz in die Münsterstraße. So hatte der Hof Peitz (Rellermeier) trotz seiner Nähe zum Rellerbusch die Adresse „Nesthauser Weg 10“. Der Name „Nesthauser Weg“ ist heute weggefallen, weil wegen des Autobahnausbaus die Einmündung in die Münsterstraße etwas nach Osten verlegt worden ist. So heißt die Straße

---

heute auf ganzer Länge auf Elsener wie auf Neuhäuser Gebiet „Römerstraße“. Die Adresse des Hofes Peitz aber lautet nun „Römerstraße 81“.

### **Vorläufige Entscheidungen des Generalvikariats**

Am 20. Dezember 1929 richtete das Generalvikariat jeweils Schreiben an die beiden Pfarrämter. Dem Neuhäuser Pfarrer wurde als provisorische Regelung vor einer endgültigen Festlegung der Pfarrgrenze mit Zustimmung der Regierung die volle Seelsorge über die Bewohner der sogenannten „Baracke“ einschließlich der Vornahme von Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen übertragen. Zugleich wurde er aufgefordert, überzeugende Beweise für seine Meinung zu erbringen, dass die fragliche Baracke zur Pfarrei Elsen gehöre, wogegen doch ihre Lage in der politischen Gemeinde Neuhaus spreche.

Dem Pfarramt Elsen wurde als Entscheidung über die drei Häuser am Rellerbusch die folgende Mitteilung übersandt: „Wir werden die Regierung zu bestimmen suchen, dass die politische Grenze überall auch als kirchliche Grenze erklärt wird. Der Wunsch der drei Eigentümer, bei Elsen zu bleiben, ist sachlich nicht begründet, weil sie politisch zu Neuhaus gehören, die Kinder nach Neuhaus zur Schule gehen und auch der Kirchweg nach Neuhaus kürzer ist als der nach Elsen.“ Das Generalvikariat traf also – nicht ungewöhnlich für eine Verwaltungsinanz! – eine Entscheidung nach nüchternen Fakten ohne Rücksicht auf althergebrachtes Wohnheitsrecht und auf das subjektive Zugehörigkeitsgefühl der drei betroffenen Familien.

### **Ein Appell an den Regierungspräsidenten**

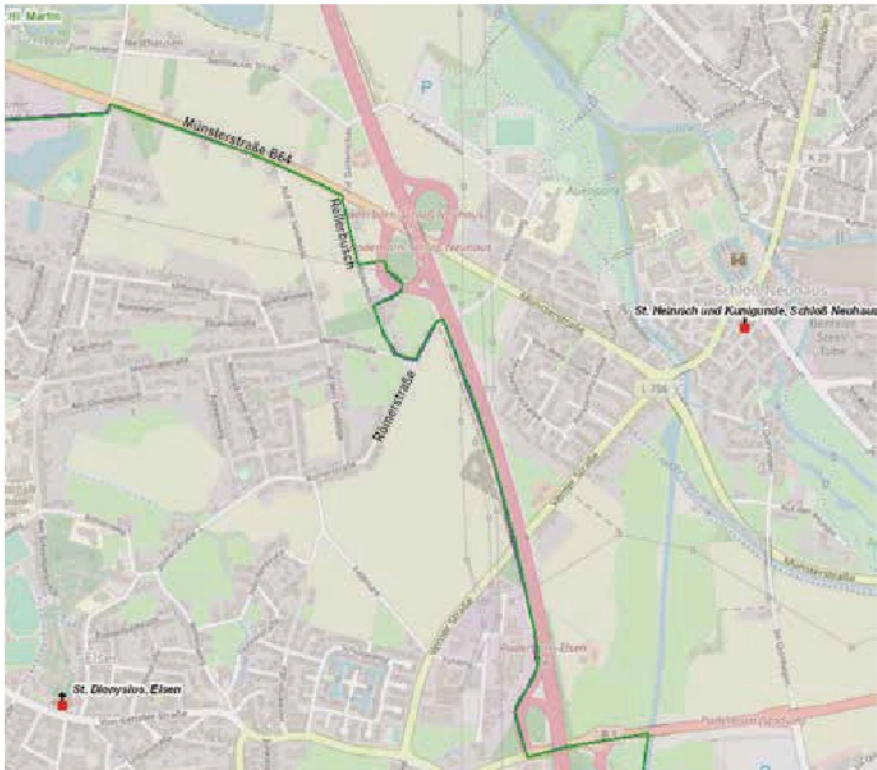
Diese aber waren keineswegs bereit, den vorläufigen Entscheid des Generalvikariats einfach hinzunehmen, sondern wandten sich am 19. Januar 1930 mit einem Gesuch an die zuständige weltliche Instanz, den

Regierungspräsidenten in Minden. Darin stellten sie dar, dass sie eine Überweisung an die Pfarrei Neuhaus gemeinsam mit den Notwohnungen („Baracke“) als „sehr schmerzlich und bedenklich“ empfänden. Als Argument, bei Elsen bleiben zu wollen, führten sie an, dass ihre Vorfahren über hundert Jahre zur Kirchengemeinde Elsen gehört hätten. Schul- und Kirchenbesuche sowie Begräbnisse hätten in Elsen stattgefunden. Außerdem hätten sie den Elsener Kirchenerweiterungsbau von 1925/26 finanziell fortwährend unterstützt. Die Kirche in Neuhaus sei dagegen bedeutend zu klein, um ihre Pfarrangehörigen aufzunehmen. Eine Antwort des Regierungspräsidenten auf dieses Schreiben ist in den Akten leider nicht vorhanden.

### **Keine Lösung der Kontroverse**

Das Generalvikariat aber blieb bei seiner Auffassung. Ein halbes Jahr nach seiner vorläufigen Entscheidung vom 20. Dezember 1929 erging am 5. Juli 1930 erneut ein Schreiben an Pfarrer Bals nach Elsen. Die provisorische Grenzregulierung zwischen Elsen und Neuhaus lasse sich auf die Dauer nicht halten, es müsse zu einer definitiven kommen. Den Wunsch der drei Eigentümer, bei Elsen zu bleiben, der „aus kirchlich konservativem Geiste geboren“ sei, könne man zwar verstehen, aber er führe im Laufe der Zeit zu Schwierigkeiten, die nicht im Interesse der Seelsorge seien, zumal die Kinder dieser Häuser die Schule in Neuhaus besuchten und dort auch zur ersten hl. Kommunion gingen. Deshalb sollten die drei Häuser in Zukunft zur Pfarrei Neuhaus gehören. Pfarrer Bals solle seinen Einfluss geltend machen, dass es zu einer solchen Regulierung kommen könne.

Pfarrer Bals aber dachte offensichtlich nicht daran, sich in der Angelegenheit werbend in eine Richtung zu bewegen, die seiner eigenen Meinung widersprach, so dass er nach drei Monaten, am 3. Oktober 1930, vom Generalvikariat ermahnt wurde, dass seine Antwort noch ausstehe.



Heutige Grenze der Pfarreien Elsen und Schloß Neuhaus im Bereich Münsterstraße / Rellerbusch / Römerstraße

Erst am 19. Januar 1931 teilte er dann dem Generalvikariat mit, dass er die Frage der Grenzregulierung dem Elsener Kirchenvorstand noch einmal vorgelegt habe. Das Ergebnis der Aussprache fasste er in einem einzigen lapidaren Satz zusammen: „Da die betreffenden Familien von Neuhaus sich am religiösen Leben und Gottesdienste in Elsen rege beteiligen und von einer Abpfarrung von Elsen durchaus nichts wissen wollen, muss der Kirchenvorstand bei seinem früher angenommenen Standpunkt bleiben.“ Damit war man in der Kontroverse nach erheblich über einem Jahr argumentativer Auseinandersetzung einer Problemlösung noch keinen Schritt näher gekommen.

### Die Entscheidung

Wann das Generalvikariat letztlich den Streit entschieden hat, hat sich nicht herausfinden lassen, wohl aber, wie die endgültige Lösung ausgefallen ist: Der Vorschlag des Kirchenvorstands Neuhaus hat sich gegenüber dem Elsener Standpunkt durchgesetzt. Denn die heutige Pfarrgrenze entspricht dem Verlauf der (ehemaligen) politischen Grenze zwischen den beiden Gemeinden einschließlich der merkwürdigen Ausbuchtung am „Rellerbusch“. So existiert bis heute die Kuriosität, dass von den vier in gerader Linie nebeneinander liegenden Häusern am „Rellerbusch“ drei zum Gebiet der Pfarrgemeinde Schloß Neuhaus gehören und eins in der Mitte zu Elsen.

Günter Wißbrock

## Neue Forschungen über das Schützenwesen in Westfalen

Im kommenden Jahr begeht die St. Hubertus-Schützenbruderschaft Elsen 1921 e. V. ihr hundertjähriges Vereinsjubiläum. In einer umfangreichen Chronik hat sie bereits jetzt ihre lange Geschichte, eingebettet in die Ortsgeschichte, Revue passieren lassen. Da trifft es sich gut, dass im Herbst dieses Jahres ein neues Buch mit dem Titel „Das Schützenwesen in Westfalen als Immaterielles Kulturerbe“ erschienen ist.

### Was heißt „Immaterielles Kulturerbe“?

Der Titel bedarf der Erläuterung: Im Unterschied zum materiellen Kulturerbe, etwa Domen, Schlössern, Kunstgegenständen, versteht man unter dem immateriellen Kulturerbe zum Beispiel Sitten, Gebräuche, mündlich überlieferte Traditionen und damit verbundene Werte, die Gemeinschaften wie die Schützenvereine als ihr Kulturerbe ansehen und es von Generation zu Generation weitergeben.

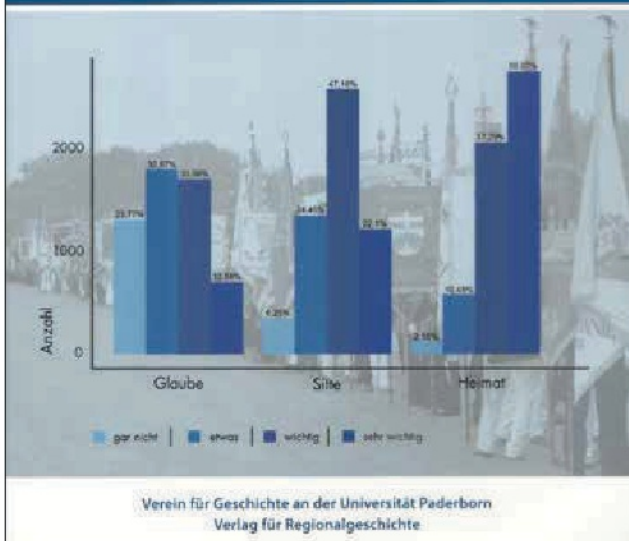
Dabei sind Tradition und Wandel kein Gegensatz, denn gerade die Schützenvereine haben im Laufe ihrer Geschichte immer wieder auf die jeweiligen Herausforderungen des Wandels in den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen neue Antworten finden müssen und auch gefunden.

Die UNESCO, die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, hat sich

die Pflege des immateriellen Kulturerbes in einem Übereinkommen auf ihre Fahnen geschrieben, dem die Bundesrepublik Deutschland 2013 beigetreten ist. 2015 wurde dann das Schützenwesen in das bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes eingeschrieben. Damit war es sozusagen offiziell als Träger schützenswerter Brauchtums anerkannt.

Jonas Leineweber, Peter Karl Becker,  
Dagmar Troska und Philipp Rustemeier

### Das Schützenwesen in Westfalen als Immaterielles Kulturerbe



So ist es auch kein Zufall, dass die Inhaberin des Lehrstuhls für Materielles und Immaterielles Kulturerbe an der Universität Paderborn, Frau Professor Dr. Eva-Maria Seng, das Vorwort zu dem vorliegenden Buch geschrieben hat.

### **Der Aufbau des Buches**

Weil es um den Erhalt des Kulturerbes Schützenwesens geht, hat das Buch eine Vergangenheits-, eine Gegenwarts- und eine Zukunftsdimension.

Zuerst werden Entstehung, Entfaltung und Entwicklung des westfälischen Schützenwesens vom Spätmittelalter bis ins 21. Jahrhundert dargestellt.

Dann wird auf der Grundlage einer umfang- und aspektreichen Umfrage bei mehr als 5000 Personen, die eine Fülle an statistischem Material hervorbrachte, versucht, ein Bild der gegenwärtigen Lage des westfälischen Schützenwesens zu gewinnen. Dabei werden nicht nur die positiven Potentiale der heutigen Schützenvereine in Westfalen thematisiert, sondern vor allem auch die Risikofaktoren, die die Zukunftsfähigkeit der Vereine beeinträchtigen.

Aber das Buch gibt sich nicht mit der reinen Darstellung des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes der Schützenvereine zufrieden, sondern es möchte den Vereinen auch konkrete Hilfestellungen und Lösungsmöglichkeiten für Probleme und Risiken des erfolgreichen Weiterwirkens angesichts der heutigen gesellschaftlichen Prozesse der Globalisierung, Kommerzialisierung und Individualisierung bereitstellen. Die Studie ist also handlungsorientiert und stellt sich damit in den Dienst des zentralen UNESCO-Vorhabens, nämlich den zukünftigen Erhalt des immateriellen Kulturerbes zu fördern.

### **Die Geschichte des westfälischen Schützenwesens**

Die ersten Schützengesellschaften entstanden am Ende des 13. Jahrhunderts in Flandern. Von dort strahlte das Schützenwesen im späten 14. Jahrhundert auch nach Westfalen aus, gefördert besonders durch

den Aufschwung der Städte im Spätmittelalter. Schützengilden und -bruderschaften leisteten nicht nur Wachdienste und trugen zur Stadtverteidigung bei, sondern waren auch ein wichtiger sozialer Faktor in der Stadt. Sie schlossen sich, bekräftigt durch einen Eid, zusammen, feierten gemeinsam das Gildemahl und waren oft auch durch den Vollzug gemeinsamer religiöser Praktiken verbunden. Zum Beispiel verehrten sie einen Heiligen, nach dem sie benannt waren. Schon in dieser frühen Zeit feierten die meisten westfälischen Vereine in periodischen Abständen ein Schützenfest, bei dem durch Vogelschießen ein Schützenkönig ermittelt wurde.

Das 15. und 16. Jahrhundert waren in ganz Westfalen eine ausgesprochene Blütezeit des Schützenwesens, während das 17. Jahrhundert mit dem 30-jährigen Krieg (1618 -1648) einen tiefgreifenden Wandel in Funktion und Bedeutung der Schützengesellschaften brachte.

Mehr und mehr wurden die Schützen von den Landesherren als ihrer Obrigkeit zur militärischen Verteidigung und zur Vollstreckung polizeilicher Maßnahmen eingesetzt und verloren so ihre Selbstbestimmung.

Nach dem Kriege aber begann eine neue Blütezeit mit oft mehrtägigen Schützenfesten und ausgelassenen Gelagen. Im 18. Jahrhundert dagegen setzte ein Bedeutungsverlust des Schützenwesens ein, der erst im 19. Jahrhundert gestoppt wurde.

Nach dem Ende der napoleonischen Fremdherrschaft mit dem Wiener Kongress im Jahre 1815 kam es zu einer neuen Welle an Vereinsgründungen, vor allem in Kreisen des aufstrebenden Bürgertums. In diesen modernen Schützengesellschaften spielten Verteidigungs-, Schutz- und Ordnungsmaßnahmen keine Rolle mehr, weil sie nun ganz der Staat übernahm. Ziele der Schützenvereine, die jetzt von demokratisch gewählten Vorständen geleitet wurden, waren vielmehr vor allem die Geselligkeit und der gesellschaftliche Zusammenhalt aller Bürger. Das Schützenfest wurde vielerorts zum bedeutendsten Volksfest des Jahres.

Im späten 19. Jahrhundert nahm der Gedanke der nationalen Einheit des deutschen Volkes einen immer größeren Stellenwert bei den Schützen ein. Das führte zu einer patriotischen Grundstimmung und nach der Reichsgründung von 1871 häufig zu einer Verherrlichung des Deutschen Kaiserreiches.

Nach der Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg und den Sturz der Monarchie kam es in der Zeit der Weimarer Republik (1919-1933) zu einer erneuten Gründungswelle und Hochblüte der Schützenvereine. In diesen Zusammenhang gehört auch die Entstehung des Vorgängers der heutigen Elsener Schützenbruderschaft, des Bürgerschützenvereins Elsen, im Jahre 1921. Im Paderborner Bereich waren die Vereine meist eng an die katholische Kirche gebunden. Sie bezeichneten sich als „Bruderschaften“.

Anderenorts gab es zwei weitere Typen von Schützenvereinen: Die vorwiegend an Geselligkeit und Brauchtumpflege orientierten Traditionsschützen und die Sportschützen, bei denen die Schießausbildung im Mittelpunkt stand.

Jetzt entstand auch neben dem bereits 1861 gegründeten „Westfälischen Schützenbund“ im Jahre 1928 die „Erzbruderschaft zum Heiligen Sebastian“ als Dachorganisation der betont christlich-katholisch ausgerichteten Bruderschaften mit dem bis heute gültigen Verbandsmotto „Für Glaube, Sitte, Heimat“. In der Zeit des „Dritten Reiches“ von 1933 bis 1945 waren auch die Schützenvereine und ihre verschiedenen Dachorganisationen wie alle anderen unabhängigen Vereine von der schrittweisen Gleichschaltungspolitik der Nationalsozialisten betroffen. Schon 1933 wurden die Schützenverbände unter dem Dach des neuen „Deutschen Schießsportverbandes“ zusammengefasst. Den Schießsportvereinen wurde als Ziel die Wehrhaftmachung ihrer Mitglieder gesetzt und sie wurden gegenüber den reinen Traditionsvereinen begünstigt, die unter wachsendem Anpassungsdruck gerieten. 1935/36 entstand ein neuer

zentraler „Deutscher Schützenbund“. Die „Erzbruderschaft zum Heiligen Sebastian“ dagegen wurde im März 1936 durch die Gestapo - wie es offiziell hieß - „aufgrund ihres oppositionellen Verhaltens im Interesse der Vereinheitlichung des deutschen Schützenwesens“ aufgelöst. 1938 wurde der „Deutsche Schützenbund“ in die SA eingegliedert und der obersten SA-Führung unterstellt.

Im Zweiten Weltkrieg kamen die Aktivitäten der Schützen weitgehend zum Erliegen. Nach der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches wurden 1945 alle Schützenvereine und ihre Dachorganisationen von den Alliierten aufgelöst und verboten. Die katholisch ausgerichteten Bruderschaften wurden aber dank ihrer kirchlichen Zugehörigkeit bereits im Mai 1947 wieder zugelassen. Das Vogelschießen war jedoch zunächst nur mit der Armbrust oder dem Bogen erlaubt. Die ehemalige Erzbruderschaft konnte erst 1951 wiedererstehen. Seit 1967 führt sie den Namen „Bund Historischer Deutscher Schützenbruderschaften“ (BHDS). 2017 öffnete sich der BHDS auch für Nichtchristen, ohne aber die besondere Bindung an die katholische Kirche aufzugeben. Ihm gehört auch die Elsener Bruderschaft an. Daneben wurde der sich vor allem dem Schießsport widmende „Westfälische Schützenbund“ 1951 neu gegründet.

Auch in den Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart haben die Schützenvereine immer wieder auf neue Herausforderungen und den gesellschaftlichen Wandel reagiert. Militärische Anklänge treten bei Festen zurück, Aspekte wie Heimat, Religion, Sitte und Eintracht werden betont. Vielfältige Veranstaltungen für unterschiedliche Zielgruppen ergänzen heute das Schützenfest.

Im hiesigen Bereich führte die Gebietsreform von 1975 mit ihren Eingemeindungen in die Großstadt Paderborn zu einem Aufschwung der Schützenvereine in den Ortsteilen, weil in ihnen die lokale Eigenständigkeit der als engere Heimat empfundenen ehemals selbstständigen Orte gepflegt wird und so

ein Gefühl von Identität in einer überschaubaren Gemeinschaft entsteht.

In vielen heutigen Vereinen sind gezielte Nachwuchsförderung in Jungschützenabteilungen und die gleichberechtigte Aufnahme von Frauen als Mitglieder Maßnahmen, die in die Zukunft weisen.

### **Risiken und Stärken des heutigen Schützenwesens**

Nach der Darstellung der Geschichte des westfälischen Schützenwesens widmet sich ein zweiter Teil des Buches unter der Überschrift „Forschungsprojekt Tradition im Wandel“ einer auf Umfragen basierten Identifizierung von Risiken und Schwächen der heutigen Vereine, um ihnen eine Hilfestellung an die Hand zu geben, solchen Gefahren für ihr zukünftiges Weiterarbeiten frühzeitig entgegenwirken zu können.

Die folgenden Risiken wurden in den Antworten auf die Umfrage von den Mitgliedern und Nichtmitgliedern von Schützenvereinen am häufigsten benannt:

Im personellen Bereich wurde beklagt, dass es nicht immer einfach sei, Vorstandsposten mit motivierten, qualifizierten und ehrenamtlich engagierten Personen zu besetzen. In einigen Vereinen kam es auch zu einem Mitgliederschwund durch Überalterung.

Ökonomische Risiken ergeben sich unter anderem durch steigende Investitionen für Veranstaltungen aufgrund immer neuer behördlicher Auflagen.

Die Werte „Glaube, Sitte, Heimat“ haben nicht bei allen Vereinsmitgliedern auch im persönlichen Bereich die gleiche Relevanz. In der Bewertung durch die Mitglieder stehen Heimat und Sitte vor dem religiösen Bezug. Das mag man als Christ bedauern, es widerspiegelt aber nur eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklung.

Von Nichtmitgliedern werden das soziale Engagement und die sportliche Komponente der Vereine wesentlich geringer angesehen als von Mitgliedern. Hier bedarf es offensichtlich einer verstärkten Öffentlichkeitsarbeit.

Befragte Nichtmitglieder sehen die in vielen Vereinen noch praktizierte Zugangsbeschränkung für Frauen meist als beitragsunattraktiv an.

Aber auch positive Potentiale von Schützenvereinen wurden durch die Umfrage ermittelt. Als solche wurden vor allem Werte wie Heimat, Tradition, Gemeinschaft und Spaß benannt. Ebenso positiv bewertet wurden Begriffe wie Feiern, Feste, Freizeitgestaltung und Erhalt von Sitten und Gebräuchen. Gerade der Gemeinschaftsaspekt wurde von allen Beteiligten am höchsten bewertet. In diesem Ergebnis liegt ein bedeutsames Zukunftspotential der Vereine, denn gerade in einer immer komplexer und heterogener werdenden Umwelt wächst offensichtlich auch die Sehnsucht nach überschaubaren Lebens- und Wirkungsfeldern. Hier können die Vereine integrierend und identitätsstiftend wirken.

### **Zukunftskonzept und Hilfestellungen**

Im dritten Teil des Buches versuchen die Verfasser aufgrund der festgestellten Schwächen und Stärken der Vereine ein Zukunftskonzept zu entwickeln, das den Vereinen helfen soll, sich zeitgemäß auszurichten, ohne ihre Grundsätze aufzugeben. Dazu haben sie einen Leitfaden in der Form eines Zehn-Punkte-Plans als anleitende Checkliste konzipiert, der stetig erweitert und aktualisiert werden kann und den Vereinsakteuren unter [go.upb.de/schuetzenwesens](http://go.upb.de/schuetzenwesens) als Download zur Verfügung steht. Außerdem bieten sie Vereinsworkshops und ein fortzuschreibendes Register guter Praxisbeispiele an. Zusätzlich finden seit 2018 jährlich im November Schützenkonferenzen zu bestimmten Themenbereichen in Warstein statt.

### **Fazit**

Natürlich konnte in diesem Aufsatz der detaillierte Inhalt des besprochenen Buches nur sehr verkürzt wiedergegeben werden. Es ist sicherlich für alle Schützenvereine ein Denkanstoß zur Selbstreflexion über die eigene Zukunftsfähigkeit.

---

In Elsen können wir stolz darauf sein, dass wir mit der St. Hubertus-Schützenbruderschaft Elsen 1921 e.V. einen Verein haben, dem es in seiner 100-jährigen Geschichte gelungen ist, das Pendel zwischen Tradition und Wandel im Gleichgewicht zu halten. Zeitgemäße Neuerungen, die in manchen anderen Vereinen noch fehlen, sind in Elsen längst vollzogen worden: Frauen sind seit 2011 völlig gleichberechtigte Mitglieder bis hin zum Königsschuss. Eine erfolgreiche Jungschützenabteilung mit einem jugendgemäßen Programm sorgt seit 1966 für Mitgliedernachwuchs. Der Verein hat sich auch auf die vielfältigen Interessen und Talente seiner Mitglieder eingestellt, denn neben den drei Kompanien und den Jungschützen gibt es das - inzwischen selbstständige - Bundes-schützenmusikkorps, die Hubertusjäger als weitere Kapelle, die Fahنشwenker, die Seniorengruppe und die „Bürgerhaus Elsen“ e. V.

Last but not least sei der – ebenfalls inzwischen selbstständige – Schießsportverein erwähnt, mit seinen großartigen nationalen und internationalen Erfolgen bis hin zur Weltmeisterschaft in mehreren Disziplinen durch Dirk Leuwen im Jahre 2002.

Zusammen mit dem Sportverein TuRa Elsen und dem Heimat- und Verkehrsverein ist es dem Schützenverein gelungen, dass der Ortsteil Elsen nicht gesichtslos in der Großstadt Paderborn untergegangen ist, sondern sich ein höchst lebendiges Eigenbewusstsein bewahrt hat.

Zur Zeit allerdings stellt sich die Frage, wie angesichts der Corona-Pandemie das Vereinsleben weitergeführt werden kann. Man kann nur hoffen, dass nicht ausgerechnet im Jubiläumsjahr 2021 zum zweiten Mal hintereinander das Schützenfest ausfallen muss.

*Günter Wißbrock*

## Auf der Durchreise in der Postkutsche

### Fürstin Pauline zur Lippe (1769 – 1820) im Paderborner Land

**A**uf den ersten Blick mag es erstaunen, eine Regentin des Fürstentums Lippe in Verbindung zum Paderborner Land gebracht zu sehen. Aber die bedeutende Fürstin schrieb akribisch genau und detailliert Tagebuch über ihre Reisen und diese führten immer dann, wenn die Reiseziele im Westen oder Süden lagen, durch das Paderborner Land.

#### **Persönlicher Werdegang der Fürstin**

Pauline war eine geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Sie erblickte 1769 in Ballenstedt am Ostharz das Licht der Welt. Ihre Mutter starb kurz nach Paulines Geburt. Der Vater ließ die begabte Tochter – für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich! – in den gleichen Fächern wie seinen Sohn und späteren Nachfolger gründlich unterrichten. Pauline lernte Altgriechisch, Latein, Französisch und Italienisch, wurde aber auch in Religion, Staatstheorie, Rechtswesen und im Reiten und Schießen ausgebildet. Mit 13 Jahren übernahm sie die französische



*Fürstin Pauline zur Lippe (1801)*



*Reisen im Zeitalter der Postkutsche*

Korrespondenz ihres Vaters. Auch einen Briefwechsel mit ihrer Tante, der russischen Zarin Katharina II. (geboren als Sophie von Anhalt-Zerbst), führte sie in französischer Sprache, die damals bei Hofe allgemein üblich war. In ihrer privaten Lektüre interessierte sie sich für Geschichte, Geographie und die Philosophie der Aufklärung. Als eine Art Sekretärin und Beraterin ihres fürstlichen Vaters gewann sie früh Einblick in die Regierungsgeschäfte eines Kleinstaates.

1796 heiratete sie Fürst Leopold I. zur Lippe. Bei ihm brach nach einigen Jahren eine Geisteskrankheit erneut aus und er starb bereits 1802 im Alter von erst 34 Jahren. Während seiner Krankheit hatte ihn Pauline schon oft vertreten müssen. Jetzt aber begann für sie eine 18-jährige vormundschaftliche Regierung des Fürstentums Lippe bis 1820 anstelle ihres unmündigen Sohnes, des späteren Leopold II.

### Ihre Politik

Innenpolitisch war Paulines Regenschaft vor allem durch ihr bis heute vorbildliches soziales Engagement geprägt. Durch ihre Initiative entstand in Detmold eine der ersten Kinderbewahranstalten in Deutschland, die als Vorstufe der heutigen Kindergärten gilt. Außerdem schuf Pauline ganz im Sinne des damaligen Zeitalters der Aufklärung eine Erwerbsschule, ein Krankenhaus, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Strafwerkhaus und eine Anstalt für Geisteskranke.

Außenpolitisch galt ihr letztlich erfolgreiches Bemühen besonders der Sicherung der Selbstständigkeit Lippes in den Wirren der napoleonischen Zeit. Diesem Ziel dienten auch mehrere ihrer Reisen. Vor 1806 hatten nämlich Preußen und Hessen bereits ihre Fühler nach Lippe ausgestreckt. Nach Preußens Niederlage drohte dann eine Einverleibung des Fürstentums in das neu gebildete „Königreich Westphalen“ unter Napoleons jüngstem Bruder Jérôme.

### Ihre Reisen

Im Januar 1807 fuhr sie nach Frankfurt, Aschaffenburg und Mainz. Dort verhandelte sie unter anderem mit Joséphine de Beauharnais, der Gemahlin Napoleons, die ihr sehr gewogen war, und mit dem Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg über einen Beitritt Lippes zum Rheinbund. Das war ein im Juli 1806 auf Initiative Napoleons gegründetes Militärbündnis west- und süddeutscher Staaten mit Frankreich, die mit der Gründung aus dem Verband des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation austraten.



*Kaiserin Joséphine (1808)*

Als die Fürstin davon erfuhr, dass zur endgültigen Absicherung der Selbstständigkeit Lippes ein direkter Kontakt zu Napoleon notwendig sein würde, entschloss sie sich im Oktober 1807 zu einer Reise nach Paris und Fontainebleau. Dort erreichte sie nach langem Warten am 14. November in einer halbstündigen Audienz bei Napoleon eine endgültige Zustimmung zur weiteren Selbstständigkeit Lippes, das allerdings nun Soldaten für die napoleonischen Kriege stellen musste. Die Eigenständigkeit Lippes



Kaiser Napoleon (1812)



Jérôme, König von Westphalen

dauerte bis zur Aufnahme in das neugebildete Land Nordrhein-Westfalen im Jahre 1947 an.

Im Mai 1808 folgte eine weitere Reise Paulines nach Kassel, wo sie mit Napoleons Bruder Jérôme, dem dort residierenden König von Westphalen, unter anderem über eine Neuordnung der Postverhältnisse verhandelte.

Erheblich später kam es 1816 und 1817 in friedlicheren Zeiten zu zwei Erholungs- und Bildungsreisen in die Niederlande und nach Südwestdeutschland.

Bei allen diesen Reisen durchquerte sie das Paderborner Land und schilderte in ihren Tagebüchern ausführlich ihre Eindrücke. Weil die Tagebücher ursprünglich nicht zur Veröffentlichung gedacht waren, sondern nur der eigenen Erinnerung dienen sollten, ist ihre Darstellung sehr authentisch und ihre Urteile sind ganz unverblümt. So zeichnet uns die Fürstin ein sehr lebendiges und

anschauliches Bild des Zustandes der Verkehrswege und der Unterkünfte in unserer Heimat im Zeitalter der Postkutsche und sie lässt uns teilhaben an ihren Beobachtungen über Menschen, Orte und Landschaften.

### Über den Teutoburger Wald nach Paderborn

Schon der Weg von Paulines Residenz in Detmold in das Paderborner Land bedeutete eine kleine Mutprobe, denn immer war mit der Kutsche der Teutoburger Wald oder die Senne zu überwinden.

Es gab zwei mögliche Anfahrtswege: Erstens konnte man das Gebirge auf dem Alten Postweg zwischen Berlebeck und Schlangen überqueren. Noch heute erinnert in Detmold ein Straßename an diese Streckenführung und auf Wanderkarten ist der beim Kreuzkrug in die Fürstenallee mündende Weg ebenfalls verzeichnet. Dazu heißt es bei der Rückreise aus Frankfurt im

Januar 1807: „Wir fuhren nicht ganz ohne Sorgen den steilen Berg herab.“ Auch 1808 betont Pauline bewusst, dass sie auf der Reise nach Kassel unfallfrei von Detmold nach Paderborn gekommen sei.

Ganz anders klingt es dagegen in dem Bericht über die Rückreise aus den Niederlanden im Mai 1816: Es regnete auf der letzten Strecke ununterbrochen. So verwundert es nicht, dass Pauline schreibt: „Bis Schlangen war der Weg über Marienloh und Lippspringe schlecht, grundlos und wasserreich.“ Stolz fährt sie aber dann fort: „Wir arbeiteten uns eben noch aus einem Schlagloch, als der schwarze Adler auf einem Grenzpfahl die letzte preußische Erdscholle bezeichnete und zu meiner Genugtuung mein Land zu erreichen nun ebenso viel war, als auf gute, feste, neue Chaussee kommen.“

Pauline hatte nämlich in den Jahren 1806 – 1810 unweit östlich des Alten Postweges eine neue Verbindungsstraße nach Paderborn über die Gauseköte bauen lassen und dazu den Erbauern erlaubt, Steine der nahegelegenen Ruine der Falkenburg zum Ausbau der Straße zu benutzen. So

konnte sie nun von einer „Chaussee“, also von einer gepflasterten Straße, statt eines „Weges“ sprechen. Nach umfangreichen Erneuerungsmaßnahmen ist diese noch heute gern benutzte Straße erst vor wenigen Monaten wieder für den öffentlichen Verkehr freigegeben worden.

### **Durch die Senne ins Paderborner Land**

Als zweite Möglichkeit eines Zugangs zum Paderborner Land bot sich von Detmold aus der Weg über Hiddesen, vorbei am fürstlichen Jagdschloss Lopshorn und an Augustdorf, durch die Senne an. Dieser Weg wurde meist benutzt, wenn die Fahrt weiter nach Lippstadt gehen sollte. Erste Station zum Wechseln der Pferde war dabei Hövelhof-Espeln („Espelnschling“). Paulines Bild der damals noch recht menschenleeren Senne war sehr negativ. So spricht sie zu Beginn ihrer Frankfurt-Reise im Januar 1807 von der „trüben Senne“, „wo man wenig Kultur erblickt und schwerlich zu wohnen begehrt.“ Auf der Rückreise wiederum bezeichnet sie die Senne als „die böse, die sich immer mehr verbreitende Sandwüste.“



*Alte Durchgangsstraße in der Senne*

Damit greift sie ein gängiges Bild auf, denn auf alten Landkarten wird diese Landschaft tatsächlich als „Sennewüste“ („Sinedi desertum“) bezeichnet.

Einer Besserung ihres Urteils über die Senne diene sicherlich auch nicht ein unfreiwilliges Abenteuer, das sie bei der Rückkehr aus Paris am 11. Dezember 1807 erlebte. Weil in Espeln keine Pferde zu bekommen waren, musste sie den Umweg über Rietberg und Neuenkirchen nehmen.

Dort um 1 Uhr nachmittags angekommen, fand sie einen betrunkenen und zänkischen Postillion vor. Außerdem versuchte der Postmeister und Gastwirt sie zwei Stunden hinzuhalten, weil er auf eine Übernachtung der Fürstin spekulierte. Erst als Pauline sehr energisch wurde, rückte er schließlich seine Pferde heraus. Inzwischen war es 3 Uhr geworden. Ironisch schreibt Pauline dann weiter: „Wir machten bald die angenehme Entdeckung, dass unsere Postillions den Weg nicht kannten. Da nun die Senne der Ort ist, wo man so leicht sich verirren kann, so bemühten wir uns, sobald wir ein

Dorf sahen, um Boten und kamen langweilig leiernd, doch ohne Unfall bis Augustdorf. Fröhlich begrüßten wir unser Land und rechneten, nach 9 Uhr zu Haus, endlich zu Haus zu sein, aber der Postknecht verfehlte den Weg in der Nähe Lops horns, fuhr uns in einen nahen Hau, wo der Weg abscheulich war. Wir blieben stecken, liefen Gefahr, noch hier umzuwerfen und den Wagen unheilbar zu zerbrechen und hatten dank diesem Missgeschick bis zum letzten Moment so sehr uns verrechnet, dass es 1 Uhr war, als ich an meiner Wohnung ausstieg.“

## Paderborn in Zeiten des Umbruchs

Wenn man nun danach fragt, wie es Pauline zu Beginn oder gegen Ende ihrer Reisen bei ihren jeweiligen Aufenthalten in Paderborn selbst erging, dann muss man sich zunächst klarmachen, dass die Stadt in den Jahren des Umbruchs zwischen 1802 und 1815 viermal als Folge der großen Politik im Zeitalter Napoleons den Besitzer wechselte. Nach dem Ende des Fürstbistums im Jahre 1802 stand Paderborn bis zum Oktober 1806 unter preußischer Herrschaft. Nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon in der Schlacht bei Jena und Auerstedt wurde Paderborn darauf von der französischen Nordarmee besetzt. Diese französische Okkupation dauerte bis Ende 1807. Dann wurde Paderborn in das neugebildete „Königreich Westphalen“ eingegliedert. Das Ende dieses Staates kam nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig im Herbst 1813. Ende Oktober 1813 verließen die letzten französischen Soldaten Paderborn und am 8. November marschierten wieder die Preußen ein. Paderborn blieb bis 1945



*Lippe als selbstständige „Insel“ inmitten des Königreichs Westphalen*

eine preußische Stadt.

Fürstin Pauline kam also 1807 in das französisch besetzte und 1808 in das königlich westphälische Paderborn, während sie 1816 und 1817 in Paderborn auf preußischem Boden weilte. Gespeist und übernachtet hat sie in allen diesen Jahren immer im Gasthof Daltrop am Kettenplatz 16 (ab 1909 Marienplatz). Dieses Hotel, dessen wohlhabender Besitzer Joseph Daltrop zugleich Paderborner Postmeister war und die Poststrecke Paderborn – Neuenkirchen betrieb, galt als erstes Haus am Platz. Fürstin Pauline lobt Speisen, Unterkunft und Service sehr, wurde aber 1808 in ihrer Nachtruhe zuerst durch die Musik einer nahen Hochzeitsfeier, dann durch eine sehr spät ankommende Postkutsche und schließlich durch sehr frühzeitige große Wäsche im Hause gestört.

### **Empfänge Paulines in Paderborn**

Nicht immer ganz leicht zu verkraften waren für Pauline die militärischen Ehrenbezeugungen, die ihr in Paderborn zuteil wurden. Sie ließen sich nicht vermeiden, denn sie reiste ja nicht als Privatperson nach Paderborn, sondern als regierende Fürstin, also als Oberhaupt eines benachbarten Staates.

Bei der Rückreise aus Frankfurt 1807 ritten ihr schon etwa eine halbe Stunde vor Paderborn im Auftrage des französischen Kommandanten der Stadt Gendarmen entgegen, die sie bis zum Gasthaus geleiten sollten. Den Empfang in der Stadt schildert Pauline so: „Am Tor und auf dem Markt riefen sie die Bürgerwache heraus, trommelten, und, was ich durchaus nicht erwarten konnte, man rief mir Vivat. Vor dem Daltropschen Hause waren zwei Bürgerwachen, und der Bürgermeister schickte mir eine Musik. Kaum war ich 10 Minuten ausgestiegen, so besuchte mich der Kommandant mit dem Landrat von Elverfeldt auf eine halbe Stunde.“

Der ehemalige preußische Landrat arbeitete also offensichtlich mit dem Kommandanten der französischen Besatzungstruppen zusammen. Dass er sich mit den neuen Machtverhältnissen arrangiert hatte, war seiner weiteren Karriere durchaus förderlich.

Denn als Fürstin Pauline im folgenden Jahre 1808 bei ihrer Reise nach Kassel in Paderborn wieder mit Trommeln, Pfeifen und einer Ehrenwache die Honneurs gemacht wurden, wurde sie von dem gleichen Maximilian von Elverfeldt empfangen. Nur war er nun nicht mehr preußischer Landrat, sondern königlich westphälischer Unterpräfekt. Paulines erster Eindruck von ihm war seine „geschmackvolle Souspräfekt-Uniform, dunkelblauer Rock, blausamter Kragen und Aufschläge mit Goldstickerei, weiße Unterkleider.“ Weiter beschreibt sie sein Verhalten so: „Er klagte über viele Geschäfte und wenig Gehalt, über gänzlichen Mangel an Zeit, verplauderte aber doch 5/4 Stunden.“ Übrigens wurde von Elverfeldt nach dem Abzug der Franzosen wieder preußischer Landrat.

Nach seiner Visite nahm sich Pauline Zeit für die Besichtigung von Paderborns größtem Naturwunder, den Paderquellen. Dazu schreibt sie: „Wir besahen den merkwürdigen Ursprung der Pader, die eine so große Menge an Quellen, unter denselben auch eine warme, hat, 24 Mühlräder treibt und bei diesem rauschenden Beginnen und glänzenden Entstehen nur eine Stunde lebt und dann in die Lippe sich stürzt und so schon in Neuhaus stirbt.“

### **Ehre kann auch anstrengend sein**

Dass Ehrenbezeugungen auch manchmal sehr lästig sein können, wenn man erschöpft und krank an einem Orte ankommt, zeigt sich bei Paulines Rückfahrt von ihrer Reise in die Niederlande im Mai 1816. Offensichtlich herrschten im westlichen Westfalen und dann auch wieder im Raum Lippstadt unerträgliche Straßenverhältnisse, die die Fürstin mit aller Drastik beschreibt: „Schade um die Gegend, sie würde dem Auge gefallen, müsste man nicht durch die grundlosen Strecken, die Menge Schlaglöcher, die Wasserplätze, die man hier unter dem Namen öffentliche Landstraße auftreten zu lassen sich nicht entblödet, was immer auch zusammengewürfelte, zerstoßene, missmutige Reisende dagegen einwenden mögen.“ So ging es weiter bis Paderborn.

Als Fazit schreibt die völlig zerschlagene Fürstin: „Wer etwa eine zu große Neigung zum Reisen hat, des eigenen Herdes nicht zur Genüge wartet, den brauchte man 8 Tage lang nur von Unna nach Paderborn und von Paderborn nach Unna ohne Unterbrechung zu senden. Ich verbürge seine Radikalkur und dass er künftig gern zu Hause bleibt.“ Als sie endlich abends um 11 Uhr in Paderborn ankam, fühlte sie sich ganz am Ende ihrer Kraft, freute sich aber, dass ein Bote mit Briefen und ihren Pferden aus Detmold auf sie wartete. Jedoch musste sie auch zu dieser späten Stunde noch die üblichen militärischen Ehrenbezeugungen und den Besuch des Majors Graf Bülow von Dennewitz, des Befehlshabers des nun in Paderborn stationierten preußischen Bataillons, über sich ergehen lassen. Sie schreibt dazu: „Man hatte mir eine Ehrenwache von 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 32 Mann zugeteilt, und als ich mir das sogleich verbat, blieben doch 2 Schildwachen vor der Haustür! Ich aß noch im Schwindel und kam Mitternacht endlich zur Ruhe.“

### **Von Paderborn nach Warburg**

Bei ihren Reisen nach Frankfurt 1807, Kassel 1808 und nach Südwestdeutschland 1817 benutzte Fürstin Pauline im Paderborner Land immer die gleiche Straße von Paderborn nach Warburg. Diese folgte in etwa der Trasse der heutigen Bundesstraße 68, nur dass sie damals noch am ehemaligen Kloster Hardehausen vorbeiführte. Der Zustand der Straße war offensichtlich nicht gut, man erhielt beim Befahren „Stöße und Püffe von allen erdenklichen Gattungen“, denn nur eine kürzere Strecke hinter Paderborn war chausseeartig ausgebaut. 1817 zeigte sich Pauline daher erfreut darüber, dass nun unter König Jérôme die ganze Strecke ausgebaut wurde. Haltepunkte an dieser Straße waren zumeist Lichtenau, Warburg-Ossendorf und Warburg selbst.

### **Lichtenau**

In Lichtenau kehrte die Fürstin immer wieder besonders gern zu einem Kaffee bei dem

alten Postmeister-Ehepaar namens Stapelage ein. Voller Sympathie für die beiden schreibt sie: „Das Haus war schlecht, aber die Leute äußerst gefällig und was sie uns vorsetzten gut. Sie hatten ein ehrwürdiges und rechtliches Ansehen – so denke ich mir Philemon und Baucis.“ Der klassisch gebildeten Fürstin fiel also als Vergleich angesichts der herzlichen Gastfreundschaft des Ehepaars gleich die Erzählung des antiken römischen Dichters Ovid (43 v. Chr. - 18 n.Chr.) ein, in der die in Menschengestalt auf Erden wandelnden Götter Jupiter und Merkur von einem armen alten, aber einander sehr zugetanen Ehepaar freundlich aufgenommen und mit allem, was sie haben, bewirtet werden.

### **Warburg**

Zum ehemaligen Kloster Hardehausen schildert sie 1807 dessen schöne Lage und das wohlhabende Aussehen des Gebäudekomplexes. Zehn Jahre später bemerkt sie aber schon, dass die Gebäude mehr und mehr verfielen. Kein Domänenpächter konnte sich wohl in gleicher Weise um den Erhalt der Gesamtanlage kümmern wie vor der Säkularisation 1803 ein großer Mönchskonvent. Von ihrer Unterkunft in Ossendorf, das sie als „hässliches, schmutziges Dorf“ bezeichnet, ist ihr nur in Erinnerung, dass sie „mit Lebensgefahr eine steile Stiege“ zu einem engen Zimmer hinaufsteigen musste. Natürlich ist ihr auch das übersehbare Wahrzeichen des Warburger Landes, der steile Bergkegel des Desenberges, aufgefallen. Sie beschreibt ihn bei ihrer Winterreise nach Frankfurt im Jahre 1807 so: „Dieser Berg hat die Form eines großen Strohhutts mit herunterhängender Krempe und war für dasmal eine förmliche Schneekoppe. Er verschönert die überhaupt angenehme Gegend und fesselte unsere Blicke dauernd.“ Warburg selbst kommt im Urteil der Fürstin nicht gerade gut weg. Bei ihrem ersten Aufenthalt 1807 schreibt sie: „Wenn Warburg gleich im Range die zweite Stadt im Paderbornischen ist und an vielen Türen Schutzheilige prangen, so ist die Lage schöner als

Pflasterstraßen und Häuser.“ Offensichtlich waren die Fachwerkhäuser Warburgs, das sich heute als „Westfälisches Rothenburg“ bezeichnet, noch nicht so prächtig herausgeputzt wie heute. Noch 1817 spricht sie vom „engen, schmutzigen Warburg“. Der Schmutz war sicher durch die vielen Pferde und landwirtschaftlichen Fahrzeuge in der Ackerbürgerstadt verursacht.

Besonders hart ist in diesem Jahr ihr Urteil über das Hotel „Zum Desenberg“, in dem sie übernachtet. Dieses Hotel hat im Übrigen in Warburg noch bis 1975 bestanden; 1980 ist das Haus abgerissen worden. Bei Fürstin Pauline liest sich ihr dortiger Aufenthalt so: „Das Logis war bestellt, das Essen genießbar, an Zimmern fehlte es nicht, die Zeche war billig, der Hochheimer (Wein) gut, wenn auch so alt nicht, als die gedruckte Inschrift glauben lassen wollte – aber damit hat auch mein Lob ein Ende und der Schatten erscheint. Denn keine Tür schloss, kein Ofen, der nicht rauchte, nirgends ein Rollo, in den Zimmern wenig und schlechte Möbel, das Canapé ein beschlagenes, nicht gepolstertes Brett und ach! mein Bett! eine Hängematte von Korbgeflecht, woraus man zwar das multrige Stroh herausgeworfen hatte, doch ... man roch es noch, und wenn ich mich regte, knasterte, schwankte die große hässliche Wiege.“

### Fazit

Häufig ist in der Literatur und im Lied die Zeit der Postillione und Postkutschen romantisch verklärt worden. Man denke nur an die allseits bekannten Liedzeilen „Hoch auf dem gelben Wagen sitz ich beim Schwager vorn, vorwärts die Rosse traben, lustig schmettert das Horn ...“ Fürstin Pauline dagegen gibt uns ein ungeschminktes Bild des Reisens in dieser Zeit und es spricht nur für sie, dass sie sich trotz aller Gefahren und Unbequemlichkeiten aus Pflichtbewusstsein für ihr Land, aber auch aus privatem Bildungshunger und Erholungsbedürfnis dieser Herausforderung immer wieder gestellt hat.

Verkehrswesen, Straßenzustand und Unterkunftsmöglichkeiten erlebt sie im Pader-

borner Land noch als in mancherlei Hinsicht zurückgeblieben, sieht aber auch Ansätze zur Verbesserung. Die Revolution im Verkehrswesen durch Eisenbahn und Automobil hat sie nicht mehr miterlebt. Erst allererste Zeichen einer Wende zeigen sich am Horizont: So begegnet Pauline in Mannheim 1817 der Freiherr von Drais mit seiner neuen Erfindung, der Draisine, einem zweirädrigen, von Menschenkraft angetriebenen „Wagen ohne Pferde“. In Bremen lässt sie sich 1818 durch den Kapitän genauestens über die Funktion eines Dampfschiffs informieren und wagt auch eine Probefahrt.

Bereits im Vorgriff auf den 200. Todestag der Fürstin am 29. Dezember 2020 sollte in Lippe eigentlich ein „Pauline-Jahr“ mit verschiedenen Aktivitäten gefeiert werden. Aber die Planungen fielen zum größeren Teil der Corona-Pandemie zum Opfer. Die Ur-aufführung eines eigens neu geschriebenen Pauline-Musicals musste im Juni vom Detmolder Schlosshof in den Innenhof des Lippischen Landestheaters verlegt werden und die für den Oktober vorgesehene Eröffnung einer komplett neu aufgebauten Pauline-Ausstellung im Lippischen Landesmuseum musste auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Schade, die gescheite, resolute und unermüdlich tätige Frau hätte die Ehrungen mit Sicherheit verdient!

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur:

- Hermann Niebuhr (Hrsg.): Eine Fürstin unterwegs – Reisetagebücher der Fürstin Pauline zur Lippe 1799 - 1818, Detmold 1990  
Jutta Prieur (Hrsg.): Frauenzimmer – Regentin – Reformerin, Fürstin Pauline zur Lippe 1802 - 1820, Detmold 2002  
Frank Göttmann, Karl Hüser, Jörg Jarnut (Hrsg.): Paderborn – Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bde. 2 und 3, Paderborn 1999

PS: Die Rechtschreibung ist der heute gültigen Norm angepasst worden.

# Elsen als Ort der Erinnerungen

## Teil 1: Von-Ketteler-Straße

### Ein Ort in Raum und Zeit

Wenn man mit wachen Augen einen Ort durchstreift, um ihn genauer zu erkunden, wird man die Häuser und andere Einrichtungen am Straßenrand zunächst als ein räumliches Nebeneinander wahrnehmen. Schon bald wird man aber spüren, dass das zum Verstehen nicht ausreicht, sondern dass neben der räumlichen genauso die zeitliche Dimension des Beobachteten Beachtung verdient. Denn man wird ja z. B. durch stilistische Merkmale oder den Erhaltungszustand von Bauten ständig darauf gestoßen, auch ein zeitliches Nacheinander der Entstehung des Wahrgenommenen ins Auge zu fassen, aus dem sich dann eine chronologische Reihenfolge ergibt.

Wollte man nun Näheres über die Entstehungszeit und das weitere Schicksal der beobachteten Gegenstände erfahren, wird man auf die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft verwiesen.

Aber neben der Geschichte als Wissenschaft gibt es auch noch eine zweite Form des Zugangs zur Vergangenheit, nämlich die Erinnerung, und zwar sowohl die des Einzelnen als auch die der Allgemeinheit eines Ortes. Das ist dann nicht die bewiesene und aus den Quellen belegte, sondern die geglaubte Geschichte, das, was aus der Fülle des Vergessenen im allgemeinen Bewusstsein bewahrt ist. Dabei kann es durchaus zur Überlagerung von wissenschaftlich erforschter Geschichte durch unwissenschaftliche Legenden- und Mythenbildung kommen.

Dennoch ist auch die Beschäftigung mit einer solchen Sichtweise der Geschichte eines Ortes nicht unwichtig, denn auf diese Art lässt sich ein wesentlicher Bestandteil der Identität des Ortes beschreiben, ein Bestandteil, der den Ort im Bewusstsein seiner Bewohner unverwechselbar macht und an

den ihr Heimatgefühl anknüpft.

Ganz offensichtlich muss es so etwas wie ein Bedürfnis nach Beständigkeit angesichts der Vergänglichkeit alles Irdischen geben. Deshalb versucht man, Erinnerungen nicht nur dem unsicheren Gedächtnisspeicher oder Chroniken zu überlassen, sondern ihnen relative Konstanz zu verleihen durch langfristige Zuschreibung von historischen Namen und Symbolen an Denkmäler, bestimmte Häuser, Gegenstände oder Institutionen, die Generationen überdauern und im öffentlichen Raum sichtbar sind.

Um diese etwas abstrakten Gedanken am Beispiel unseres Heimatortes zu konkretisieren, schlage ich einen gemeinsamen Spaziergang durch das Ortszentrum vor. Wir starten am Parkplatz des Edeka-Geschäftes Windmann an der Von-Ketteler-Straße.

### Von-Ketteler-Straße

Schon der Straßename ist ein „Erinnerungsname“, erinnert er doch seit 1947 an Wilhelm Emmanuel von Ketteler (1811 – 1877), den bedeutenden „Sozialbischof“ des 19. Jahrhunderts.

Am Beispiel dieser Straße wird aber auch deutlich, dass es ein Phänomen gibt, das man als „damnatio memoriae“ bezeichnet: Das öffentliche Gedenken an bestimmte Personen, die zeitweise als vorbildlich galten, wird unter neuen politischen Konstellationen mit neuen Werten und Überzeugungen verdammt und demonstrativ getilgt.

So hieß die Elsener Hauptstraße bis 1936 „Wilhelmstraße“ nach den beiden deutschen Kaisern Wilhelm I. und Wilhelm II. und ab dann „Hindenburgstraße“ nach dem ehemaligen Reichspräsidenten, der 1933 Hitler zum Reichskanzler ernannte. Zwei weitere Beispiele für Umbenennungen aus solchen Ursachen sind die Namenswechsel der Carl-Diem-Straße zu Kirschenkamp und

Karl-Wagenfeld-Straße zu Lavendelweg. Beiden ehemaligen Namensgebern wird zu große Nähe zum NS-Regime vorgeworfen.

### Aliso

Am Windmann-Parkplatz sind wir schon mitten in einem Erinnerungskomplex, der das allgemeine geschichtliche Gedächtnis der Elsener seit Jahrhunderten geprägt hat: Die Aliso-Frage, genauer gesagt, die heute längst widerlegte These, dass das in mehreren schriftlichen Quellen der römischen Eroberungskriege in Germanien zur Zeit um Christi Geburt erwähnte Römerlager Aliso mit Elsen gleichzusetzen sei.

Daran erinnerte in Elsen vor allem die ortsbildprägende Gaststätte „Burg Aliso“. Als sie im September 1999 abgerissen werden sollte, entschloss man sich, die charakteristische Fachwerkfassade in den neuen Neubau der Firma Windmann zu übernehmen. Dieser Neubau dient also der visuellen Erinnerung an eine ehemalige Erinnerungsstätte. Eine namentliche Anspielung an die frühere Gaststätte ist die Bezeichnung „Neue Burg“ für eine neue Gastwirtschaft an

der nahegelegenen Alisostraße. Früher gab es auch noch einen von der Familie Hermesmeier betriebenen „Aliso-Supermarkt“ in der ehemaligen Turnhalle an der Wewerstraße, und das Hallenbad heißt nach wie vor „Aliso-Bad“. Der Kernbereich Elsens mit der Von-Ketteler-Straße liegt auf dem Römerberg und gegenüber vom dortigen ehemaligen „Römerkrug“ beginnt die Germanenstraße, die zur Römerstraße führt.

Wie lässt sich diese Fülle an Benennungen aus der Römerzeit erklären? Erstens stammte die Aliso-These von prominenter Seite, nämlich von dem hochgebildeten Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 - 1683), was ihr besondere Glaubwürdigkeit verlieh. Zweitens hatte sie der Bischof in seinem Sammelwerk „Monumenta Paderbornensia“ veröffentlicht und sie auch durch seinen Hofmaler Fabritius in einem Bild von Elsen optisch umsetzen lassen. Auf dem Gemälde schwebt über der Darstellung des Ortes am Himmel nämlich ein Schriftband mit den Worten „ALISO ROMANUS nunc Elsen pagus. Anno 1666“ (Das römische Aliso, jetzt Gemeinde Elsen. Im Jahre 1666“).



Ehemaliger Gasthof „Burg Aliso“ (um 1958)



*Eisen. Radierung von Johann de Ram nach einer Vorlage von Johann Georg Rudolphi*

Das Fabritius-Bild diente dem zweiten Hofmaler Ferdinands, Johann Georg Rudolphi, als Vorlage für eine Radierung, die als Illustration der zweiten Auflage der „Monumenta Paderbornensia“ von 1672 gedacht war. Rudolphi hat den Text des Inschriftenbandes geändert. Er lautet jetzt knapp und kompakt: „Aliso Romanus, vulgo Elsen“ (Das römische Aliso, in der Landessprache Elsen). Auf diesem Bild hat Ferdinand von Fürstenberg sein Neuhäuser Schloss voller Stolz ganz nahe an das wegen seiner vermeintlichen antiken Vorgeschichte „berühmte“ Elsen heranrücken lassen. Schließlich konnten sich die Elsener auch noch darauf berufen, dass noch mehr als 200 Jahre nach dem Bischof der bedeutendste deutsche Altertumswissenschaftler des 19. Jahrhunderts, Theodor Mommsen (1817 -1903), in seiner „Römischen Geschichte“, für die er als bis heute einziger Historiker 1902 den Literatur-Nobelpreis erhielt, die Aliso-These Bischof Ferdinand von Fürstenbergs für durchaus vertretbar hielt.

Wahrscheinlich glaubte man in Elsen der Behauptung nur allzu gerne und mit Stolz, weil sie dem Orte ja eine um hunderte Jahre ältere überlieferte Geschichte als den meisten Orten weit und breit einbrachte. Nach Widerlegung der These hat sich dieser Stolz ein neues Ziel gesucht: Man freut sich darüber, in einer bedeutenden geschichtswissenschaftlichen Streitfrage so lange eine zentrale Rolle gespielt zu haben. Deshalb haben auch die allermeisten Namen, die an das Kastell Aliso erinnern, bis heute Bestand.

### **Dreizehnlinden**

Keihen wir zurück zum Startpunkt unseres Spaziergangs, dem ehemaligen Standort des Hotel-Restaurants „Burg Aliso“, so fällt unser Blick auf die sich hinter einer Baumreihe an der gegenüberliegenden Seite der Von-Ketteler- und Sander Straße erstreckenden Elsener Sportplätze, den „Dreizehnlinden-Sportplatz“, an den sich das neuere und größere „Dreizehnlinden-

Stadion“ anschließt. Der ältere der beiden Plätze wird zur Straße hin tatsächlich durch dreizehn zum Teil nachgepflanzte Linden abgeschirmt, von denen drei so gesetzt sind, dass sie einen alten Marienbildstock von 1756 rahmen. Von wem die Namen der beiden Plätze stammen, ließ sich leider nicht feststellen, aber auf jeden Fall wird hier an Friedrich Wilhelm Webers 1878 entstandenes Versepos „Dreizehnlinden“ erinnert, das die Auseinandersetzungen zwischen Franken und Sachsen im frühen Mittelalter und die Christianisierung unserer sächsischen Vorfahren thematisiert. Es geht also bei der Namenswahl des Sportplatzes um die Erinnerung an ein literarisches Werk, das selbst der Erinnerung an ein wesentliches Geschehen der heimischen Geschichte dient. Dem aus Alhausen bei Bad Driburg stammenden Autor Friedrich Wilhelm Weber (1813 – 1894) ist im Übrigen auch eine Elsener Straße gewidmet. Sein Hauptwerk „Dreizehnlinden“, das seinerzeit eine Auflage von mehr als einer Million Exemplare hatte, aber heute in Vergessenheit zu geraten droht, war im 19. Jahrhundert geradezu ein Hausbuch und eine sehr häufige Schullektüre.

### **Dionysius**

Wenn wir weitergehen, sehen wir bald etwas zurückliegend an der Simonstraße die Dionysius-Schule. Hier werden wir zum ersten Male auf einen weiteren für Elsen wichtigen umfangreichen Erinnerungskomplex aufmerksam, der seinen Ursprung in dem Patrozinium der katholischen Pfarrkirche hat. Neben der Kirche und der Schule trägt auch das Pfarrheim als „Dionysius-Haus“ den Namen des Pfarrpatrons, ebenso wie die Dionysius-Apotheke. Gegenüber der Kirche beginnt die Dionysiusstraße, die sich mit der nach dem zweiten Pfarrpatron benannten Urbanstraße kreuzt, an deren Schnittpunkt auch ein Bildstock an den heiligen Urban erinnert.

In der Kirche wird das Dionysius-Thema vierfach aufgegriffen. Im Tympanon über



St. Dionysius-Statue in der katholischen Pfarrkirche

dem Dionysius-Portal und an einem Langhauspfeiler sind Statuen der Legende gewidmet, die besagt, dass der Heilige nach seinem Martyrium seinen abgeschlagenen Kopf bis zu seiner Begräbnisstätte im später nach ihm benannten St. Denis getragen habe. Auch die beiden bunten Maßwerkfenster im Querhaus der Kirche nehmen das Dionysius-Motiv auf und zeigen seine Bekehrung und seine Hinrichtung. Dass der Heilige ein so großes Gewicht in der Erinnerungskultur

Elsen hat, liegt natürlich zunächst an seiner Rolle als Schutzpatron der Gemeinde. Hinzu kommt aber, dass Dionysius auch der Patron der fränkischen und später französischen Könige war, die sich traditionsgemäß in der Nähe seines Grabes in der Abteikirche St. Denis bei Paris bestatten ließen. Außerdem wurde sein Patrozinium von den Franken besonders früh und relativ häufig den neu entstandenen christlichen Kirchen in dem von ihnen eroberten und missionierten Land der vorher heidnischen Sachsen zuerteilt. In Elsen verbindet sich also der Stolz auf einen besonders prominenten Patron mit dem Gedanken, dass sich aus der Wahl des Dionysius-Patroziniums auf ein besonders hohes Alter der Kirche schließen lasse.

### Friedhof und Kriegerdenkmal

Auch die Lage des Friedhofs unmittelbar an der Kirche hat mit dem hl. Dionysius zu tun, denn früher legte man die Bestattungsstätten möglichst nahe zum „Grab“ der Reliquien des Heiligen im Altar der Kirche an, weil man annahm, dass der Heilige als Schutzpatron und Fürsprecher in seinen Reliquien weiterwirkte. Ein Friedhof ist natürlich nicht nur eine Begräbnis-, sondern vor allem auch eine Gedenkstätte, so dass die in jüngster



Elsener Kriegerdenkmal von Richard Sehrbrock

Zeit üblich werdenden anonymen Bestattungen eigentlich nicht angemessen sind. An zwei der auf dem Friedhof bestatteten Priester erinnern in Elsen auch ehrende Straßennamen: Franz-Bals-Straße und Mentropstraße.

Durch das Kriegerdenkmal des Elsener Künstlers Richard Sehrbrock und die Kriegergedächtniskapelle von 1922 erfüllt der Elsener Friedhof nicht nur die Funktion eines Ensembles von individuellen Gedächtnisstätten verstorbener Elsener Bürger, sondern auch die einer Gedenkstätte der ganzen Gemeinde für ihre Gefallenen.

Interessant ist, dass auf dem persönlichen Grab Richard Sehrbrocks sein Hauptwerk in bronzenem Kleinformat wiederholt wird. An den Schöpfer der Elsener Erinnerungsstätte wird also durch einen Verweis auf seine Schöpfung erinnert.

#### **Steinhof und „Ilasan“**

Eine Nebenstraße der Dionysiusstraße heißt „Am Steinhof“. Der Name wird durch einen Zusatz auf dem Straßenschild erläutert: Es handelt sich um den 1970 und in den Kellergewölben 1972 dort abgerissenen Hof, mit dem sich in Elsen traditionell die Ersterwähnung des Ortsnamens in der Form „Ilasan“ verbindet. Die benachbarte „Steinhof-Apotheke“ macht durch ihren Namen

schon deutlich, dass es sich bei dem Hof um eine aus den übrigen Höfen herausragende Besonderheit handelt. Früher befand sich in dem modernen Eckhaus Von-Ketteler-Straße/Dionysiusstraße, das heute den Platz des ehemaligen Steinhofs einnimmt, auch noch der „Steinhof-Markt“. In der Elsener Überlieferung ist der Steinhof immer mit dem von einem bischöflichen Haupthof Neuhaus abhängigen Unterhof (Vorwerk) „Ilasan“ identifiziert worden, dessen Zehnten der Paderborner Bischof Meinwerk im Jahre 1036 dem neu gegründeten Paderborner Busdorf-Stift als Teil seiner wirtschaftlichen Fundierung vermachte. Zugleich gilt der Hof als Sitz des im 12. Jahrhundert erwähnten Ministerialen- bzw. Rittergeschlechts „von Elsen“. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts führt er seinen Namen nach dem steinernen Wohnhaus. Außerdem wurden im späten 19. Jahrhundert in der Nähe des Steinhofs - freilich vergebliche - archäologische Grabungen auf der Suche nach „Aliso“ vorgenommen.

Der Straßename „Am Steinhof“ lässt auch daran denken, dass es in Elsen eine ganze Reihe Straßennamen gibt, die an abgerissene ehemalige Höfe erinnern und so den Wandel Elsens von einem agrarisch geprägten Ort zu einer Mischgemeinde widerspiegeln (Boltenhof, Wischhof, Schulzenhof, Flörenhof, Nordhof, Heckhofweg).



*Der Steinhof*

---

### **Moderne Wohn- und Geschäftshäuser statt Fachwerkhöfen**

Auf der gegenüberliegenden Seite der Von-Ketteler-Straße zwischen Germanenstraße und Bohlenweg beginnt dann ein Bereich des Elsener Zentrums, in dem sich seit den

siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die wohl gravierendste Umgestaltung des Ortsbildes vollzogen hat. Auf den ersten Blick ist hier nichts mehr übrig geblieben, was an eine ganze Reihe von Fachwerkhöfen und ihr Umfeld mit Miste und hohen Bäumen erinnert.



*Foto oben: Hof Altrogge (1962); Foto unten: Hof Hußmann (1966)*



Dem Eckhaus Von-Ketteler-Straße/Germanenstraße mit der Filiale der heutigen „Verbund-Volksbank“ musste 1970 das Fachwerkhaus Jakobsmeier weichen. Die nächsten Wohn- und Geschäftshäuser, die eine typisch städtische Bauweise zeigen (Haus an Haus; keine Vorgärten), lassen vergessen, dass hier einst die Bauernhöfe Altrogge (Abriss 1971/72) und anschließend Hußmann (Abriss 1971/72) standen.

Und doch werden wir auf der Suche nach Erinnerungen an die alte Elsener Fachwerkwelt sozusagen in der zweiten Reihe der Von-Ketteler-Straße fündig: Ein überbauter Durchgang führt uns zum Haus Bastian, das zwar zum Friseursalon umgestaltet ist, aber trotzdem mit seiner Fachwerkfassade und dem von vier hohen alten Eichen überschatteten Wegkreuz heute in dieser Umgebung wie aus einer anderen Welt wirkt, zumal es rückseitig an die einst für Angehörige der Nato-Streitkräfte errichtete nüchtern-moderne Wohnblocksiedlung stößt. Ein zweites Beispiel für einen noch erhaltenen Fach-

werkbau ist das Haus Germanenstraße 4, das von Alfons und Hildegard Ikemeyer für Wohnzwecke liebevoll restauriert worden ist. Erinnerung wird man zudem durch die Bushaltestelle an dem kleinen Parkplatz an der Ecke Gartenstraße auch daran, dass hier beim Gehöft Altrogge einst die Endstation der Straßenbahn war. Schließlich findet man an erheblich entfernter Stelle ein weiteres Erinnerungszeichen: Die Familie Altrogge hat ihren Bildstock von 1950 im Jahre 1972 beim Abbruch ihres Hofes in der Ortsmitte abgebaut und vor ihrem neuen Aussiedlerhof am Scharmeder Stadtweg 90 wiedererrichtet.

### **Hotel „Kaiserpfalz“**

Das sich östlich der Gartenstraße anschließende, teils bis zu sechs Stockwerke hohe Wohn- und Geschäftshaus mit Hotel, Restaurant und (ursprünglich) Café ist 1972 durch den Elsener Bauunternehmer Josef Bastian errichtet worden. Man dachte, plante und baute in großen Dimensionen. In der Elsener Chonik heißt es dazu, die Fassade des Hauses gebe „dem Ort ein freundlich



Gebäudekomplex „Kaiserpfalz“ um 1980

städtisches Gepräge“. Elsens dörfliche Vergangenheit war nicht mehr gefragt.

Das zeigte sich auch in der Namenswahl des Hotels. Zwar wurde hier ebenfalls an Vergangenes erinnert, aber eben nicht an die Geschichte Elsens, sondern an die des nahen Oberzentrums Paderborn. Dort waren einige Jahre vorher die Überreste einer karolingischen und einer ottonisch-salischen Kaiserpfalz entdeckt worden, was als archäologische Sensation bundesweit Schlagzeilen machte. Angesichts der für das Hotel erwarteten Gäste von nah und fern lagen daher ein Bezug auf die Stadt Paderborn statt auf das Dorf Elsen und ein Name, der Vorstellungen von Tradition, Vornehmheit und Exklusivität der Unterkunft weckt, durchaus nahe.

Dem alles andere als mittelalterlich aussehenden Hotelbau versuchte man durch die Schrifttype des Wortes „Kaiserpfalz“ auf dem Namensschild, mit dem beigefügten „kaiserlichen“ Emblem der Krone, mit vier rahmenden Wappenschildern und mit der Darstellung ritterlicher Szenen auf bunten Butzenglasfenstern doch einige optische Anknüpfungspunkte zum Mittelalter zu geben. Darüber hinaus sollte der Name „Café Wien“ dem Bauensemble ein gewisses internationales Flair verleihen. Die Ironie der Geschichte will es, dass sich das Café Wien auf die Dauer nicht halten können und dass durch den Neueinzug der Dionysius-Apotheke nun doch auch ein auf die Vergangenheit Elsens verweisender Namenszug an dem Gebäude zu finden ist. In krassem Kontrast zu dem sehr städtisch wirkenden Gebäudekomplex steht in seiner unmittelbaren Nachbarschaft noch immer der „Heschkenhof“, wie der Hof Lengeling im Volksmund bezeichnet wird, als ein - allerdings sehr heruntergekommenes und ruinöses - Relikt der bäuerlichen Vergangenheit des Elsener Ortszentrums. Trotzdem hat er mit dem efeuüberwucherten Dach und den Gartenzweigen vor der Tür einen gewissen morbiden Charme. Er erinnert auch daran, dass die Elsener St. Georgs-Pfadfinder ab 1979 hier ihr erstes Domizil hatten.

## Halb Dorf – halb Stadt

Hier wird exemplarisch deutlich, was der Denkmalschützer Heinrich Otten 2018 über Elsen schrieb: „Das Ortsbild Elsens macht heute einen heterogenen Eindruck, bedingt durch das Fehlen städtebaulicher Ordnung und durch die Mischung stark unterschiedlicher Bebauung.“

Bezeichnend ist auch, dass ganz in der Nähe des Hotels „Kaiserpfalz“ auf dem damaligen Freiplatz neben dem Heschkenhof vor Jahren eine Bürgerinitiative - wenn auch letztlich vergeblich - die Errichtung eines „Dorfplatzes“ (nicht etwa eines „Stadtteilplatzes“!) anstrebte. Ebenso hat die Elsener Werbegemeinschaft vor einigen Jahren ein „Dorffest“ ins Leben gerufen. Bei aller baulichen Verstärkung des heutigen Elsener Ortszentrums kommt in solchen Bezeichnungen doch immer wieder die nostalgische Erinnerung an die dörfliche Vergangenheit Elsens durch.

## Schrieweshof

Geschickt haben die auswärtigen Investoren der Seniorenresidenz neben dem Heschkenhof solche Stimmungen aufgegriffen: Sie wählten sich keinen Phantasienamen für ihr Objekt, sondern knüpften mit der Bezeichnung „Wohnpark Schrieweshof“ direkt an den Namen des früher dort stehenden Gehöfts an. Mit Bildern ehemaliger Elsener Höfe im Foyer und der Benennung einzelner Wohngruppen nach diesen Höfen versucht man, gerade den betagten Heimbewohnern ein Stück Erinnerung an das alte Elsen ihrer Jugend zu erhalten und damit dazu beizutragen, dass sie sich im Hause heimisch fühlen. Die sieben Wohngruppen heißen „Steinhof“, „Hof Lengeling“, „Schrieweshof“, „Hof Hußmann“, „Hof Altrogge“, „Brökerhof“ und „Hof Christiansmeyer“.

Im Übrigen können die Bewohner unmittelbar gegenüber dem Schrieweshof angesichts der noch erhaltenen Anbauten des Hauses Hußmann (später „Blumen-Stüble“ Jostmann) sich daran erinnern, dass hier einst das heute weitgehend ausgestorbene,



*Wohnpark Schrieweshof*

früher in der dörflichen Agrargesellschaft aber sehr wichtige Handwerk des Schmieds ausgeübt wurde. In kurzer Entfernung arbeitete im Hause Hagenhoff (heute Bistro „Elysium“) sogar eine zweite Schmiede. Schade ist, dass das ehemalige Spritzenhaus und die Gaststätte „Stumpfer Hobel“ mit dem wunderschönen Biergarten am

Anfang des Bohlenweges und der Gunnestraße keine Spuren hinterlassen haben. Umso erfreulicher ist die jüngste Nachricht, dass der Heimat- und Verkehrsverein damit begonnen hat, ähnlich wie bereits in der Innenstadt von Paderborn geschehen, historische Ortstafeln aufzustellen, die es den interessierten Betrachtern ermöglichen



*Ehemalige Schmiede Hußmann*

---

sollen, Ansichten aus früherer Zeit mit den jeweiligen heutigen Gegebenheiten zu vergleichen.

Auf diese Weise wird Elsen noch stärker ein Ort der Erinnerungen werden, in dem die natürlicherweise stetig fortschreitende Entwicklung das Wissen um die eigenen Wurzeln nicht verdrängt.

PS: Im nächsten Heft werden wir unseren Spaziergang auf den Spuren der Elsener Erinnerungen an der Wewerstraße und der Paderborner Straße fortsetzen.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur:**

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.), Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986

Gerhard Henkel, Das Dorf – Landleben in Deutschland gestern und heute, 4. Auflage, Darmstadt 2020

Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Gerhard Liedtke, Abbestraße bis Zwetschenweg – Straßennamen in Paderborn, Paderborn 1999

Gerhard Liedtke, Bildstöcke und Wegekreuze in Paderborn, Paderborn o. J.

Rolf-Dietrich Müller, Vom Dorf zum Stadtteil, Elsen zwischen 1920 und 2020, in: 100 Jahre Feuerwehr in Elsen, Büren 2020

Heinrich Otten u. a., Denkmäler in Westfalen, Kreis Paderborn, Band 2.1, Stadt Paderborn, Petersberg 2018

Josef Segin und Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 – 1900, 2. Auflage, Elsen 2009

Josef Segin und Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

### **Bildnachweis:**

Alle Bilder: Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V.

# Elsens als Ort der Erinnerungen

## Teil 2: Die Wewerstraße

Im letzten Heft der „Elsener Nachrichten“ hatten wir versucht, in der Form eines Spaziergangs den Erinnerungen nachzuspüren, die sich mit Elsens Hauptstraße, der Von-Ketteler-Straße, verbinden. Nun wollen wir uns auf ähnliche Weise der Wewerstraße annehmen.

Das liegt schon deshalb nahe, weil sich bereits auf den ältesten topographischen Karten in der insgesamt sehr aufgelockerten Struktur des Elsener Dorfbildes mit Streusiedlungscharakter neben dem Bereich um die St. Dionysius-Kirche ein zweiter Bereich um die Wewerstraße mit einer Tendenz zur lockeren Siedlungsverdichtung abzeichnet. Unter „Erinnerungen“ verstehen wir dabei sowohl das, was von Vergangenen in den Köpfen gespeichert ist, als auch das, was schriftlich oder fotografisch überliefert ist. Hinzu kommen von Menschen bewusst gesetzte Zeichen der Erinnerung und auch die lassen sich an der Wewerstraße finden. Erinnerungen sind allerdings sehr oft auch nur fragmentarisch, so dass Vollständigkeit nicht versprochen werden kann. Ebenso sind Erinnerungen ungleichgewichtig, so dass nicht jedes Detail in der gleichen Ausführlichkeit und Genauigkeit dargestellt werden kann.

### Der Straßename

Die Wewerstraße, ein Teilstück der Landstraße 756 und Elsens Hauptverbindung zum alten Hellweg, der heutigen B 1, führte nicht immer diesen Namen, sondern sie hieß bis 1934 nach dem in ihrer Nähe entspringenden Bach „Gunnestraße“. Ab diesem Jahre bis 1945 wurde sie zur „Adolf-Hitler-Straße“ umbenannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde bis 1962 der alte Name „Gunnestraße“ wieder aufgenommen. Ab 1962 hat die Straße ihren heutigen Namen „Wewerstraße“, während von da an die

Straße am weiteren Bachlauf an der ehemaligen Gaststätte „Stumpfer Hobel“ als Gunnestraße bezeichnet wird.

### Wirtschaft im Wandel

Wenn man aus Richtung Wewer kommt, fällt da, wo auf der linken Straßenseite der geschlossene Siedlungsbereich Elsens beginnt, schon am ersten Haus unverkennbar ein großes, etwas verblichenes Firmenschild „Druckerei Hansmann“ auf und auch die an das Haus angebaute Betriebshalle wird sichtbar. Nur gibt es diese Druckerei, in der früher auch die „Elsener Nachrichten“ gedruckt wurden, schon ein paar Jahre nicht mehr.

Hier wird bereits ein Charakteristikum der Wewerstraße deutlich: Sie ist keine reine Wohnstraße, sondern diente und dient zugleich als Standort für Handwerk, Handel und Gewerbe, ja früher auch für die Landwirtschaft.

Das Beispiel der ehemaligen Druckerei verdeutlicht aber auch einen zweiten Aspekt: Die Wirtschaft ist einem ständigen Wandel unterworfen. Ursachen dafür sind Neugründungen, aber auch Geschäftsaufgaben aus Alters- oder Krankheitsgründen; der Generationswechsel; der Schwund alter und das Aufkommen neuer gesellschaftlicher Bedürfnisse; der Mangel an Personal oder an Raum für Erweiterungen.

Hinzu kommen strukturelle Veränderungen wie zum Beispiel im Druckereigewerbe durch das Internet oder im Lebensmittelbereich der Verlust der Wettbewerbsfähigkeit durch den Trend zu Supermärkten und Discountläden globaler Anbieter (Aldi, Lidl), ebenso das „Kneipensterben“ unter anderem durch die Ausbreitung von Getränkemärkten.

Für alle diese Ursachen des steten wirtschaftlichen Wandels lassen sich an der

Wewerstraße Beispiele finden, ohne dass sie hier aus Gründen der Diskretion im Einzelnen ausgeführt werden können. Die Folgen waren auch auffällig viele Veränderungen an den Gebäuden. Sie wurden zu ihren jeweiligen Zwecken neu errichtet oder umgebaut, umgenutzt oder abgerissen oder sie sind zur Zeit ungenutzt.

### Wegkreuze und Bildstöcke

In der Ecklage an der Abbiegung der Scharmeder Straße von der Wewerstraße steht zwischen vier alten Linden ein denkmalgeschütztes Steinkreuz mit einem qualitativvollen Holzkorpus. Auf dem Unterbau ist es mit dem Entstehungsjahr 1854 bezeichnet und gibt mit dem Namenskürzel „F. Sch.“ des Erbauers ein Rätsel auf, um wen es sich dabei gehandelt hat.



*Kreuz Ecke Wewerstraße / Im Schlinge*

Ein weiteres Wegkreuz mit Korpus steht an der Ecke Wewerstraße/Im Schlinge. Das einst verfallene Kreuz ist vor einigen Jahren auf Initiative einiger Elsener Bürger und mit Unterstützung vor allem der ersten Kompanie der St. Hubertus-Schützenbruderschaft

1921 e.V. unter Federführung von Markus Happe grundlegend renoviert und während einer Prozession gesegnet worden.

Interessant ist die Geschichte des modernen Bildstocks mit einem Christophorus-Mosaik auf dem Grundstück Joachim an der Wewerstraße 20. Wie die Inschrift besagt, wurde er durch den Bildhauer W. Neisemeier 1986 zum 950-jährigen Ortsjubiläum Elsens für das Ehepaar Theodor und Wilhelmine Freise angefertigt und auf dessen Grundstück Im Schlinge 24 aufgestellt. 1993 wurde er auf das Grundstück von Theodor Joachim versetzt, der ein Patenkind der Familie Freise war.

Schließlich hat die St. Hubertus-Schützenbruderschaft an der Kreuzung Wewerstraße/Paderborner Straße 1983 ein Kreuz mit Korpus und der Inschrift „In Gottes Namen“ auf dem Betonsockel errichtet. Das Kreuz ist auch Prozessionsstation.

### Das Haus Voß

Zwischen den Abzweigen Scharmeder Straße und Eichendorff-Straße erstreckt sich das fast 20.000 qm große Grundstück der Eheleute Fritz und Resi Voß.

Haus und Hofgrundstück (heute Wewerstraße 26-32) wurden 1912 von Christian und Agnes Kuhoff von dem Stuckateur und Ackerer Stephan Papenkorrdt erworben. 1925 eröffnete Christian Kuhoff dort ein Kolonialwarengeschäft mit angeschlossenem Landhandel (Kunstdünger, Futterartikel, Sämereien) und begann damit, Kirschbäume anzupflanzen.

1945 heiratete Fritz Voß sen. die Tochter Gertrud des Ehepaars Kuhoff und zog in die Wewerstraße 26 ein. Gemeinsam wurden das Kolonialwarengeschäft und ein kleiner Möbelhandel betrieben. Das Spar-Lebensmittelgeschäft und der Möbelhandel wurden von Fritz Voß jun. und seiner Ehefrau Resi bis 1970 weitergeführt und dann aufgelöst. Die Räumlichkeiten wurden zu Mietwohnungen umgebaut.

Die Kirschobstwiese wurde dagegen erweitert. Auch wenn inzwischen die meisten Bäu-



*Christian Kuhoff vor seinem Haus (Malerei an einer Garagentür des Hauses Voß)*

me gefällt sind, ist das Anwesen deshalb bis heute in Elsen als „Cherry-Farm“ bekannt. Ein Buntglasfenster im Wohnbereich der Familie Voß, das sich in vergrößerter Form als Gemälde an einer Garagentür wiederholt, zeigt, wie man sich das ursprüngliche Fachwerkhaus von Christian Kuhoff vorzustellen hat.

### Die Gunne

In einem kleinen Geländeeinschnitt in der Wiese südöstlich des Hauses Hartmann (Wewerstraße 37) entspringt die Gunne. Sie wurde hauptsächlich durch unterirdisches Almewasser gespeist. Da sich der Grundwasserspiegel immer weiter absenkte, ist der Quellbereich heute häufig wasserlos und somit meist nur noch ein Ort der Erinnerung an einst andere Verhältnisse. An der Wewerstraße wird die Gunne eher als „Bieke“ bezeichnet, worauf auch noch der Name der Seitenstraße „Am Biekenkamp“ hinweist. Entlang der Wewerstraße fließt die Gunne, soweit sie Wasser führt, eingezwängt in ein enges künstliches Bachbett und teilweise

ganz verrohrt, nach Norden. Angesichts des Klimawandels stellt sich die Frage, ob diese Art des Bachbettes einem eventuellen Hochwasser gewachsen sein wird. Ältere Elsener erinnern sich: Die Gunne hat früher zu jeder Jahreszeit Wasser geführt und man konnte in ihr sogar Forellen fangen. Es gab an ihr zwischen den Häusern Joachim und Heimann mehrere „Springe“, Quellzuläufe, in denen Wäsche gewaschen wurde. Das Wäschewaschen war in alter Zeit sehr mühevoll. Die weiße Wäsche wurde im Hause im „Bruggepott“ gekocht und dann in der Gunne gespült. Darauf wurde sie zum Bleichen ausgelegt und alle zwei Stunden mit der Gießkanne nass gemacht. Anschließend wurde sie wieder in der Gunne gespült und zuhause auf der Leine getrocknet.

Die bunte Wäsche wurde entweder zuhause oder in der Gunne gewaschen.

### Das Haus Hartmann

Das nahegelegene, teils schieferbedeckte Fachwerkhaus Hartmann ist 1853 durch den Kettenschmied Bernhard Sinne erbaut worden. Später gelangte es an den Zimmermeister und Standesbeamten Bernhard Hartmann (1856 – 1944). Zwei seiner sechs Söhne haben sich um Elsen besonders verdient gemacht.

Der Architekt Paul Hartmann (1909 - 1985) hat seit 1948 mit vielfältigen Bauten das Ortsbild von Elsen mitgeprägt. 1949 bis 1974 war er zugleich Vorsitzender der Fußballabteilung der TuRa Elsen.

Sein älterer Bruder Anton (1902 - 1986) war wie der Vater Zimmermeister. Davon zeugen noch heute die Werkstattanbauten des Wohnhauses. Er hat im Laufe der Jahre auch viele Elsener Jungen als Lehrlinge ausgebildet. Von 1948 bis 1974 war er Bürgermeister von Elsen und 1953 bis 1974 zugleich Oberst und erster Brudermeister



*Haus Hartmann um 1900*

der St. Hubertus-Schützenbruderschaft. Er unterzeichnete für die Gemeinde Elsen am 26. März 1971 den Gebietsänderungsvertrag, durch den Elsen vom 1. Januar



*Anton Hartmann, Bürgermeister von Elsen 1948 - 1974*

1975 an zum Stadtteil von Paderborn wurde. 1975 wurde ihm der Titel „Altbürgermeister“ verliehen und nach seinem Tode eine Straße nach ihm benannt.

### **Autohandel und Autoreparaturbetriebe**

Auffällig ist, dass die Wewerstraße der Geburtsort von gleich mehreren heutigen Autohandels- und Autoreparaturbetrieben ist, die alle zu späteren Zeitpunkten sich

so gut entwickelt haben, dass angesichts von Erweiterungsvorhaben Platzmangel eine Umsiedlung von der Wewerstraße in Gewerbegebiete erforderte.

Die Familie Finke (Wewerstraße 33) baute ihr Haus zur Werkstatt aus und errichtete daneben ein neues Wohnhaus. In die Werkstatt zog zunächst ein Landmaschinenhandels- und -reparaturbetrieb ein. Später betrieb Paul Simon dort eine Nissan-Vertragswerkstatt. Nach deren Umzug an die Verner Straße/Fohling diente das Werkstattgebäude der Firma Dreier. Diese Autoreparaturwerkstatt ist mit ihrem neuen Inhaber Detlef Lobbenmeyer inzwischen auch an den Fohling umgezogen. Derzeit steht die ehemalige Werkstatt leer.

In einem heute abgerissenen Haus an der Wewerstraße 18, das später durch eine Werkstatthalle erweitert wurde, war die Keimzelle des Autohauses Ikemeyer. Zunächst verkaufte und reparierte die 1955 von Hieronymus Ikemeyer gegründete Firma Mopeds, Fahrräder und Nähmaschinen. Kurz darauf übernahm sie eine Vertretung



Werkstatt Ikemeyer mit Goggomobilen

des Automobilwerks Glas und Vertrieb von da an unter anderem das legendäre Goggomobil. 1967 erfolgte der Wechsel zur Marke Fiat und 1969 der Umzug in die erweiterten Werkstattgebäude an der Paderborner Straße, wo die Firma seit 1980 Toyota-Vertragshändler ist. Überregional bekannt wurde die Firma durch den Bau und Vertrieb des „Gofi“ in den Jahren 1970 – 1981, einer auf dem Fiat 500 basierenden Eigenentwicklung mit 250 ccm-Zweitaktmotor für die Führerscheinklasse 4. Die Räumlichkeiten an der Wewerstraße ü b e r n a h m nach dem Umzug das Taxiunternehmen Weis.

Ebenso an der Wewerstraße, und zwar in einer Halle am Eckhaus zur Eichendorffstraße (Wewerstraße 24), sind die Anfänge der heutigen

Autohandels- und -reparaturfirmen der Gebrüder Krenz mit jetzigen Standorten an der Marienloher Straße und an der Steubenstraße zu suchen. Vorher betrieb Walter Mürhoff in dem Eckhaus eine mechanische Werkstatt.

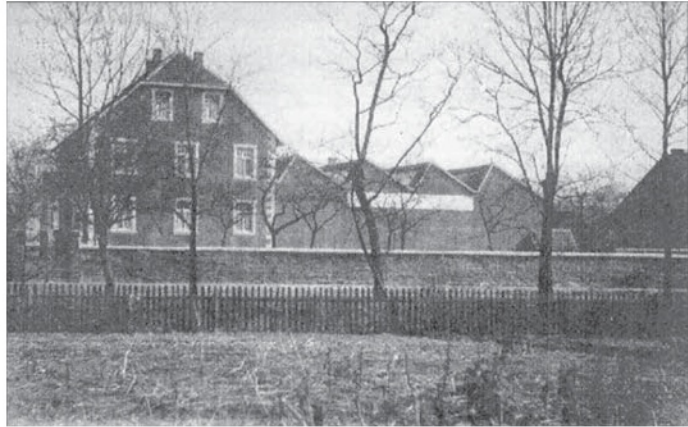
#### Das Haus Heimann

Eine besonders reiche und lange Geschichte verbindet sich mit dem Hause Heimann (Wewerstraße 16). Bereits seit



Geschäftshaus Heimann 1949 (1964 abgerissen)

1878 existierte hier ein Wirtshaus mit Saal und Lebensmittelgeschäft im Familienbesitz, zunächst unter dem Namen „Einigkeit“, später als Gaststätte „Zu den drei Linden“, seit 1926 auch verbunden mit einer Bäckerei. Besonders der Saal spielte in früher Zeit eine bedeutende Rolle im Elsener Vereinsleben. Hier wurden



*Wohnhaus Kraesmeyer mit Fabrikgebäude um 1915*

die Elsener Kolpingsfamilie, der Mandolinclub, der Radfahrverein, die Spar- und Darlehenskasse und die Schießabteilung des Schützenvereins, die im Saal auch einen Schießstand hatte, gegründet.

Als die namengebenden Linden vor dem Wirtshaus im Zuge des Neubaus und des Saalabrisses 1964 gefällt werden mussten, wurden stattdessen drei neue Linden im Garten links von dem Geschäftshaus gepflanzt, die bis heute als meist unerkannte Erinnerungsträger ihr Dasein fristen. Die Gaststätte wurde im Jahre 1985 geschlossen und das Lebensmittelgeschäft um den ehemaligen Gaststättenbereich erweitert. Filialen entstanden in Elsen, Sande und Scharmede. Im Jahre 2014 gaben Christa und Willi Heimann schließlich die Bäckerei und das Lebensmittelgeschäft auf.

Ein Firmenschild „Bäckerei Heimann“ zeigt aber bis heute, wo die Backstube war. Im Wohnbereich der Familie Heimann erinnert in einem Buntglasfenster eine Darstellung an das Aussehen des Ursprungsbaus der Firma.

### **Das Haus Craesmeyer (früher Kraesmeyer)**

Das mehrfach umgebaute Haus Craesmeyer (Wewerstraße 17 -19) fällt noch heute durch seine stattliche Länge auf. Dahinter

verbirgt sich, dass es sich ursprünglich um eine Kombination von Wohnhaus und Betriebsstätte handelte. Neben der Ketenschmiede Sinne war die Firma Craesmeyer nämlich einer der ersten Industriebetriebe Elsens. Bezeichnend war, dass beide Firmen angesichts der zunächst fast ganz bäuerlichen Struktur Elsens Produkte für den Agrarbereich herstellten. Hauptprodukt der Firma Craesmeyer waren Jaucheverteiler der Marke „Elsana“, aber auch Förderpumpen, Räucherschrank, Kochkessel u.a. Seit 1976 erinnert in Elsen die Elsanastraße an den Markennamen der „Fabrik landwirtschaftlicher Geräte“, wie sie sich selbst bezeichnete.

Die Firma existierte 1912 bis 1934. Später war in den ehemaligen Fabrikräumen die Polstermöbelwerkstatt von Karl Bokel untergebracht. Errichtet worden waren Wohnhaus und Fabrikgebäude 1913 durch Josef Craesmeyer (1857 -1933), und zwar auf dem Platz, auf dem vorher der 1911 abgebrannte Hof Lengeling gelegen hatte. Der Landwirt Lengeling hatte seine Hofstelle nach dem Brand 1912 an die Alme verlegt. Dieser „Almehof“ ist seit 1917 im Besitz der Familie Syring, weshalb er auch als „Syrings Hof“ bezeichnet wird.

## Bauernhöfe

Wie an der Von-Ketteler-Straße gab es auch an der Wewerstraße ursprünglich mehrere Bauernhöfe. Aber auch hier zeigt sich die gleiche Entwicklung, nämlich das allmähliche Verschwinden der landwirtschaftlichen Betriebe aus dem zentralen Dorfbereich.



*Hof Rath, Ostallee / Ecke Wewerstraße*

Abgerissen ist der ehemalige „Brökerhof“ (Ostallee1/Ecke Wewerstraße). Er gehörte der Familie Rath, an die heute noch an anderer Stelle in Elsen der oft falsch geschriebene und fehlgedeutete Straßename „Rathsbruch“ erinnert.

Einem Feuer zum Opfer fiel, wie oben bereits erwähnt, der Hof Lengeling. Abgerissen ist auch der „Bösenhof“ der Familie Tiggesmeier (Am Richterbusch 1/ Ecke Wewerstraße), die nach Schallern in der Soester Börde umgesiedelt ist.

## Die Discounter

Genau einander gegenüber, da, wo einst mittelständische Unternehmen mit Else-

ner Inhabern ihren Standort hatten, haben sich die beiden größten deutschen, international tätigen Discounter Aldi und Lidl angesiedelt. Inzwischen haben sie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auch noch Kleinbetriebe („Frittenkiste“, „Berlin Döner“) angezogen, die von der starken Kundenfrequenz und der Änderung der Essgewohnheiten in der heutigen Gesellschaft profitieren. Vorher war auf dem Platz des heutigen Aldi-Markts das Betonwerk von Johannes Happe. Auf dem Platz des Lidl-Marktes befand sich die Bautischlerei des Bauunternehmers Lorenz Jakobs (1906 – 1992). Auf dem Nebengrundstück Fethke (Wewerstraße 10) betrieb Frau Annemarie Frie in weiter zurückliegender Zeit eine Wäscherei und Heißmangel.

## Das Haus Hermesmeier

Vielfältig sind die Initiativen, die vom Hause Hermesmeier (Wewerstraße 13) ausgegangen sind.



*Haus Hermesmeier mit Lebensmittelladen Lücke*

In den dreißiger Jahren betrieben in dem von dem Bauunternehmer Heinrich Hermesmeier 1914 gebauten Hause die Pächter Elisabeth und Gerhard Lücke ein Lebensmittelgeschäft, das 1948 von Hermesmeyers Schwiegertochter Charlotte übernommen wurde, die es bis 1970 weiterführte. Ihr Sohn, Karl-Heinz Hermesmeier, verlegte und vergrößerte das Geschäft als „Aliso-Supermarkt“ in die ehemalige Turnhalle bei der Gastwirtschaft „Lindenhof“ (Elpmann).

Das Haus Hermesmeier ist aber auch, wie man heute noch an der Garage des umgebauten und erneuerten Hauses lesen kann, der Ursprung des bekannten Taxiunternehmens. Auch hier mangelte es auf die Dauer an Platz, so dass die Firma „Hermesmeier Taxi und Omnibusse“ heute in einem Neubau im Gewerbegebiet Stedener Feld beheimatet ist. Im Nachbarhaus (Wewerstraße 15) ging übrigens der Schneidermeister Ferdinand Ikenmeyer seinem Handwerk nach.

### Die Firma Richter

Seit mehr als einem halben Jahrhundert befindet sich die Tankstelle der Firma Richter an dem heutigen Standort Meißdorfnstraße 2 in unmittelbarer Nähe der Wewerstraße. Gegründet wurde das Unternehmen 1959 von Josef und Anneliese Richter. Das Grundstück war bei einer Versteigerung im Saale Heimann erworben worden. Zwei Jahre wurde die Tankstelle neben einem Tiefbauunternehmen von Josef Richter selbst betrieben und dann zunächst an Paul Simon und später an Klaus Fölkel verpachtet, der sie mehr als drei Jahrzehnte bis 2009 führte.

Im Jahre 1998 erfolgte der vollständige Neu- und Umbau des Tankstellengebäudes. Nach weiteren umfangreichen Umbauten wurde 2013 eine moderne Kraftfahrzeugwerkstatt fertiggestellt und damit an die Tradition vergangener ähnlicher Betriebe an der Wewerstraße angeknüpft.

Inzwischen ist die Firma Richter erheblich über den ursprünglichen Standort nahe der Wewerstraße hinausgewachsen. Aber noch immer wird das Firmengeflecht von dem 2013 erneuerten Bürogebäude neben der

Tankstelle aus von den Inhabern Gabriele und Michael Richter in der Form einer Holding verwaltet. Dieser Holding gehören ein Tiefbauunternehmen, ein Recyclinghof, die Tankstelle, die Kfz-Werkstatt und neuerdings ein Indoor-Car-Wash in Sande an.

### Das Haus Berens

Das Bestattungsinstitut Berens (Wewerstraße 1- 5) hat eine fast 100-jährige Tradition. Es wurde 1924 als Möbel- und Sargtischlerei an der heutigen Gunnestraße gegründet und zwar dort, wo nach Aufgabe dieses Standortes durch die Nachfolgefirma Bröckling später die Gaststätte mit dem darauf anspielenden Namen „Stumpfer Hobel“ entstand.



Werbeanzeige der Firma Berens 1964

1959 wurde das Geschäft an die Wewerstraße verlegt. In dem großzügigen Bau dienten die Räumlichkeiten und Schaufenster der Ausstellung der Möbel, die im Hinterhaus angefertigt wurden. Heute ist die Möbelherstellung nach Borchten verlagert. Der Mittelteil des Hauses an der Wewerstraße dient dem Bestattungsinstitut, während die Seitenflügel an eine Physiotherapie-Praxis und an ein Geschäft für Tierbedarf (vorher ein Fahrradgeschäft) vermietet sind.

### Elpmanns Lindenhof

Besonders gepflegt wird die Erinnerung an die ehemalige Gaststätte „Elpmanns Lindenhof“ (Wewerstraße 4), die 1999 bis 2010 zunächst durch Marie-Theres Knocke,

geborene Elpmann, als „Antik-Café“ weitergeführt und dann abgerissen und durch einen Neubau ersetzt worden ist. Dieser dient einem Café mit Backwarenverkauf und einer Fleischereifiliale als Heimstatt, trägt aber als Erinnerung an die frühere Gaststätte auch heute noch die Inschrift „Elpmanns Lindenhof“.

Zwei Daten stehen in wie Grundsteine wirkenden trapezförmigen Kartuschen an der Vorderfront des Hauses: 1884 und 2010. 1884 ist das Jahr der Errichtung des Vorgängerbaus als „Gastwirtschaft Lange“, die dann später durch seine Heirat mit Theresia Lange in den Besitz Franz Elpmanns gelangte. 2010 ist das Entstehungsjahr des Neubaus.

Sieben Linden, die die benachbarte ehemalige Turnhalle von der Wewerstraße abgrenzen, erinnern ebenfalls an den Gaststättennamen „Lindenhof“. Die frühere Turnhalle ist noch heute als solche zu erkennen, weil sie an einem Mast auf dem Dachfirst das Turnerkreuz mit den vier F trägt, die den Turnerwahlspruch „Frisch – fromm – fröhlich – frei“ symbolisieren. Neuerdings sind dem Turnerkreuz auf wegweiserähnlichen Schildern zwei Daten und der Name „Franz Elpmann“ hinzugefügt worden: 1894 ist das Gründungsdatum des ersten Elsener

Turnvereins. 1935 ist das Jahr, in dem Franz Elpmann die Turnhalle erbaut hat.

Sie wurde 1956/57 durch den Bau der neuen Turnhalle an der Dionysius-Schule funktionslos, diente aber zunächst noch der Schießsportabteilung des Schützenvereins als Übungsstätte. Seitdem wird sie vor allem gewerblich genutzt. Vielen älteren Elsenern wird vor allem die Tanzschule Happe in guter Erinnerung sein, denn hier lernte man nicht nur, sich auf dem Tanzparkett zu bewegen, sondern auch manche Ehe ist hier gestiftet und manche Hochzeit hier gefeiert worden. Weiter genutzt worden ist die Turnhalle als Ausstellungshalle für Neuwagen des Autohauses Hißmann, als Standort für den Aliso-Supermarkt des Ehepaares Hermesmeier, für ein Elektronik-Unternehmen und heute für die Tanzschule „Millennium“.

### Das Kriegerdenkmal

Angesichts des heutigen Verkehrsaufkommens ist der ehemalige Standort des Elsener Kriegerdenkmals für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs für die jüngere Generation kaum noch vorstellbar. Denn das von dem lippischen Bildhauer Waterbeck gestaltete Ehrenmal stand seit 1924 in der Mitte der Einmündung der Wewerstraße in



Aliso-Supermarkt Hermesmeier in der ehemaligen Turnhalle am Lindenhof (Elpmann)

die Paderborner Straße bzw. Von-Ketteler-Straße zwischen dem Hause Knoche/Dörenkamp und der Villa Junk, so dass der Verkehr auf drei Seiten an ihm vorbeifließen musste. Das dreieckige Denkmal mit der Skulptur eines einzelnen Soldaten unter einem Baldachin und den Namen der Gefallenen war mit einer Ein-



Kriegerdenkmal vor der Gaststätte Lindenhof und dem Haus Dörenkamp

friedigung aus Pfeilern und einem Gitter umgeben, deren Tor mit einem Eisernen Kreuz mit Eichenlaub und den Jahreszahlen 1914 - 1918 versehen war.

Natürlich fanden hier am Volkstrauertag Gefallenenehrungen durch den Kriegerverein statt. Aber in der NS-Zeit wurde die Aufgabe des Denkmals mehr und mehr umfunktioniert. Aus dem Volkstrauertag wurde der „Heldengedenktag“, aus der Wewerstraße die „Adolf-Hitler-Straße“ und aus der Wilhelmstraße (der heutigen Von-Ketteler-Straße) die „Hindenburgstraße“. So verwundert es nicht, dass das Denkmal an der Kreuzung dieser beiden Straßen von den Nationalsozialisten als Ausgangs- oder Endpunkt von Aufmärschen oder als Ort von Kundgebungen genutzt wurde. Am Erntedankfest 1943 sprach dort beispielsweise der NSDAP-Gauleiter Westfalen-Nord, Dr. Alfred Meyer.

1967 wurde das Denkmal mit Hilfe der Bundeswehr auf den heutigen Platz am Bohlenweg umgesetzt.

### Fazit

Mit Sicherheit ist die Wewerstraße neben der Von-Ketteler-Straße eines der Herzstücke Elsens. Symptomatisch dafür ist schon der ständige rege Verkehr. Aber hier sind es nicht

Institutionen wie Kirche, Schule und Verwaltung, die das Bild der Straße bestimmen, sondern es sind allein Fleiß, Tatkraft, Ideenreichtum und Geschäftssinn der anwohnenden Bürger, die die Straße geprägt haben. Diese Eigenschaften haben die Wewerstraße zu einer wichtigen Achse der

Nahversorgung mit sehr unterschiedlichen Produkten und Dienstleistungen für Elsen, aber auch darüber hinaus werden lassen. Zugleich ist die Straße vielfach die Keimzelle für sich an anderen Standorten weiter entfaltende Unternehmen gewesen.

Für die Zukunft stellt sich die Frage, ob die Wewerstraße die gegenwärtige Intensität der Geschäftstätigkeit beibehalten oder erweitern und auf diese Weise zugleich die Anbindung an das Ortszentrum Elsens sichern kann.

**PS:** Herzlich danke ich allen Informanten für wertvolle Auskünfte, besonders Willi Heimann und Fritz Voß, ohne deren genaue Ortskenntnis dieser Aufsatz nicht hätte geschrieben werden können.

Günter Wißbrock

### Bildnachweis

Alle Bilder:

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V.

#### Richtigstellung:

In der vorherigen Ausgabe in „Elsen als Ort der Erinnerungen – Teil 1: Von-Ketteler-Straße“ ist uns ein Fehler unterlaufen. Der Baukomplex Kaiserpfalz wurde nicht durch Josef Bastian, sondern durch Josef Backhaus erbaut.

## Ein interessantes Dokument in Elsener Platt

### Ein neues Buch über das Paderborner Platt

„Das paderbörnische Platt“, so heißt ein im Sommer dieses Jahres erschienenes Buch der drei Sprachwissenschaftlerinnen Doris Tophinke, Nadine Wallmeier und Marie-Luis Merten. Sie untersuchen darin die spezielle Ausprägung des Niederdeutschen in den Kreisen Paderborn und Höxter.

Die drei Verfasserinnen sind dazu besonders qualifiziert, weil sie aktuell an dem Forschungsprojekt „Dialektatlas Mittleres Westdeutschland“ (DMW) mitarbeiten und dazu Erhebungen auch in den beiden Kreisen vornehmen. Dabei wird mit den heutigen technischen Mitteln gearbeitet, die gegenüber früheren Verfahren nicht nur das Sammeln schriftlicher Belege, sondern auch Tonaufnahmen mündlicher Äußerungen zulassen. Dadurch werden auch Feinheiten der Aussprache, die sich nicht immer adäquat in Buchstaben abbilden lassen, exakt protokolliert, etwa Längen und Kürzen von Vokalen oder hart und weich gesprochene Konsonanten. Zu den längeren plattdeutschen Beispielen ist daher in dem Buch jeweils ein QR-Code angegeben, mit dessen Hilfe man die zitierten Texte auch vorgetragen hören kann. Das Buch ist so geschrieben, dass es wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, aber auch für den Laien verständlich ist, weil es die Befunde in größere Zusammenhänge einordnet und Fachbegriffe erläutert. Zugleich ist die Darstellung nicht nur informativ, sondern auch unterhaltsam, vor allem durch die vielen aus dem Alltag gegriffenen, zum Teil humorvollen Beispiele, obgleich allerdings das wissenschaftliche Interesse an der plattdeutschen Sprache deutlich im Vordergrund steht.



### Elsener Bezüge des Buches

Aus mehreren Gründen bietet das Buch aber gerade für uns Elsener darüber hinaus noch etwas besonders Interessantes: Eine ganze Reihe Beispiele stammen nämlich von Elsener Sprechern des Plattdeutschen. Schon in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts sind in Elsen von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe Untersuchungen des örtlichen Plattdeutschen mit entsprechenden Tonaufnahmen durchgeführt worden. Die Sprecher kamen damals aus drei Generationen. Beteiligt waren Johannes Mürhoff, der damalige Ortsheimatpfleger Johannes Plesser mit seiner Frau Angela und Alfons Ikemeyer. Deshalb war es nicht verwunderlich, dass sich Frau

Professor Dr. Tophinke von der Universität Paderborn im Vorfeld der Entstehung dieses Buches erneut an Alfons Ikemeyer wandte. Auf ihre Bitte um die Benennung eines zweiten Sprechers verwies er sie auf Franz Schnitzmeyer. Beide wurden dann in einer mehrstündigen Sitzung gründlich nach ihren Kenntnissen des Elsener Platts befragt und um Übertragungen aus dem Hochdeutschen und Tonaufnahmen gebeten.

Außerdem findet sich in dem Buch gleich eine ganze Sammlung von 40 Sätzen in Elsener Platt aus sehr viel älterer Zeit.

### **Die Untersuchungen Georg Wenkers**

Zur näheren Erläuterung ist dazu Folgendes zu bemerken: Bereits im späteren 19. Jahrhundert gab es empirische wissenschaftliche Untersuchungen zu den Varianten der deutschen Sprache und ihrer jeweiligen Verbreitung im Deutschen Reich, und auch damals bereits war Elsen in diese Forschungen mit einbezogen.



*Georg Wenker*

Sagen wir es genauer: Der Marburger Sprachforscher Georg Wenker (1852 – 1911) führte in den Jahren 1876 bis 1887 als Grundlage für einen geplanten „Deutschen Sprachatlas“ Untersuchungen durch, die die unterschiedlichen Dialekte des Hoch- und Niederdeutschen erfassen und sie topographisch lokalisierbar und darstellbar machen sollten. Methodisches Instrument dazu waren Fragebögen mit ca. 40 hochdeutschen Sätzen, die Wenker an Volksschullehrer im Reich mit der Bitte um Übertragung in den jeweiligen Ortsdialekt versandte.

Nicht ohne Grund hatte Wenker keinen zusammenhängenden Text, sondern Einzelsätze formuliert. Diese waren so ausgewählt, dass in der Übertragung ins Plattdeutsche typische lautliche und grammatische Eigenschaften des jeweiligen Ortsdialekts hervortreten mussten. Wenker nahm an, dass sich in der Summe solcher Dialektmerkmale einzelne Sprachlandschaften voneinander abgrenzen und anschließend kartieren ließen.

### **Der plattdeutsche Fragebogen des Elsener Lehrers Franz Fiorentini**

Ein solcher „Wenker-Bogen“ wurde auch an den damaligen Elsener Lehrer und Küster Franz Fiorentini verschickt, der von 1846 bis zu seinem Tode 1882 an der Elsener Volksschule wirkte.

Wenker informierte seine Adressaten in einem mit „Winter 1879/80“ datierten Anschreiben über seine Absicht und gab methodische Hinweise für das Ausfüllen der Fragebögen. So bat er darum, die Übertragung durch Schüler anfertigen zu lassen, falls der Lehrer nicht aus seinem Schulort gebürtig sei. Das kam für Franz Fiorentini nicht in Frage, denn er konnte – trotz seines italienisch klingenden Namens - Elsen im Kreis Paderborn und im preußischen Regierungsbezirk Minden als seinen Geburtsort nennen und füllte daher den Fragebogen auch selbstständig aus.

Dabei wurde er wegen des Mangels an Tonaufzeichnungen zuerst nach der örtlichen

Aussprache bestimmter Konsonanten bzw. Konsonantenverbindungen gefragt. Auf die Frage, wie in Elsen das g im Anlaut und Inlaut von Wörtern ausgesprochen werde, kreuzte er von den drei Möglichkeiten j, leises k und leises ch das ch an. Bei st und sp gab er scht und schp als Aussprache an. Die beiden Fragen nach der Existenz von Ausländern und einer Volkstracht in Elsen konnte er schlicht verneinen.

Dann folgte die eigentliche Übertragung der 40 Sätze, die Wenker vorgegeben hatte, ins Elsen Platt.

Zum Glück für uns Elsenner haben die drei Verfasserinnen des Plattdeutsch-Buches als Scan den gesamten durch Franz Fiorentino sorgfältig handschriftlich ausgefüllten Fragebogen als Beispiel für viele andere abgedruckt.

### Ein Dokument für das Elsen Platt

So steht uns nun ein den allermeisten sicher bisher unbekanntes Dokument der Sprache unserer Väter und Vorväter zur Verfügung, das zu mannigfacher Beschäftigung Anlass geben könnte:

Man könnte zum Beispiel aus den Satzbeispielen typische Merkmale des paderbörnischen bzw. des Elsenner Platt's entnehmen, etwa was den Lautstand oder die Wortwahl betrifft. So könnte man das von den Sprachwissenschaftlerinnen vorgestellte Instrumentarium der Untersuchung auf den konkreten „Fall“ Elsen anwenden. Diejenigen Elsenner Mitbürger, die das Platt noch sicher beherrschen, könnten vergleichen, ob es sich in den letzten 140 Jahren seit Wenkers Untersuchungen verändert hat.

Man kann auch auf spielerische Weise einfach mal wie beim Vokabellernen die hochdeutsche Vorlage oder die plattdeutsche Übertragung abdecken und versuchen, ob man Hochdeutsch ohne Schwierigkeiten umwandeln oder ob man Platt ohne Übersetzung selbst übertragen kann. Außerdem bilden die 40 Sätze eine passende Grundlage, wenn man etwa den eigenen Kindern oder Enkeln, die von der Sprache ihrer

Vorfahren buchstäblich gar nichts wissen, deren Anfangsgründe beibringen will.

Schließlich sei noch eine Bitte geäußert: Ich bin sicher nicht der einzige, der sich sehr freuen würde, wenn aus den Reihen des „Plattdeutschen Kreises“ des Heimat- und Verkehrsvereins oder von anderen Kennern auch mal wieder wie früher plattdeutsche Texte (Kleine Geschichten, Anekdoten usw.) in den „Elsener Nachrichten“ veröffentlicht würden.

### Wenkers hochdeutsche Sätze

Hier nun zunächst die Liste der von Wenker formulierten 40 hochdeutschen Sätze, die Lehrer Fiorentino ins Elsen Platt zu übertragen hatte:

1. Im Winter fliegen die trockenen Blätter durch die Luft herum.
2. Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das Wetter wieder besser.
3. Tu Kohlen in den Ofen, dass die Milch bald an zu kochen fängt.
4. Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durch's Eis gebrochen und in das kalte Wasser gefallen.
5. Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben.
6. Das Feuer war zu heiß, die Kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt.
7. Er ißt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.
8. Die Füße tun mir tüchtig weh, ich glaube, ich habe sie durchgelaufen.
9. Ich bin bei der Frau gewesen und habe es ihr gesagt, und sie sagte, sie wolle es auch ihrer Tochter sagen.
10. Ich will es auch nicht mehr wieder tun.
11. Ich schlage dir gleich mit dem Kochlöffel um die Ohren, du Affe!
12. Wo gehst du hin, sollen wir mit dir gehen?
13. Es sind schlechte Zeiten.
14. Mein liebes Kind, bleib hier unten stehen, die bösen Gänse beißen dich tot.
15. Du hast heute am meisten gelernt und bist gut gewesen, du darfst früher nach Hause gehen als die anderen.

16. Du bist noch nicht groß genug, um eine Flasche Wein auszutrinken, du musst erst noch ein Ende wachsen und größer werden.
17. Geh, sei so gut und sag deiner Schwester, sie solle die Kleider für eure Mutter fertig nähen und mit der Bürste wieder rein machen.
18. Hättest du ihn gekannt! Dann wäre es anders gekommen, und es täte besser um ihn stehen.
19. Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen?
20. Er tat so, als hätten sie ihn zum Dreschen bestellt, sie haben es aber selbst getan.
21. Wem haben sie die neue Geschichte erzählt?
22. Man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht.
23. Wir sind müde und haben Durst.
24. Als wir gestern Abend zurückkamen, da lagen die anderen schon zu Bette und waren fest am schlafen.
25. Der Schnee ist diese Nacht bei uns liegen geblieben, aber am Morgen ist er geschmolzen.
26. Hinter unserem Hause stehen drei schöne Apfelbäumchen mit roten Äpfelchen.
27. Könnt ihr nicht noch ein Augenblickchen auf uns warten, dann gehen wir mit euch.
28. Ihr dürft nicht solche Kindereien treiben.
29. Unsere Berge sind nicht ganz hoch, eure sind viel höher.
30. Wieviel Pfund Wurst und wieviel Brot wollt ihr haben?
31. Ich verstehe euch nicht, ihr müsst ein bisschen lauter sprechen.
32. Habt ihr kein Stückchen weiße Seife für mich auf meinem Tische gefunden?
33. Sein Bruder will sich zwei schöne neue Häuser in eurem Garten bauen.
34. Das Wort kam ihm vom Herzen.
35. Das war recht von ihm.
36. Was sitzen da für Vögelchen oben auf dem Mäuerchen?

37. Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen.
38. Die Leute sind heute alle draußen auf dem Felde und mähen.
39. Geh nur, der braune Hund tut dir nichts.
40. Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.

### **Franz Fiorentinos plattdeutsche Übertragung**

Diese 40 Sätze lauten in Franz Fiorentinos Fassung in Elsener Platt so:

1. Im Winter fleiget dei druien Bläer dör de Luft rümmer.
2. Et hört glyk up teo schniggen, dann werd dat Wiäder wier biäter.
3. Deo Kuolen in den Uowen, dat dei Miälke balle an te kuoken fängt!
4. Dei gude alle Mann is mit dem Piäre dört lās bruoken un in dat kalle Water fallen.
5. Hei is vör veier oder säß Wieken storwen.
6. Dat Fuier was ti heit, die Kauken sind jia unner ganz schwart brannt.
7. Hei ät dei Egger immer ohne Salt un Pieper.
8. Dei Feute deont mey düchtig weih, ik liäwe, ik häwwe se duer laupen.
9. Ik sin bey dei Fruggen wiäst un häwwet ehr seggt, un sei säi, sei woll et auk ährer Dochter seggen.
10. Ik will et auk nit mähr wier deonn.
11. Ik schloe dey glyk mit dem Kokliepel ümme de Auhren, diu Ape.
12. Wo gehst diu hönn, söw wey mit dey gohn?
13. Et sind schliächte Teijen.
14. Meyn leiwe Kind, bleyw hey unner stohn, dei liägen Gäße beytet dey daut.
15. Diu hiäst vandage am miästen läert un bist gutt wiäst, diu drafst froiher no Hius gohn ose dei annern.
16. Diu bist nau nitt graut geneog, ümme eine Flaske Weyn iuttedrinken, diu most eist nau ein Enne wassen un grötter wiären.

17. Goh, sey so gutt un segg deyner Schwäster, sei soll de Kliäher för jue Mutter ferg niäggen un mitter Büsten wiär reggen maken.
18. Härrest diu ne kannt! Dann wär et anners kumen, un et deih biäter umme ehm stohn.
19. Wei hiät mey meynen Kuorf mit Fleisk steohlen?
20. Hei deih seo, ose hädden sei ihm teon Diäskan bestallt, sei hiet et ower sülwest dohn.
21. Wiäme hiät sei dei nigge Geschichte vertallt?
22. Man mott harre schriggen, süst versteiht hei uß nitt.
23. Wey sind moie un häwënt Dußt.
24. Ose wey gistem Owend trügge kaimen, do läigten de annern oll teo Bedde un würen faste am schlophen.
25. Dei Schnei iß düße Nacht bey us liggen bliewen, ower am Morgen is hei schmolzen.
26. Iächter usen Hiuse stohnt drei schöne Appelbäumkes mit rauen Äppelkes.
27. Könn jy nitt nau ein Augenblicksken up us teuwen, denn goh wey mitt jui.
28. Jy drüwet nitt süke Kinne- rigge driewen.
29. Use Biärge sind nitt ganz häuge, jiuwe sind viel höder.
30. Wieviel Pund Wust un wieviel Braut wigge hiäwwen?
31. Ik verstohe jiu nitt, jy mött en bieten härrer küren.
32. Hiägge kein Stücksken witte Siäpe fürr my up meynen Diske funnen?
33. Syn Breoer will sik twei schöne nigge Hiuser in juiern Gohren buggen.
34. Datt Weort kamm ehm vom Hiärten.

35. Datt was riächt von ehm.
36. Watt sittet do fürr Vülekes buowen up dem Muierken?
37. Dei Biuern harren fyf Ossen un niegen Kögge un twiälf Schäpkens fürr datt Dörp bracht, dei wollen sei verkaupen.
38. Dei Liue sind vandage olle biuten upen Fälle un miägget.
39. Goh ment, dei briune Rüe doeit dey niks.
40. Ik sind mit den Liuen doh iächter üöwer dei Wiese int't Kauern foht.

### **Merkmale des Paderborner bzw. Elsener Platts**

Versuchen wir nun noch einige charakteristische Merkmale des paderbörnischen bzw. Elsener Platts herauszuarbeiten und sie aus



Die Benrather Linie

den vierzig plattdeutschen Sätzen zu belegen. Zunächst einmal muss nachgewiesen werden, dass es sich bei dem Dialekt des Paderborner Landes überhaupt um eine niederdeutsche Mundart handelt. Die drei Sprachwissenschaftlerinnen beweisen das mit dem siebten der 40 Elsener Sätze: „Hei ät dei Egger immer ohne Salt un Pieper.“ Hier lässt sich zeigen, dass das Elsener Platt wie der gesamte niederdeutsche Sprachraum nicht an der sogenannten „zweiten Lautverschiebung“ im Frühmittelalter teilgenommen hat. Sie erfasste den gesamten Raum südlich einer Linie, die bei Düsseldorf-Benrath den Rhein überschreitet. Dabei wurden die Konsonanten p, t und k gewandelt in pf bzw. f, s oder z und ch. In dem Elsener Satz aber ist in „ät“ (isst) und „Salt“ (Salz) das t erhalten geblieben, ebenso das p in „Pieper“ (Pfeffer).

An dem Wort „Egger“ im gleichen Satz lässt sich ein für das Ostwestfälische typisches Merkmal zeigen: die Hiattilgung. Darunter versteht man das Phänomen, dass bei bestimmten Wörtern zwischen dem Vokal am Ende der ersten Silbe und dem unbetonten Vokal am Anfang der zweiten Silbe ein konsonantischer Laut tritt, geschrieben meist gg, aber auch ww oder bb. Dafür lassen sich gerade in den Elsener Sätzen sehr viele Beispiele finden: schniggen (2), Frugge (9), miäggen (17 und 38), nigge (21 und 33), schriggen (22), trügge (24), liggen (25), Kinnerigge (28), hiägge (32).

In diesen Zusammenhang passt es auch, dass im Paderborner Land der Name „Niggemeier“ (von plattdeutsch „nigge“ = neu) so oft vorkommt wie nirgends sonst (Vgl. dazu Karte 11, S. 45).

Auffällig ist ebenfalls der häufige Doppellaut iu: Hius

(15), iut (16). Die Verfasserinnen des Buches zitieren dazu einen Merkvers (S. 44): „Op‘ me Tiune satt ne Lule, hätt ne Mius in‘ ne Miule.“ (Auf einem Zaune saß eine Eule, hatte eine Maus im Maule.)

Ein weiteres Merkmal des hiesigen Plattdeutsch ist, dass Dativ und Akkusativ bei den Personalpronomen nicht unterschieden werden, so dass älteren Leuten, die mit der plattdeutschen Sprache aufgewachsen waren, früher beim Erlernen des Hochdeutschen die Unterscheidung von „mir“ und „mich“ und „dir“ und „dich“ schwer fiel. „Dei“ steht eben für dir und dich und „mei“ für mir und mich.

Typisch für Westfalen sind auch so genannte „Brechungsdiphthonge“ (Brechungsdoppelvokale). Belege finden sich z. B. in Satz 3: Kuolen, Uowen, Miälke, kuoken.

Das s am Wortanfang ist stimmlos: Siäpe (32). Das sch wird wie sk ausgesprochen: Flaske (16), Fleisk (19), Disk (32).

Es ließen sich sicher noch weitere Merkmale finden, aber dafür bedürfte es größerer Fachkenntnis und vor allem wären Vergleichsbeispiele zur Unterscheidung nötig, durch die sich das Elsener Platt noch genauer von dem anderer benachbarter Orte abgrenzen ließe.

*Günter Wißbrock*

## Flamingos und ein Elsener in der FAZ



Flamingos im Zwillbrocker Venn

**E**s ist Donnerstag, der 1. Juli 2021. Wie an jedem Werktag lese ich morgens die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Schließlich komme ich an den Reisetitel, den ich meist überblättere. Aber diesmal wird mein Interesse für einen ganzseitigen Artikel durch einen „Hingucker“ gefangen: Die Illustration des Textes durch das großformatige Foto eines langbeinigen rosafarbenen Flamingos.

### Wild lebende Flamingos im Norden?

Rätselhaft bleibt mir aber ein Teil der Überschrift des Artikels: „Im Zwillbrocker Venn knurren den Sommer über Flamingos.“ Zufällig kenne ich die Lage von Zwillbrock. Zwar war ich noch nie dort, ich weiß aber, dass hier an der niederländischen Grenze bei Vreden im westlichen Münsterland der Radweg „R1“ von Höxter über Detmold und Münster endet.

Flamingos habe ich in meinem Leben zwar schon öfter in Zoos bewundert, beispielsweise in Münsters Allwetterzoo. Aber in „freier Wildbahn“ sind sie mir nur einmal begegnet, nämlich bei einer Radtour in der sonnenüberstrahlten Camargue, dem südfranzösischen Rhonedelta.

Sollte es wirklich möglich sein, dass es so weit nördlich, wie Zwillbrock liegt, noch wild lebende Flamingos gibt, frage ich mich. Ich lasse mich also auf die Lektüre des langen Artikels ein.

Der Autor, Klaus Simon, beschreibt zunächst den Ort Zwillbrock mit seiner barocken Kirche und dem seit dem Schengener Abkommen verwaisten Grenzpavillon. Dann kommt er auf die Flamingos zu sprechen, die seit fast vierzig Jahren im Frühjahr zu Balz und Brut in das Naturschutzgebiet „Zwillbrocker Venn“ fliegen, das damit die nördlichste Flamingokolonie Europas ist. Unklar ist die Herkunft der Vögel. Chile-nische und karibische, aber auch südeuropäische Vögel haben sich hier gepaart. Möglicherweise sind die ersten Exemplare aus einem Zoo entflohen. Die Flugleistung eines Flamingos liegt bei 500 km am Tag. Seit der Sichtung des ersten Vogels im Jahre 1982 ist die Kolonie auf bis zu 80 Exemplare angewachsen.

### Ein Elsener in Zwillbrock

Bis zu diesem Satz hat der Autor des FAZ-Artikels noch nicht verraten, von wem er seine Kenntnisse hat. Jetzt aber kommt er mit der Sprache heraus: Es ist Dr. Dietmar Ikemeyer, seit 30 Jahren Leiter der „Biologischen Station Zwillbrock“, der ältesten Institution dieser Art in Nordrhein-Westfalen, die von einem eingetragenen Verein getragen wird.

Von nun an lese ich noch aufmerksamer weiter, denn welcher Name klingt wohl mehr nach einer Herkunft aus Elsen als



*Dr. Dietmar Ikemeyer*

„Ikemeyer“? Und ich kenne Dietmar Ikemeyer, den Bruder von Ludger Ikemeyer (Inhaber des Autohauses Toyota-Ikemeyer) noch aus seiner Zeit als Schüler am Paderborner Goerdeler-Gymnasium.

Den weiteren Werdegang des inzwischen 60-Jährigen hatte ich allerdings aus den Augen verloren – und hier taucht sein Name nun plötzlich wieder auf. Vorgestellt wird er als promovierter Biochemiker und Autor eines Standardwerkes über die Libellen des Iran.

### **Die Biologische Station Zwillbrock – Touristische Aspekte**

Für den Publikumsverkehr an der von ihm geleiteten Biologischen Station gibt es



nicht nur biologische Sachbücher und Radwanderführer zu kaufen, sondern man kann sich auch mehrtägige Radtouren organisieren lassen oder Führungen durch das Venn buchen. Eine Flamingo-Radrouten führt grenzüberschreitend 450 km durch das westliche Münsterland und niederländische Regionen. Die Flamingos haben eine enorme Anziehungskraft für den Tourismus in Richtung Zwillbrocker Venn ausgelöst. An Wochenenden sind bis zu 8000 Besucher gezählt worden, die zum Ärger von Herrn Ikemeyer teilweise als Umweltsünder ihre Hinterlassenschaften auf dem 6 km langen Rundweg mit Aussichtskanzeln zu entsorgen vergessen.

### **Naturschutz-Aktivitäten**

Weit vor den touristischen Aspekten der Biologischen Station rangiert aber ihre eigentliche Aufgabe, der Naturschutz. Der Trägerverein betreut mit einem großen Team von teils angestellten, teils ehrenamtlichen Mitarbeitern insgesamt 30 Schutzgebiete mit über 3000 Hektar Moor, Heide und Feuchtwiesen im Kreis Borken. Sorgen bereitet Dietmar Ikemeyer der rapide Verlust an Artenvielfalt und Populationen im Zwillbrocker Venn und darüber hinaus. So ist der Bestand an Lachmöwen von einst 20000 auf ein Zehntel

zusammengeschrumpft. Problematisch ist auch die zunehmende Tendenz des Flachwassersees, der die Flamingo-Kolonie beherbergt, zur Verlandung und Austrocknung.

Das Gebäude der Biologischen Station Zwillbrock ist zugleich Sitz der Stiftung Natur und Landschaft Westliches Münsterland, die unter dem Motto „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ umfangreiche Aktivitäten für den Arten-

*Biologische Station Zwillbrock*

und Biotopschutz und für die Umweltbildung von Erwachsenen und Schülern betreibt. Dr. Dietmar Ikemeyer gehört auch zum Vorstand dieser Institution.

*Dr. Ikemeyer und ein Teil seines Teams*



### **Fauna und Flora im Zwillbrocker Venn**

Dass es im Zwillbrocker Venn aber trotzdem mit allen Sinnen immer noch vielerlei – und nicht nur Flamingos - wahrzunehmen gibt, schildert der FAZ-Autor sehr anschaulich: „Auf den 6 Kilometern des an der Nordkanzel beginnenden Rundwegs begleitet einen das Geschrei und Gekrächze Tausender Lachmöwen, Löffelenten, Knäkenten, Krickenten tauchen ab, Wasserrallen stieben aufgeregt davon. Ein Kuckuck schmettert seinen Namen heraus, wieder und wieder. Der Sandweg wechselt mit federndem Torfboden, es geht durch lichte Birkenwälder und über eine baumfreie Heide. Tau tropft von Farnen, Heidekraut, Erlen. Algen färben

einen Tümpel giftgrün. Graue Segge lugt in dicken Polstern über die Wasserkante. Bauernsenf besiedelt eine Sandfläche. In einem Graben ist das Wasser torfbraun. Wo der Weg im Morast zu versinken droht, festigen Eichenbohlen den Untergrund.“

### **Fazit**

Insgesamt zeigt sich also eine Landschaft, die jeden echten Naturfreund anlocken müsste und die für mögliche Elsener Besucher noch dazu den Vorteil hat, dort eventuell durch einen anderen Elsener empfangen und fachmännisch geführt zu werden.

Dr. Dietmar Ikemeyer aber darf stolz sein, dass ihm das geschehen ist, was wahr-



scheinlich noch nie einem Elsener passiert ist: Sein berufliches und ehrenamtliches Engagement ist in einer großen, landesweit und darüber hinaus verbreiteten Zeitung mit einem ganzseitigen Artikel umfassend gewürdigt worden.

*Günter Wißbrock*

*Moorlandschaft im Naturschutzgebiet Zwillbrocker Venn*

# Wissenschaftliche Studie über die Naturlausstattung Elsens und ihren Einfluss auf die Siedlungsentwicklung

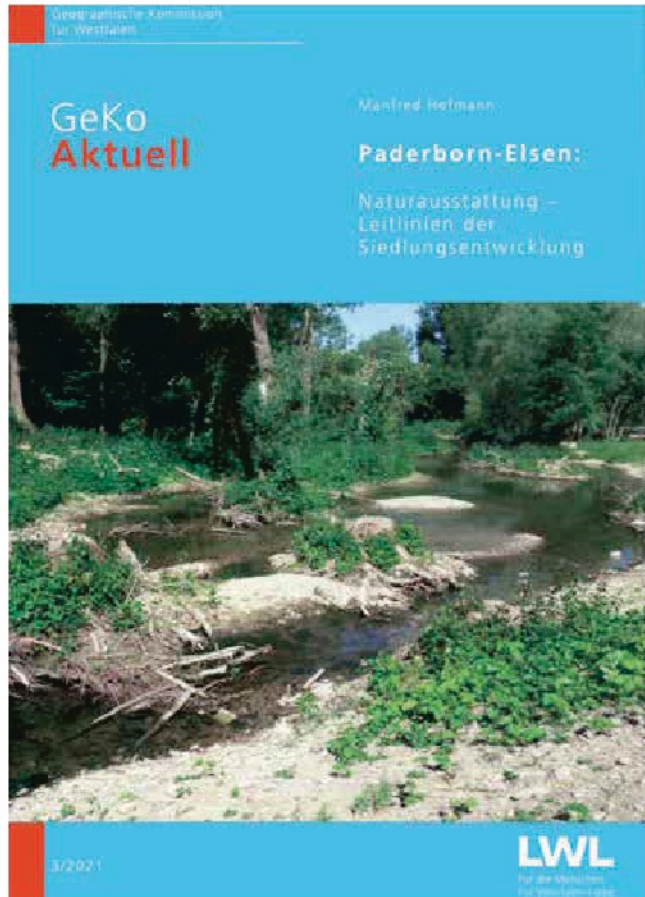
Unter dem Titel „Paderborn-Elsen: Naturlausstattung – Leitlinien der Siedlungsentwicklung“ hat die Geographische Kommission für Westfalen (= GeKo), Münster, einen interessanten Beitrag über Elsen und seine Nachbarbereiche veröffentlicht. Er bildet das Heft 3/2021 der Schriftenreihe „GeKo Aktuell“.

Der Verfasser ist Dr. Manfred Hofmann, emeritierter Professor für Geographie an der Universität Paderborn. Er ist ein ausgewiesener Kenner der Region und langjähriges Kommissionsmitglied.

Auf ca. 20 Seiten werden von ihm die natürlichen landschaftlichen Vorgaben dargestellt, die für Elsen prägend sind und die Siedlungsentwicklung stark beeinflusst haben. Die Ausführungen werden durch Karten, einen geologischen Querschnitt und ein Foto auf dem Titelblatt hilfreich unterstützt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis ermöglicht eine weitergehende Beschäftigung mit der Thematik.

Das Foto auf der Titelseite zeigt einen kleinen Abschnitt des Almelaufs im Bereich zwischen der heutigen B1 und der Ei-

senbahntrasse Paderborn - Salzkotten, der vor wenigen Jahren durch Renaturierungsmaßnahmen entstanden ist. Das Bild vermag die Situation zu veranschaulichen, die die frühen Siedler an vielen Stellen im Raum Elsen vorfanden: Schotterfluren der Alme mit vielen Flussverzweigungen,



---

hohen Wasserständen, dichter Vegetation und geringen Reliefunterschieden. Die frühen Siedler haben diese Bedingungen angenommen, sie aber auch im Laufe der Jahrhunderte verändert. Beide Aspekte, die gegebene Naturausstattung wie die von Menschen bewirkten Veränderungen, werden ausführlich angesprochen und in ihrem Zusammenwirken erklärt.

Den Abschluss bildet eine Landschaftsgliederung, bei der die unterschiedlichen Bereiche im Raum Elsen, der Alme-Schwemmfächer, der Elsener Hügel („Römerberg“) im Siedlungszentrum, die Lippe-Terrassen im Norden mit ihren Sandwällen und Dünenfeldern sowie die höher liegenden Flächen im Westen mit ihren schweren Böden und Feuchtbiotopen gegeneinander und vom aufsteigenden Bergland im Süden abgegrenzt werden. Dabei werden die ermittelten

landschaftlichen Einheiten hinsichtlich ihrer spezifischen Eigenheit und ihrer Merkmalkombination treffend charakterisiert.

Freundlicherweise hat Herr Prof. Dr. Hofmann einige Exemplare des GeKo-Heftes, die er vom Verlag zur Verfügung gestellt bekommen hat, an Herrn Peitz als Vorsitzenden des Heimat- und Verkehrsvereins Elsen weitergegeben.

Sie können, soweit der Vorrat reicht, von Interessierten bei Bernd Peitz (Paderborner Straße 42; Tel.: 05254 / 60289) angefordert werden. Der Beitrag wurde inzwischen aber auch von der Geographischen Kommission für Westfalen als PDF-Datei zum kostenlosen Downloaden freigegeben. Die Adresse lautet:

<https://www.geographische-kommission.lwl.org/de/veroeffentlichungen/geko-aktuell/>

*Günter Wißbrock*

## Hermann Löns, die Heide brennt ...

### Der SC Paderborn und Hermann Löns

Es ist mal wieder Wochenende und der SC Paderborn hat ein Heimspiel. Erwartungsvoll strömen die Anhänger der Heimmannschaft aus allen Richtungen zur Benteler-Arena, darunter auch viele Elsener. Sie alle haben sich



vorgenommen, nach Beginn des Spiels möglichst bald und in seinem weiteren Verlauf möglichst oft zu singen. Zu singen? Ja, denn sie möchten jedes Tor der Paderborner lautstark und inbrünstig feiern mit der offiziellen Hymne des Vereins, dem Lied (oder besser gesagt der Liedzeile) „Hermann Löns, die Heide Heide brennt...“ Dieser Text wirkt durch die mehrfache Wiederholung der letzten drei Wörter und den Anfangsreim (Alliteration) der tontragenden Wörter „Hermann“ und „Heide“ sehr einprägsam und suggestiv. Zugleich deutet er durch das Verb „brennt“ an, dass gerade etwas Dramatisches geschehen ist, das ein Feuer der Begeisterung entfacht hat.

Manche der angereisten Fans der Gästemannschaft, besonders wenn sie aus Süddeutschland kommen, werden sich aber vielleicht verwundert einige Fragen stellen: Warum singen die Paderborner gerade diese Liedzeile? Wer ist eigentlich Hermann Löns? In welcher Beziehung steht er zu Paderborn und seiner Fußballmannschaft?

Was könnte den Vereinsvorstand dazu bewegen haben, das Löns-Lied seit Beginn der Saison 2013 zur offiziellen Torhymne zu erklären – anders als früher, als noch jeder Spieler sein eigenes Torlied hatte? Versuchen wir erste Antworten!

### Ehrungen für Löns im Raum Paderborn und Umgebung

Natürlich lag die Auswahl gerade dieses Liedes schon aus Gründen der Traditionspflege nahe, weil es bereits von den Fans der Vorgängervereine des SC Paderborn im Hermann-Löns-Stadion an der Hermann-Löns-Straße in Schloß Neuhaus gesungen worden war. Sicherlich war 1925, in einer Hochphase der posthumen Wirkung von Hermann Löns, nicht zufällig gerade diese Straße nach dem Heidedichter benannt worden, denn sie führt in Richtung Senne, einer Landschaft, die der von Löns besungenen Lüneburger Heide durchaus vergleichbar ist. In Paderborn und Umgebung häufen sich allerdings überhaupt die nach Löns benannten Straßen. So hieß in Elsen die heutige Straße „Am Mühlenteich“ von 1963 bis 1976 „Hermann-Löns-Weg“. Den gleichen Namen hatte in Schloß Neuhaus von 1957 bis 1976 die heutige Straße „Am Thunhof“.

Auch Bad Lippspringe und Ostenland haben jeweils einen „Lönsweg“, Hövelhof einen Hermann-Löns-Platz und Bad Lippspringe dazu eine „Löns-Eiche“.

Wandert man vom „Waldschlösschen“ bei Horn zu den Externsteinen, trifft man am Berghang auf einen „Löns-Stein“. Löns-Steine stehen auch in Heidenoldendorf bei Detmold und auf dem Tönsberg bei Oerlinghausen, über den Löns 1898 wanderte. Nicht zu vergessen ist schließlich der Löns-Stein an der Hermann-Löns-Straße in Schloß Neuhaus, ein großer Findling mit einem Porträt des Dichters aus Metall. Er wurde am Hubertustag 1924, in seinem zehnten Todesjahr, durch den damaligen Jagdverein Schloß Neuhaus-Senne (heute Hegering Schloß Neuhaus) errichtet und 1952 an den jetzigen Standort gegenüber dem Stadion-Eingang versetzt.

Der Weg bei Augustdorf am Sennerand unterhalb des Teutoburger Waldes heißt zudem „Hermann-Löns-Wanderweg“. Ein

weiterer Sennerandweg von Leopoldstal durch das Silberbachtal nach Berlebeck und Oerlinghausen heißt „Lönspfad“.

### **Gründe für die Popularität des Heidedichters**

Wie erklärt sich diese außerordentliche Fülle der Ehrungen in unserem Raum?

Schon zu Lebzeiten und erst recht nach seinem Soldatentod im Jahre 1914 war der Heidedichter überaus populär. Seine Lieder gehörten zum Kernrepertoire der Wandervogel- und Jugendbewegung, der Studentenverbindungen und der Gesangsvereine. In ihnen sprach sich das Lebensgefühl der damaligen Zeit aus, das Unbehagen am Leben in den großen Industriestädten und die Sehnsucht nach der Freiheit in der Natur. Geradezu klassisch formuliert das die Anfangszeile eines bekannten Wanderliedes, zu dem Löns eine vierte Strophe geschrieben hat: „Aus grauer Städte Mauern ziehn wir durch Wald und Feld...“.

Die Gesamtauflage der Lyrik-Bände, der Romane und Erzählungen von Löns wird auf 10 Millionen Exemplare geschätzt.

### **Verwandschaftliche Bezüge von Löns zu Paderborn**

Aber neben der allgemeinen Popularität des Natur- und Heidedichters gibt es im Bereich Paderborn noch einen zweiten Grund für sein vielfältiges Gedenken: Hermann Löns hat nämlich Paderborner Vorfahren. Sein aus Bochum stammender Vater war Schüler des Paderborner Gymnasiums Theodorianum gewesen, wo er 1853 sein Abitur bestand. Später kehrte er zur Ausbildung als Gymnasiallehrer an die gleiche Schule zurück. In dieser Zeit lernte er seine spätere Frau kennen, die Tochter Clara des Apothekers Cramer am Paderborner Markt. Heute erinnert an dem nach Kriegszerstörung wiedererrichteten Haus eine Gedenktafel daran, dass in der Cramerschen Hofapotheke Friedrich Wilhelm Sertürner das Morphinum entdeckt hat. Der Großvater mütterlicherseits von Hermann Löns war der Paderborner Oberlandesge-

richtsrats Moritz Bachmann, der wie später Löns auch nebenbei schriftstellerisch tätig war und möglicherweise sein Talent an den Enkel vererbt hat.

Neben dem Paderborner gibt es sogar einen Elsener Bezug zu Hermann Löns. Hubert Bastian hat in den „Elsener Nachrichten“ 57/1980 berichtet, dass der gebürtige Elsener Josef Timmerberg, der als Soldat in Hannover stationiert war, dort mit Löns bekannt gewesen und noch wenige Stunden vor Löns' Soldatentod an der Front in Frankreich mit ihm zusammen gewesen sei.

### **Jugend und Studium**

Geboren wurde Hermann Löns am 29. August 1866 als erstes von 14 (!) Kindern allerdings weit entfernt von Paderborn und Westfalen im westpreußischen Kulm (heute Chelmo in Polen), wo der Vater eine Stelle als Gymnasiallehrer gefunden hatte. 1884 wurde der Vater nach Münster versetzt, wo Hermann Löns 1887 am Gymnasium Paulinum sein Abitur ablegte. Darauf studierte er auf Drängen seines Vaters in Greifswald



*Löns-Portrait als Jäger*

und Göttingen ohne Abschluss Medizin und wechselte anschließend den Studienort und das Fach. In Münster schrieb er sich in Mathematik und Naturwissenschaften ein. Wichtiger als das Studium waren ihm aber immer die studentischen Trinkgelage. Als er eines Tages wegen nächtlicher Randalen und Widerstands gegen die Staatsgewalt zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt wurde, war es seinem erzürnten und enttäuschten Vater genug. Er strich seinem Sohn 1890 die finanzielle Unterstützung und brach mit ihm.

### Erste und zweite Ehe

Hinzu kam, dass sich Hermann in eine geschiedene Konditoreiverkäuferin verliebt hatte, die dem Vater Löns als mögliche Schwiegertochter indiskutabel erschien. Hermann aber ging 1893 mit ihr die Ehe ein, ließ sich jedoch nach fünf Fehlgeburten seiner Ehefrau 1901 von ihr scheiden, weil sie ihm angeblich geistig nicht gewachsen sei. 1902 heiratete er als Redakteur in Hannover in zweiter Ehe seine Arbeitskollegin Lisa Hausmann. Sie war ihm als begabte Übersetzerin englischer Romane intellektuell ebenbürtig, weltanschaulich als Pazifistin und Frauenrechtlerin aber auf einer ganz anderen Wellenlänge als ihr Mann. 1906 ging aus der Ehe der körperlich und geistig schwerbehinderte einzige Sohn Dettmer hervor. Auch diese Ehe scheiterte. Als seine Frau ihn 1911 wegen seiner Alkoholexzesse und seiner Wahnideen verließ, reiste Löns über ein Jahr lang durch Europa, kehrte dann nach Hannover zurück und lebte mit dem ehemaligen Hausmädchen der Familie Löns, der 24 Jahre jüngeren Ernestine Sassenberg, die aus Kleinenbremen bei Minden stammte, zusammen.

### Beruflicher Werdegang

Beruflich hatte sich Hermann Löns nach seinem Studienabbruch in Richtung Journalismus orientiert. Nach kurzen Stationen bei Ta-

geszeitungen in Kaiserslautern und Gera begann er eine erfolgreiche Karriere bei mehreren Zeitungen in Hannover und brachte es vom freien Mitarbeiter bis zum Chefredakteur. Nach weiteren drei Jahren als Chefredakteur in Bückeburg kehrte er nach Hannover zurück und lebte dort ab 1909 als freier Schriftsteller. Als Naturliebhaber, Romanautor und Heidedichter hatte er sich längst breite Anerkennung erworben. Manchmal schloss er sich in seinem Zimmer ein und schrieb tage- und nächtelang wie im Rausch. Das und sein Alkoholkonsum führten zu einer ziemlich zerrütteten Gesundheit.

### Militärdienst und Soldatentod

Dennoch meldete er sich kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Kriegsfreiwilliger, obwohl er bereits 48 Jahre alt war und keinen Militärdienst geleistet hatte. Den ihm angebotenen Dienst als Kriegsberichterstatteur in den rückwärtigen Linien beim Stab lehnte er ab. Er wollte direkt an die Front. Bereits nach knapp einem Monat Kriegsdienst fiel er am 26. September 1914 bei einem Sturmangriff gegen französische Truppen bei Loivre, etwa 10 km nördlich von Reims.

### Die Witwe und das Begräbnis von Hermann Löns

Lisa Löns betrieb zum Broterwerb für sich und ihren kranken Sohn eine Pension, zuerst in Münster, dann in Jena. Später lebte



Löns-Grab

sie in Bad Oeynhausen, von wo sie nach dem Zweiten Weltkrieg den amerikanischen Besatzern weichen musste und für einige Jahre nach Salzkotten zog – eine zweite Berührung der Familie Löns mit dem Paderborner Land.

Geradezu zu einer Farce wurde das Geschehen um das Begräbnis für Hermann Löns. 1934 hatte ein französischer Bauer angeblich beim Pflügen die sterblichen Überreste und die Erkennungsmarke von Hermann Löns entdeckt. Daraufhin setzte sich seine Witwe für eine Umbettung in die Lieblingslandschaft von Hermann Löns, die Lüneburger Heide, ein. Am Wilseder Berg wurde das aus Naturschutzgründen verweigert. Beim Großsteingrab „Sieben Steinhäuser“ gelang das Vorhaben ebenfalls nicht, weil die Nationalsozialisten dort – damals noch geheim – einen Truppenübungsplatz planten. Schließlich raubten SA-Männer den Sarg aus einer Kapelle und setzten ihn an einer Straße bei. Empört wandte sich Löns' Witwe an Reichswehrminister von Blomberg. Dieser veranlasste dann, dass Löns mit einer militärischen Zeremonie endgültig im Tietlinger Wacholderhain bei Walsrode begraben wurde, woran heute ein Findling als Gedenkstein erinnert.

### Heutiges Urteil über den Dichter

Das heutige Gesamturteil über Hermann Löns ist merkwürdig zwiespältig. Manche Züge seines Privatlebens (Alkoholismus, Umgang mit seinen Frauen) sind nicht gerade sympathisch. Seine Natur- und Tiergeschichten, seine Romane, Gedichte und Lieder führten dagegen zu einer ungeheuren Bekanntheit und Beliebtheit im

Volke. Literaturwissenschaftler lehnen heute jedoch vieles an seinem Werk als kitschig ab, während Naturfreunde und Wanderer ihn weiterhin verehren. Der pathetische Stil voll überschwänglicher Naturbegeisterung will nicht mehr so recht in unsere nüchternere Zeit passen.

Der Fremdenverkehr in der Lüneburger Heide aber gründet sich weitgehend auf dem Mythos Hermann Löns und auf dem Bild, das er von dieser Landschaft entworfen hat. Noch in diesem Jahr wirbt ein heimisches Busunternehmen mit der Überschrift „Hermann Löns, es brennt die Heide“ für eine Fahrt in dieses Urlaubsgebiet inklusive einer Wanderung durch die Heide mit einem Besuch beim Hermann-Löns-Stein.

### Hermann Löns und die Senne

Im Raum Paderborn ist derzeit die Senne, eine der Lüneburger Heide ähnliche Landschaft, in einem Maße ins Gespräch gekommen, wie schon lange nicht mehr. Da fordern Naturschützer die Errichtung eines Nationalparks Senne und ein Ende des Truppenübungsplatzes. Andere erarbeiten unter dem Motto „Senne für alle Sinne“ ein umfangreiches naturverträgliches Tourismus- und Wanderkonzept. Die drei Sennerandkommunen Hövelhof, Bad Lippspringe



Die Senne (Gemälde von Ludwig Menke 1865)

und Schlangen bewerben sich unter der Bezeichnung „Senne“ als „Leader-Region“. Alle diese Intentionen setzen voraus, dass die Senne als einzigartiger, reizvoller Natur- und Kulturraum betrachtet wird. Das ist keineswegs selbstverständlich. So wurde auf alten Landkarten die Senne wegen ihres kargen Bodens als „Wüste“ (desertum) bezeichnet und sie wurde allgemein als rückständige Armeleutegegend angesehen. Dass sich das geändert hat, daran ist in starkem Maße Hermann Löns beteiligt. So heißt es in einer wissenschaftlichen Untersuchung über den Wandel des Sennebildes im Laufe der Jahrhunderte:

„Einen Wendepunkt in der Wahrnehmung der Senne markiert der 1898 erstmals veröffentlichte Aufsatz „Eine Sennefahrt“ von Hermann Löns. Nun wurden die Ästhetik der Landschaft, ökologische Besonderheiten und kulturhistorische Relikte beschrieben. Die eintönige und unfruchtbare Gegend galt jetzt als „stille Erhabenheit“ und „schaurig-schön“. Die armen Heidebauern wurden zu Naturmenschen stilisiert, die dem verweichelichten Städter an Zähigkeit und Arbeitseifer überlegen seien.“

### **Löns-Ehrung noch heute?**

Es gibt also trotz aller berechtigten Einwände gute Gründe, an den Ehrungen für Her-

mann Löns in unserem Raum festzuhalten. Das geschieht auch, wenn zum Beispiel geplant ist, das Hermann-Löns-Stadion auszubauen und in Zukunft „Hermann-Löns-Sportpark“ zu benennen.

Und so schließt sich der Kreis: Auch der SC Paderborn, der Verein mit dem Torlied „Hermann Löns, die Heide brennt“, zeigt durch seine Partnerschaft mit den Verantwortlichen des Projekts „Senne für alle Sinne“ seine Verbundenheit mit der von Hermann Löns besungenen Sennelandschaft.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur**

Hubert Bastian, Ein Gedenken zum 65. Todestag des Heimat- und Heidedichters Hermann Löns, in: Elsener Nachrichten 67 (1980), S. 4 - 6

Hubert Butterwegge, Hermann Löns und Paderborn, in: die warte 91 (1996), S.14f.

Heinz Ollesch, Hermann Löns nach gut 70 Jahren vergessen? Zum 120. Geburtstag des Sängers der Heide, in: die warte 51 (1986), S. 17

Heinrich Thies, Mein Herz gib wieder her – Lisa und Hermann Löns, Romanbiografie, Springe 2016

Volker Wehrmann (Hrsg.), Die Senne in alten Ansichten und Schilderungen, Detmold 1979

## So war das damals bei der Prozession in Elsen

### Zum Begriff „Prozession“

Prozessionen gehören in katholisch geprägten Gegenden wie dem Paderborner Land zu den nach außen hin auffallendsten Formen religiösen Lebens im Verlaufe des Kirchenjahres. Das Wort „Prozession“ leitet sich ab von dem lateinischen Verb „procedere“ (= voranschreiten).

Damit ist angedeutet, worum es geht: Es handelt sich um eine religiöse Kulthandlung in der Form eines von einem oder mehreren Geistlichen begleiteten, nach Gruppen geordneten Umgangs auf einem festgelegten Prozessionsweg mit ebenfalls festgelegten Stationen. Die traditionelle Vierzahl dieser Stationen symbolisiert die vier Himmelsrichtungen. Aus unterschiedlichen Gründen können sich die Stationsorte allerdings im Laufe der Jahre auch ändern. An diesen Stellen hält der Prozessionszug an, und es werden Texte aus den vier Evangelien verlesen, Fürbitten gesprochen und ein Segen, ebenfalls in alle vier Himmelsrichtungen, wird erteilt. Zwischen den Stationen bewegt sich der Zug Kirchenlieder singend, die meist von einer Blasmusikkapelle intoniert werden. Häuser und Straßenränder sind durch Fahnen bzw. Fähnchen geschmückt. Kleine Hausaltäre mit Jesus- oder Muttergottesfiguren säumen den Prozessionsweg.

Das Zentrum der Prozession bildet das Allerheiligste, das unter einem „Himmel“ von der Geistlichkeit sichtbar in einer Monstranz, einem kostbaren Schaugefäß, getragen und zur Verehrung gezeigt wird. Zu Christus als dem „Brot des Lebens“, dem Herrn der Schöpfung und der Mitte des wandernden Gottesvolkes bekennt man sich also öffentlich als Teilnehmer der Prozession. Eine solche Prozession nennt man „theophorisch“.

Ist das bisher Genannte weitgehend überall gleich, so gibt es doch auch erhebliche örtliche Unterschiede, schon allein durch die

unterschiedlichen Termine der Prozessionen und die damit verbundenen verschiedenen Anlässe der Umzüge, z. B. bestimmte Heiligenfeste.



Prozession in Elsen auf der Von-Ketteler-Straße;  
Foto: Heimat- und Verkehrsverein Elsen, Plesser

### Prozessionen in Elsen

In Elsen sind seit jeher traditionell neben den kleineren Bittprozessionen zwei Hauptprozessionen überliefert, die nach dem Ausfall in den letzten beiden Jahren wegen der Corona-Pandemie Gott sei Dank in diesem Jahre wieder durchgeführt werden konnten: Die Fronleichnamsprozession und die Prozession am Pfingstmontag.

### Die Fronleichnamsprozession

Das Fronleichnamfest, das den „Leib des Herrn“ feiert, ist im Jahre 1264 durch Papst Urban IV. eingeführt worden und spätestens



Prozession in Elsen mit Pfarrer Mentrop und Weihbischof Rintrelen; Foto: Heimat- und Verkehrsverein Elsen, Aehlig

1299 im gesamten Bistum Paderborn nachgewiesen. Eine Diözesansynode von 1688 bestimmte, dass nach dem Vorbild beim Einzug Jesu in Jerusalem alle Straßen und Plätze, über die das Allerheiligste getragen werde, mit Bäumen, Zweigen, Laub, Blumen, wohlriechenden Kräutern und Gras bestreut werden sollten. Das Sakrament solle unter einem „Himmel“ getragen werden, und zum Tragen dieses Baldachins sollten einige der angesehensten Männer des Ortes genommen werden.



Pfingstprozession 1963; Foto: Stadt- und Kreisarchiv Paderborn, S1-136 Sammlung Weber

### Die Prozession am Pfingstmontag

Dagegen geht die Prozession am Pfingstmontag, wie Wilhelm Hucke in seinem Elsener Heimatbuch schreibt, auf eine Votivprozession für den heiligen Urban, den Konpatron der Elsener Kirche, zurück. Da das Fest des Heiligen (25. Mai) immer ungefähr in die Pfingstzeit gefallen sei, habe man die feierliche Prozession auf den Pfingstmontag verlegt.

### Beispiel einer Prozessionsstation: Das Kreuz am Tiphphof

Neben dem eigentlichen religiösen Kern hatte sich in Elsen auch allerlei volkstümliches Brauchtum mit den beiden Prozessionen verbunden, das heute teilweise in Vergessenheit zu geraten droht. Sehr lebendig daran erinnern können sich allerdings Helga Riepen und Christa Heimann, die gemeinsam mit ihrer bereits verstorbenen Schwester Annemarie Overkämping als Geschwister Holtgreve genau gegenüber einer der Prozessionsstationen, und zwar auf dem Tiphphof am Bohl(en)weg nahe dem heutigen Brau- und Bürgerhaus, aufgewachsen sind. Denn sie haben die Pfingstprozessionen der 50er/60er Jahre in der Zeit von Pfarrer Mentrop hautnah miterlebt.

### Die Reihenfolge der Gruppen

Der Pfingstprozession voraus ging eine Messe auf dem Dreizehnlinden-Sportplatz, möglicherweise bedingt durch die umfangreichen Renovierungsarbeiten in der Kirche. Zelebriert wurde die Messe mit Predigt meist von einem Geistlichen am Dom. Da das in manchen Jahren in der prallen Sonne geschah, konnte es manchmal durchaus vorkommen, dass einzelne Teilnehmer ohnmächtig „umkippten“.



*Pfingstprozession 1965; Messe auf dem Sportplatz;  
Foto: Heimat- und Verkehrsverein Elsen, Plesser)*

Dann formierte sich der Zug in der vorgegebenen Reihenfolge. Dem Vortragekreuz folgten die Knaben und männlichen Jugendlichen und dann die Männer, von denen einige die Fahnen der kirchlichen Vereine trugen. Die Musikkapelle schloss sich an. Die Kommunionkinder in ihrer Festtagskleidung wurden von ihren Lehrerinnen und Lehrern geführt und die Schützen gaben ihnen das Ehrengelicit. Für die Kommunionkinder war die Teilnahme an den Prozessionen absolutes Pflichtprogramm, das niemand ohne triftigen Grund versäumte. Die Mitte der Prozession bildete das Allerheiligste unter dem Himmel. Zum Schluss folgten die Mädchen, die weiblichen Jugendlichen und schließlich die Frauen, oft begleitet von ihren jüngeren Töchtern als Blumenstreuende „Engelchen“. Weil die Frauen zunehmend unzufrieden mit ihrer Position am Ende der Prozession waren und weil die strenge Trennung der Geschlechter zugleich eine Trennung der Familien bedeutete, ist heute die Reihenfolge der Teilnehmer an der Prozession sehr viel lockerer geworden.

### **Holtgreves Kreuz als Station**

Holtgreves Kreuz von 1868 als Station steht an einer markanten Stelle auf einer platzartigen Ausweitung des Bohl(en)weges im Tippbruch, die durch das Zusammen-

treffen mehrerer Wege gebildet wird. Benachbart zum Kreuz steht heute das 1967 von der Kreuzung Wewerstraße/Paderborner Straße dorthin umgesetzte Elsenr Kriegerdenkmal. Hohe Bäume, alte Fachwerkhäuser und landwirtschaftlich genutzte Flächen weisen das Tippbruch als grüne Lunge Elsens aus. Deshalb wird an dieser Station in den Fürbitten auch besonders um den Erhalt der Natur und eine gute Ernte gebetet.

### **Die Vorbereitungen zur Prozession**

Schon einige Tage vor der Prozession gab es auf dem Tipp Hof viel zu tun: Der Altar wurde abgewaschen und alle paar Jahre auch neu gestrichen. Ebenso mussten die Fahnen gebügelt und die Fahnenstangen aufgestellt werden.



*Kreuz und Prozessionsaltar am Tipp Hof;  
Foto: privat*

Am Pfingstmontag wurde dann der Altar aufgebaut und es wurden die Altardecken aufgelegt, die vorher gebügelt im Schrank lagen. Als Altarschmuck dienten Kerzen und dazwischen schmale Vasen mit Blumen. In der Mitte des Altars wurde eine Herz-Jesu-Figur aufgestellt. Für die Monstranz war ein Aufbau vorgesehen. Links und rechts war der Altar von Ständern mit großen Blumenvasen flankiert. Vor dem Teppich auf den Altarstufen waren Blumen und Blätter zu bunten Ornamenten und religiösen Symbolen, beispielsweise dem Christusmonogramm, ausgestreut.

Ein noch größerer und prachtvollerer Blumenteppich war übrigens traditionell von der Familie Caskordt in der Nähe der Kreuzung Bohl(en)weg/Schlengerbusch, etwa gegenüber dem heutigen neuen Kindergarten, ausgelegt.

#### **Die „Muttergottesmädchen“**

Bei den Familien Holtgreve auf dem Tipphof und Bewermeier auf dem benachbarten Schlengerhof, dem heutigen Bürgerhaus, entstand erwartungsvolle Unruhe, wenn

sich durch die Musik ankündigte, dass sich der Prozessionszug näherte. Denn beim Eintreffen auf dem Tippbruch war in knapp bemessener Zeit während des Aufenthaltes an der Station noch eine besondere Pflicht zu erledigen: An der Prozession nahmen nämlich auch vier „Muttergottesmädchen“ teil, die eine Muttergottesstatue trugen, und vier weitere Mädchen waren als Ersatz zum Wechseln vorgesehen. Ebenfalls vier Mädchen trugen das „Böckchen“, auf dem die Muttergottesstatue an der Station aufgestellt werden sollte. Auch hier gab es vier Ersatz-Böckchenträgerinnen. Diese insgesamt sechzehn Mädchen mussten nun je zur Hälfte auf den beiden Höfen gestärkt und gepflegt werden. Der Kaffee war schon vorher eingegossen. Belegte Brote und bei Holtgreves auch eine Buttercremetorte standen zum Verzehr bereit, so dass die Mädchen anschließend umso freudiger mit ihren Lasten zu den folgenden Stationen weiterzogen, manchmal allerdings im Eilschritt angesichts der knappen Pausenzeit.

Die weiteren Stationen waren an dem Kreuz in der Nähe des damaligen Standortes des Kriegerdenkmals an der Wewerstraße/Paderborner Straße, an der Ecke Blumenstraße/Elser Kirchstraße bei Familie Meermeyer und am Urbanus-Bildstock an der heutigen Kreuzung Urbanstraße/Dionysiusstraße bei Familie Hachmeyer/Borgmeyer.



*Prozessionsaltar mit Blumenteppich am Tipphof; Foto: privat*

#### **Der Ausklang**

Gleich nach der Prozession wurde dann die Altarwäsche wieder abgenommen, der Altar abgebaut und die Fahnen wurden eingerollt. Während die Schützen sich zum Umtrunk trafen, wurde der Rest des Tages in den Familien meist gemütlich im Kreise von Verwandten verbracht. Damit wurde eine alte Tradition fortgeführt. Denn

---

schon zur Pfingstprozession im Jahre 1899 heißt es in der Elsener Ortschronik, es sei am Festtage verhältnismäßig gutes Wetter gewesen, und dann wörtlich weiter: „Und so konnte sich die althergebrachte Prozession zur Freude aller Einwohner durch das Dorf in Bewegung setzen und verlief auch in schönster Weise. An diesem Tage nämlich eilt jeder geborene Elsener, wenn er es eben kann, seinem Heimatdörflein zu, um alte Erinnerung aufzufrischen und heitere Stunden bei seinen Lieben zu verbringen.“

*Günter Wißbrock*

#### **Benutzte Literatur**

- Norbert Henrichs, Kult und Brauchtum im Kirchenjahr, Düsseldorf 1967  
Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960  
Gerhard Liedtke, Bildstöcke und Wegekreuze in Paderborn, Paderborn 1993  
Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 – 1900, Elsen 2. Auflage 2009  
Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008
-

## Der Dörenkamp und die Dörenkamps Aus der Senne nach Elsen

### Ein Streit um eine Brücke

Um die Monatswende vom Juni zum Juli dieses Jahres ging eine Meldung durch die örtliche Presse, die teils Schmunzeln, teils aber auch Empörung verursachte.

Wir erinnern uns: Der in Schloß Neuhaus-Mastbruch wohnhafte Windkraftunternehmer Johannes Lackmann hatte mit Unterstützung weiterer Mastbrucher ohne Genehmigung auf dem Truppenübungsplatz Senne eine Behelfsbrücke über die Thune errichtet, die aber postwendend von den britischen Streitkräften wieder beseitigt worden war. Vorweg war im Mai nämlich die bisherige Brücke wegen angeblicher Bauфälligkeit durch die Briten abgerissen worden. Damit war der bisher geduldete Zugang zu den Thune-Wiesen, die jahrelang ein beliebter Freizeitbereich gewesen waren, unmöglich geworden. Dass die Briten inzwischen große Betonblöcke in den Thunewiesen lagerten und erhebliche Mengen an Zäunen bestellten, hat zu Gerüchten über weitere Absperurmaßnahmen geführt, die aber von den Briten dementiert worden sind. Inzwischen haben in der zweiten Septemberhälfte in den Thune-Wiesen auch militärische Übungen stattgefunden, was in den zurückliegenden Jahren nie der Fall war.

### Der Waldfriedhof auf dem Dörenkamp und seine Bezeichnungen

Vor allem aber ist nun auch der kleine Waldfriedhof an der verlängerten Trakehnerstraße zwischen Thune und Grimke nicht mehr zugänglich.

Was hat es mit diesem Friedhof auf sich? Auffällig ist zunächst, dass er auf topographischen Karten und in der lokalhistorischen Literatur unter ganz verschiedenen Bezeichnungen auftaucht.

Auf alten Karten ist noch vom „Franzosenfriedhof“ bzw. „Französischen Friedhof“ die



*Eingang zum Friedhof auf dem Dörenkamp. Alte Ansichtskarte (Abb.: Stadt- und Kreisarchiv Paderborn, S – M1, AK-Nr. 14060)*

Rede. Aber – so viel sei vorweggenommen – heute befindet sich dort kaum noch ein Grab eines Franzosen. Es ist also jetzt sozusagen ein „Franzosenfriedhof“ ohne Franzosen. Treffender ist der heutige offizielle Begriff „Ausländerfriedhof“. Aber auch hier ist ein Einwand nötig: Es wird nicht deutlich, dass es kein allgemeiner Friedhof für Ausländer ist, sondern nur für solche, deren Tod in direktem oder indirektem Zusammenhang mit den beiden Weltkriegen und den unmittelbaren Nachkriegszeiten erfolgt ist. Dennoch stimmt auch das Wort „Kriegsgefangenenfriedhof“ nicht ganz bzw. nur für die erste Phase. Dagegen sprechen schon die relativ vielen Kindergräber.



Friedhofsgräber auf dem Dörenkamp. Alte Ansichtskarte (Abb.: Stadt- und Kreisarchiv Paderborn, S – M1, AK-Nr. 14062)

Walter Göbel, der die Geschichte des Friedhofs erforscht hat, behilft sich deshalb mit der neutralen Bezeichnung „Die Gräberstätte Dörenkamp“ und bringt damit zugleich den alten Flurnamen „Dörenkamp“ ins Spiel.

### Die Geschichte des Friedhofs

Entstanden ist der Friedhof im August 1914 mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Damals wurden auf dem seit 1892 bestehenden Truppenübungsplatz zwei Kriegsgefangenenlager mit Lazaretten errichtet, und zwar das „Waldlager“ auf dem Dörenkamp östlich von Sennelager zwischen dem heutigen Küglerweg und der Trothastraße und das Lager Staumühle. Kriegsgefangene richteten für die in den beiden Lagern bzw. deren Lazaretten verstorbenen Kameraden den Friedhof ein, der nur durch die Trothastraße und das Grimkebachtal vom Waldlager getrennt war. Ebenso errichteten Kriegsgefangene im Waldlager eine hölzerne Kirche, in der in Zukunft die Trauerfeierlichkeiten für die verstorbenen Gefangenen stattfanden und von der aus der Sarg des



Denkmal der verstorbenen Kriegsgefangenen von 1918 auf dem Dörenkamp-Friedhof. Alte Ansichtskarte (Abb.: Stadt- und Kreisarchiv Paderborn, S – M1, AK-Nr. 14066)

Verstorbenen durch seine Kameraden zum nahen Friedhof getragen wurde.

Insgesamt wurden auf dem Dörenkamp in den Jahren 1914 – 1921 405 Kriegsgefangene begraben. Dem Kriegsverlauf folgend waren es zuerst vor allem Franzosen (126), Belgier (57) und Engländer (35), dagegen wurden es später mehr und mehr Russen (172), aber auch einige Rumänen (7), Bulgaren (1) und Italiener (7).

In der Nachkriegszeit wurden die Gebeine der Verstorbenen der westlichen Siegermächte (Frankreich, Großbritannien, Belgien, Italien) auf zentrale Ehrenfriedhöfe bzw. in die Heimat umgebettet. So verblieben auf dem Friedhof nur noch die Gräber von 172 Russen, 26 belgischen Zivilgefangenen und 7 Rumänen.

Weil die britischen Besatzungstruppen nach dem Zweiten Weltkrieg das Aktenmaterial vernichtet haben, ist nicht bekannt, ob in den Jahren bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und vor allem während des Kriegs (1939 – 1945) weitere Bestattungen auf dem Dörenkamp erfolgt sind.

In der Nachkriegszeit wurde der Friedhof aber wieder in Beschlag genommen. So kam es Anfang der sechziger Jahre zu einer großen Umbettungsaktion. Dabei wurden alle ausländischen Toten, die während des Krieges und danach auf den städtischen und Gemeindefriedhöfen im gesamten Regierungsbezirk Detmold bestattet worden waren, zum Friedhof Dörenkamp überführt, darunter 208 Polen und eine Anzahl an Menschen aus vielen Nationen, besonders viele Frauen und Kinder.

Die Kleinstkinder sind fast alle 1960/61 vom Friedhof Salzkotten hierher umgebettet worden. In Salzkotten hatte die britische Militärverwaltung in der ehemaligen Kinderheilstätte St. Johannisstift ein Krankenhaus für DPs (Displaced Persons) eingerichtet. In dieses Krankenhaus wurden alle Kranken ausländischer Nationalitäten eingewiesen und von polnischem Personal versorgt. Dabei war die Sterblichkeitsrate vor allem unter den Kleinstkindern sehr hoch.

84 verstorbene Kleinkinder verschiedener

Nationalitäten wurden zum Dörenkamp überführt, darunter 77 Polen.

Insgesamt ruhen auf dem Dörenkamp heute 663 Tote.

### **Die Familie Dörenkamp**

Manchem wird bei der Lektüre dieses Aufsatzes eingefallen sein, dass „Dörenkamp“ ja auch der Name einer bekannten Elsener Familie ist. Aber die wenigsten werden wissen, dass das kein Zufall ist. Denn die Vorfahren der Elsener Dörenkamps stammen aus der Senne, wo der Flurname, der Name ihres dortigen bäuerlichen Anwesens und der Familienname eins waren. Ihr Haus mit der Nummer 199 in der Gemarkung Neuhaus lag unweit des späteren Friedhofs einzeln in der Nähe der Dörenkamp-Brücke über die Thune.

### **Die Umsiedlung aus der Senne**

1891 aber fiel der Hof dem politischen Beschluss zum Opfer, den bereits bestehenden Kavallerie-Übungsplatz bei Neuhaus zu einem allgemeinen Truppenübungsplatz zu erweitern. Dazu wurde eine Ankaufskommission unter der Leitung von Major Etto Freiherr von Fürstenberg gebildet, die mit den Haus- und Grundbesitzern auf dem in Aussicht genommenen künftigen Militärgelände über eine Entschädigung für die abzutretenden Objekte verhandeln sollte.

Taxiert wurden die Grundstücke nach den Katasterplänen und durch die Entnahme von Bodenproben und die Gebäude nach Augenschein und nach der Höhe der Feuerversicherung. Bei der Festlegung der Entschädigungssumme war man relativ großzügig und achtete besonders darauf, dass die betroffenen Hausbesitzer für den Kaufpreis an anderer Stelle wieder angemessenen Besitz erwerben konnten.

1891 mussten also Ferdinand Dörenkamp (1853 – 1923) und seine Frau Maria (1857 – 1929) mit ihren fünf Kindern gegen Entschädigung ihr Haus und ihr Grundstück auf dem späteren Truppenübungsplatz, das sie als Erbpächter des Thunemeyers bewirtschafteten, verlassen.



*Das Haus Ferdinand Dörenkamps (früher Paderborner Straße 37, heute Verner Straße 93)*

### **Der Neustart in Elsen**

Man zog nach Elsen und erbaute dort auf einem 50.000 m<sup>2</sup> Nutzfläche umfassenden Grundstück das Haus mit der späteren Adresse Paderborner Straße 37 (früher Elsen Nr. 288). Der stattliche Bau aus gelben Klinkern mit horizontalen Zierbändern aus roten Backsteinen und einem ebenfalls aus roten Backsteinen errichteten späteren Anbau steht bis heute etwas zurückgesetzt und ziemlich verborgen hinter Bäumen an der Abfahrt von der Paderborner Straße zur Bundesstraße 1. Eine Anfahrt des Hauses ist aber seit dem Ausbau der Bundesstraße 1 nur auf einem privaten Seitenweg der Verner Straße vor dem ehemaligen Praktiker-Baumarkt möglich. Deshalb hat das Haus inzwischen die dritte Anschrift bekommen. Sie lautet: Verner Straße 93.

Wenn man die Vorderseite des Hauses betrachtet, sieht man, dass Ferdinand Dörenkamp mit seinem Bau damals auf der Höhe der Zeit war: Man baute um die Wende zum 20. Jahrhundert nicht mehr vollständig in Fachwerk, sondern mit Steinen aus den Ziegeleien, die in dieser Zeit einen großen Aufschwung nahmen.

Weil es deshalb keinen hölzernen Torbogen über der großen Deelentür mehr gab, entfielen auch die Hausinschriften entweder ganz



*Der Schlussstein am Torbogen des Hauses Ferdinand Dörenkamps*

oder sie wurden in sehr verkürzter Form auf dem keilförmigen Schlussstein im Scheitelpunkt des gemauerten Torbogens angebracht. Dafür gibt es am Haus Dörenkamp ein besonders schönes und informatives Beispiel. Der Stein bietet dreierlei Aussagen: Mit den Abkürzungen J. H. S. (Jesus Heiland Seligmacher) und dem Kreuz bekennt der Bauherr seinen christlichen Glauben und stellt das Haus unter den göttlichen Schutz. Zweitens werden die Erbauer



*Das Haus August Dörenkamps (Verner Straße 91)*

Ferdinand Dörenkamp und seine Ehefrau Maria geb. Lippe genannt. Und schließlich folgt das Baujahr. Dabei ist die Jahreszahl 1891 keineswegs überraschend. Denn in diesem Jahr wurden ja die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass 1892 aus dem bisherigen Kavallerie-Übungsplatz in Neuhaus durch erhebliche Erweiterung ein allgemeiner Truppenübungsplatz Senne werden konnte. Auch wenn das Äußere des Hauses also in der damals „modernerer“ Form gebaut ist, ist der innere Aufbau noch ganz im Stile des westfälischen Bauernhauses mit den Boxen für Schweine und Kühe auf beiden Seiten der großen Deele und dem rückwärtigen Wohnbereich. Das Haus wird aber bereits seit vierzig Jahren nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Gegenwärtiger Besitzer des vermieteten Hauses ist Werner Agnesens, dessen Urgroßvater Ferdinand Dörenkamp ist.

### **Die Kinder Maria und Ferdinand Dörenkamps**

Während die Tochter Elisabeth unverheiratet im Elternhaus blieb, heiratete die zweite Tochter Bernhardine im Jahre 1919 Wilhelm Steins. Aus dieser Ehe ging die Tochter Maria Steins hervor, die 1952 die Ehe mit Konrad Agnesens schloss. Dieser Ehe entstammen der eben erwähnte Werner Agnesens und

sein 1979 früh verstorbener Bruder Wilfried. Der Sohn Heinrich ging ins Kloster. Sein Bruder August (geb. 1883), der im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren hatte und der 10.000 m<sup>2</sup> von dem elterlichen Grundstück bekommen hatte, erbaute 1926 das nahegelegene verputzte Wohnhaus Verner Straße 91, das heute zum benachbarten Autohaus Simon gehört. Zwei Anbauten, davon einer mit einer großen Deelentür, zeigen, dass auch hier an eine landwirtschaftliche Nutzung gedacht war, dass aber Wohn- und Stallteil bereits klarer voneinander getrennt waren.

### **Einheirat ins Haus Knoche**

Der dritte Bruder, Anton (geb. 1888), heiratete 1914 Anna Knoche (geb. 1887). Die Familie Knoche hatte 8 Kinder, von denen Karl 1911 und sein Bruder Bernhard 1922 nach Amerika auswanderten. Ihr Elternhaus ist – freilich in stark veränderter Form – bis heute erhalten und steht an der Wewerstraße 2 gegenüber der „Villa Junk“, einer sehr markanten Stelle Elsens, wo Wewerstraße, Von-Ketteler-Straße und Paderborner Straße zusammentreffen. Hier stand auch das Kriegedenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Es wurde 1967 zum Bohlenweg umgesetzt, weil es durch den wachsenden



*Heinrich und Anton Dörenkamp*

Verkehr zu einem Hindernis geworden war. Ebenso war an dieser Stelle immer eine Station der Prozession.

Ursprünglich war das Haus ein typisches westfälisches Fachwerk-Bauernhaus mit einer großen Deelentür, dessen Frontseite zur benachbarten Gaststätte Lange (später Elpmann) gerichtet war. Mensch, Vieh und Vorräte waren unter einem Dach untergebracht, ganz so wie es dem westfälischen Bauernhaus entsprach.

1910 wurde im Winkel zum Altbau ein neuer Wohntrakt angebaut, im Untergeschoss in Massivbauweise, im Giebel aber auch mit Fachwerk. Dadurch wurde der neue Bereich stilistisch an den alten angeglichen und er entsprach auch dem in der Architektur um die Jahrhundertwende modern werdenden „Heimatstil“, bei dem das Fachwerk nicht mehr eine tragende Funktion für das ganze Haus, sondern nur noch eine schmückende Aufgabe für Teilbereiche hatte ( Ein anderes Beispiel dafür in Elsen ist das Haus Disselnmeyer an der Nesthauser Straße).



*Das alte Haus Knoche (vor 1907), rechts Anna Knoche, ab 1914 Frau Dörenkamp*

## „Das Jahr am Abgrund“ – Elsen 1923

### Das Deutsche Reich im Krisenjahr

Wenn ein neues Jahr beginnt, ist es üblich, auf das eben vergangene zurückzublicken. Manche fragen sich sogar, was denn vor einhundert Jahren geschehen ist.

So sind vor einiger Zeit bereits mehrere Bücher über das Jahr 1923 erschienen. Ein besonders gründliches und ausführliches Buch ist das des Historikers Volker Ullrich mit dem schlichten Titel „Deutschland 1923“. Aber der Untertitel „Das Jahr am Abgrund“ lässt aufhorchen und die Frage stellen, worin denn das so Abgründige dieses besonderen Jahres bestand.

Der Klappentext des Buches gibt darauf eine kurze zusammenfassende Antwort: „1923 erlebt Deutschland einen Sturz ins Bodenlose. Französische und belgische Truppen marschieren ins Ruhrgebiet ein. Die Hyperinflation erreicht ihren bizarren Höhepunkt und stürzt breite Bevölkerungsschichten ins Elend. Während die Vergnügungsindustrie boomt, herrscht politisch der Ausnahmezustand. Separatistische Bewegungen bedrohen den Bestand des Reiches, rechte und linke Extremisten setzen zum Sturm auf die Republik an, und in München bereitet ein Mann einen Putschversuch vor, dessen Name sich der Welt noch einprägen wird: Adolf Hitler.“

Es lässt sich also mit Fug und Recht sagen, dass 1923 mit Ausnahme der Zeiten von Krieg und Diktatur wohl das schlimmste Jahr in der neueren deutschen Geschichte war.

### Das Jahr 1923 in der Elsener Chronik

Wenn wir nun den Scheinwerferkegel auf das Schicksal unseres Heimatdorfes im Jahre 1923 richten, dann liegt es nahe, die Dorfchronik danach zu befragen, ob und wie weit das allgemeine düstere Panorama auch hier zutrifft.

In den Jahren 1920 bis 1931 führte der Hauptlehrer bzw. ab 1927 Rektor der Volksschule Elsen Joseph Cramer die Chronik. Es



Joseph Cramer

fragt sich also, wie Cramer die Akzente setzt, was von den für ganz Deutschland negativen Aspekten des Jahres 1923 ihm als für Elsen besonders gewichtig erscheint, was er dagegen weniger betont oder weglässt und ob er auch Positives zu berichten weiß. Auffällig ist bereits der Beginn seiner Darstellung: Während er in den vorherigen Jahren zumeist mit Ausführungen zum Wetter und lokalen Einzelereignissen begann, steht 1923 am Anfang ein vom übrigen Text abgesetzter Satz, der gleich wie ein Paukenschlag wirkt und dem gesamten Jahr 1923 eine negative Note verleiht: „Das Jahr 1923 hat uns übel mitgespielt: wirtschaftlich, politisch und meteorologisch.“

Zwar hatte Cramer bereits in seinem Bericht über das Jahr 1922 auf die „von Tag zu Tag“ zunehmende Teuerung hingewiesen und sie am Brotpreis und den Kosten für landwirtschaftliche Produkte exemplifiziert, aber er hatte keineswegs ein derartig negatives Pauschalurteil wie über das ganze Jahr 1923 gefällt.

Seine weiteren Ausführungen machen überdeutlich, dass auch er 1923 sicherlich als ein „Jahr am Abgrund“ empfand.

## Die Ruhrbesetzung

So heißt es bei ihm: „ Gleich in den ersten Wochen des Jahres kam der Einbruch der Horden Poincarés in das Ruhrgebiet. Monatlang haben unsere Brüder am Rhein und der Ruhr im Widerstande gegen fremde Gewalt Furchtbares erduldet, bis endlich der Widerstand abgebrochen werden musste, weil seine finanzielle Grundlage versagte.“ An Cramers Worten ist alles außergewöhnlich: Er weicht von seiner sonstigen engen Fokussierung auf das Dorf Elsen ab und stellt stattdessen ausführlich ein reichsweit bedeutsames Ereignis dar. Zugleich verlässt er zum ersten und einzigen Male den nüchtern-sachlichen, distanzierten Stil des Chronisten und wird mit Ausdrücken wie „Einbruch“ statt Einmarsch und „Horden“ statt Truppen polemisch. Das zeigt aber nur, wie tief er und sicherlich alle Elsener durch die Ereignisse zu Anfang des Jahres 1923 und ihre weiteren Folgen aufgewühlt waren. Was war geschehen, das zu einer derartigen Emotionalisierung den Anlass gab? Dem Deutschen Reich war 1919 im Friedensvertrag von Versailles die alleinige Schuld am Ersten Weltkrieg zugesprochen worden, und als Konsequenz daraus waren ihm Kriegsschädigungen an die Siegermächte in Form von Geldzahlungen und Warenlieferungen in vielfachem Milliardenwert auferlegt worden. Mit der Begründung, Deutschland sei bei den Holz- und Kohlelieferungen schuldhaft im Rückstand, marschierten seit dem 11. Januar 1923 auf Initiative des französischen Ministerpräsidenten und Außenministers Raymond Poincaré (1860 – 1934) französische und belgische Truppen ins Ruhrgebiet ein. Die Regierung des deutschen Reichskanzlers Cuno reagierte mit der Ausrufung des passiven Widerstandes. Der ließ sich aber nicht über viele Monate durchhalten, unter anderem weil die Millionenbevölkerung des Ruhrgebiets ja vom Staat finanziell unterhalten werden musste, was das Deutsche Reich völlig überforderte. Im September 1923 musste deshalb der Widerstand abgebrochen werden.

## Die Inflation als Folge

Immer schneller hatte derweil zum Aufbringen der ungeheuren Geldsummen die Notenpresse rotiert. Die fatalen Folgen davon stellt Joseph Cramer in seinem Chronik-Bericht anschaulich dar: „Unsere Wirtschaft war durch den französischen Einbruch so gut wie lahmgelegt, unsere Währung völlig zerrüttet worden. Die Mark sank ins Bodenlose, der Dollar stieg in schwindelnde Höhe und mit ihm die Preise für alles, auch die lebensnotwendigsten Nahrungsmittel. Ein dumpfes, lähmendes Gefühl bemächtigte sich aller, als Mitte Oktober die Teuerungsverhältnisse katastrophale Formen annahmen, als selbst die Brotpreise von einem Tag zum anderen um Milliarden emporschnellten und die bittere Not an die Türen zu klopfen begann.“

Cramer vergisst neben den materiellen Auswirkungen der Inflation auch nicht zu erwähnen, was das Gefühl der lähmenden Ohnmacht, des Schwindels und der Bodenlosigkeit unter den Füßen für die Menschen in Elsen wie anderswo psychisch bedeutete: „Das waren Tage und Stunden stärkster seelischer Erschütterung und heftiger Nervenanstrengung.“

## Die Währungsreform

Dann aber sei „endlich, wenn auch nicht die Erlösung, so doch die Linderung“ gekommen.

„Die Einführung des wertbeständigen Geldes, verbunden mit Finanzmaßnahmen der Regierung, führte Ende November zu einer Stetigkeit auf dem Geldmarkte und zu einer fühlbaren Preissenkung, allerdings auch zu einem empfindlichen Geldmangel. Jetzt, da der Milliarden- und Billionenrausch verflogen war, erkannte man erst, wie arm wir sind. Das Reich zog rücksichtslos die Konsequenzen und setzte mit einschneidenden Sparmaßnahmen (Beamtenabbau, Abbau der Gehälter und Löhne) ein.“

Cramer beurteilt die wirtschaftlich-finanzielle Lage zum Ende des Jahres 1923 also nicht einfach nach einem Schwarz-Weiß-Sche-

ma, sondern sieht bei insgesamt vorsichtigem Optimismus auch die unvermeidlichen negativen Nebenwirkungen der Konsolidierungsmaßnahmen. Die von ihm erwähnte „Einführung des wertbeständigen Geldes“ bestand in der Abwertung der wertlosen Papiermark im Verhältnis 1:1 Billion und der damit für eine Übergangszeit verbundenen Neuausgabe der „Rentenmark“, die 1924 wieder durch die Reichsmark ersetzt wurde.

### Der Dollarkurs

Am Ende seiner Ausführungen zur Inflation fügt Cramer eine tabellarische Übersicht über den Dollarkurs in den schlimmsten Monaten, dem Oktober und November 1923, hinzu und lässt die reinen Zahlen das Katastrophale der Entwicklung illustrieren.

Tag	Oktober in Millionen	November in Milliarden
1.	242	130
2.	320	320
3.	440	420
4.	550	keine Angaben
5.	600	420
6.	keine Angaben	420
7.	keine Angaben	630
8.	838	630
9.	1200	630
10.	2975	630
11.	5000	keine Angaben
12.	4000	630
13.	keine Angaben	840
14.	keine Angaben	1261
15.	3760	2250
16.	4100	2250
17.	5500	keine Angaben
18.	8160	2520
19.	12000	4200
20.	keine Angaben	keine Angaben
21.	keine Angaben	4200
22.	40000	4200
23.	56000	4200
24.	63000	keine Angaben
25.	65000	4200
26.	65000	4200
27.	65000	4200
28.	keine Angaben	4200
29.	65000	keine Angaben
30.	65000	keine Angaben
31.	72500	keine Angaben

### Inflation im Alltag

Um die praktischen Schwierigkeiten des Umgangs mit so horrenden Geldsummen zu veranschaulichen, seien an dieser Stelle einige Sätze über die damalige Auszahlung der Lehrergehälter aus der Elsener Schulchronik, die ebenfalls Joseph Cramer führte, eingeschoben: „Um möglichst schnell in den Besitz des Gehaltes zu gelangen, mussten die Lehrpersonen ihr Gehalt selbst ausrechnen. Die Ausrechnung wurde dem Amtsrentmeister vorgelegt, der dann einen Scheck ausschrieb, worauf dann das Gehalt von der Kreiskasse in Paderborn abgeholt werden konnte. Ein Rucksack genügte manchmal nicht, um das Geld für die Lehrpersonen des Amtes aufzunehmen. Vielfach kam es vor, dass die Kasse kein Geld hatte.

Bei der Auszahlung war dann das Geld vielfach entwertet, da der Dollar inzwischen um das Doppelte gestiegen war.“

Wenn man sich abschließend fragt, warum Rektor Cramer ein Ereignis der „großen“ Geschichte in einer lokalen Chronik so breit behandelt, dann ist die Antwort einfach: Jeder einzelne Bürger in Elsen spürte die Auswirkungen der Inflation sozusagen „direkt im Portemonnaie“. Hinter dieser existentiellen Herausforderung verloren alle anderen Themen im Bewusstsein der Menschen an Bedeutung.

### Weitere Krisenzeichen

Damit lässt sich auch erklären, weshalb Cramer die übrigen für das Deutsche Reich negativen Ereignisse des Jahres 1923 (mehrfache Regierungskrisen, Putschversuche von Kommunisten und Nationalsozialisten, separatistische Bestrebungen im Rheinland und der Pfalz) nicht erwähnt, obwohl sie für

die noch junge demokratische Weimarer Republik durchaus gefährlich waren. Insbesondere konnte man sich in Elsen mit Sicherheit nicht vorstellen, dass Adolf Hitler, der Anführer des im Kugelhagel der Polizei in München gescheiterten nationalsozialistischen Putsches, in der deutschen Politik noch einmal eine ebenso gewichtige wie verheerende Rolle spielen sollte. Bei der Reichstagswahl am 4. Mai 1924 erhielten die Nationalsozialisten in Elsen beispielsweise eine einzige Stimme, während die katholische Zentrumspartei in ihrer Hochburg 843 Stimmen gewann.

### **Das Wetter**

Schon in seinem Einleitungssatz hatte Joseph Cramer – wie oben zitiert – angedeutet, dass das Jahr 1923 auch meteorologisch durchaus unerfreulich war, so dass die Notlage und die allgemeine schlechte Stimmung dadurch sicher noch verstärkt wurden. Von Klimaerwärmung wie heute konnte keine Rede sein, im Gegenteil!

So heißt es: „Sonnige Sommertage haben wir gar nicht gekannt. War schon der Mai ein recht unangenehmer Geselle, so hat ihn der Juni in dieser Beziehung weit übertraffen. Regen brachte er in solchem Übermaß, dass an die Einbringung von Heu in unserer Gegend gar nicht zu denken war. Aber nicht allein regnerisch war dieser „Rosenmonat“, sondern auch kalt, bitter kalt. Es ist festgestellt, dass der Juni seit etwa 200 Jahren der kälteste Juni gewesen ist. Es gab viele Tage, an denen 6 – 8 Grad zu verzeichnen waren bei durchweg vorherrschendem Nordostwinde. Der kälteste Juni, von dem wir für Deutschland verbürgte Kunde haben, war der von 1733, dessen mittlere Temperatur 12,6 Grad betrug.

Vor Toresschluss zwickte uns noch eine sibirische Kälte. Am Silvestertage verzeichnete das Thermometer am Morgen 20 Grad, mittags waren es immer noch 13 Grad. Fußtiefer Schnee bedeckte den Erdboden.“ Beim Wetter zeigt sich also ein krasser Gegensatz im Vergleich zu dem, was wir 2022

erlebt haben, nämlich einen überdurchschnittlich heißen und trockenen Sommer und ein laues Frühlingslüftchen ohne eine Spur von Schnee zu Silvester.

### **Lokale Einzelereignisse**

Fragt man nun danach, was es denn in der Chronik noch an rein lokalen Ereignissen in Elsen im Jahre 1923 zu melden gab, so macht man eine überraschende Entdeckung: Trotz der verheerenden Inflation wurden im kirchlichen und weltlichen Bereich Infrastrukturmaßnahmen durchgeführt, und es zeigte sich dabei eine angesichts der gravierenden Notlage erstaunliche Spendenbereitschaft. So veranstalteten Mitglieder des Schützenvereins eine Sammlung, aus deren Erlös im Herbst 1923 die Neueindeckung des Turms der St. Dionysius-Kirche finanziert werden konnte.

Ebenso wurden zwei neue Glocken für die Kirche angeschafft. Finanziert wurden sie durch den Landwirtschaftlichen Ortsverein, dessen Mitglieder auf das ihnen zustehende Pachtgeld für die Jagd in der Elsener Feldmark verzichteten. Von der weltlichen Gemeinde wurden Reparaturmaßnahmen an der Knabenschule vorgenommen.

Erstaunlich war auch das Ergebnis einer Sammlung für eine Notgemeinschaft zugunsten bedürftiger Mitbürger: „Die Arbeiter stellten den Lohn von 3 Überstunden zur Verfügung. Der Landwirtschaftliche Ortsverein sammelte 22344 Mark in bar, 13 Zentner Getreide, 100 Zentner Kartoffeln, 150 Pfund Fleisch und Wurst, 150 Pfund Dörrobst, 40 Brote, 15 Zentner Heu und Stroh, außerdem kamen noch reichlich ein: Eier, Haferflocken, Zwiebeln etc. Zuerst wurden die Bedürftigen der Gemeinde bedacht, der Rest der Sammlung wurde dem Magistrat in Paderborn zur Verteilung überwiesen.“

Schließlich errichtete der Gutsbesitzer Johannes Syring eine neue Betonbrücke über die Alme.

Dass immer wieder Elsener Landwirte zum öffentlichen oder privaten Wohl die Initiative ergriffen, lag sicherlich auch mit daran,

dass sie als weitgehende Selbstversorger und Sachwertbesitzer nicht so stark wie andere durch die Inflation betroffen waren, manche sich auch gerade durch die Inflation entschulden konnten.

terstützung seiner Heimatgemeinde in der Notlage nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen und wurde deshalb 1952 zu seinem 75. Geburtstag zum Ehrenbürger Elsens ernannt.)



Inflationsgeld

### Hilfe aus Übersee

Aber es kam auch Hilfe von außen für Elsen: Bernhard Sinne (1877 - 1969), aus Elsen gebürtiger katholischer Priester, der seit 1904 als Prälat in Omaha/Nebraska (USA) wirkte, zeigte „herzliches Mitgefühl mit seinen lieben Landsleuten“. Rektor Cramer schreibt: „Durch reiche Geldspenden hat er manche Not gelindert und durch seine Liebesgabensendungen, gegen 15 Zentner, mancher Familie eine herzliche Weihnachtsfreude bereitet.“ (Prälat Sinne hat im Übrigen die großzügige Un-

### Ausblick

Wenn man das „Jahr am Abgrund“ mit dem verflorenen Jahr 2022 vergleicht, dann geht es dem Durchschnittsbürger heute trotz aller Probleme (Pandemie, Ukrainekrieg, Energiemangel, Klimawandel) unvergleichlich viel besser als 1923, und Demokratie und Rechtsstaat sind wesentlich gefestigter als damals. Dennoch ist 2022 ein Putschplan Unverbesslicher aufgedeckt worden, verschiedene Gruppen haben sich bei der Verfolgung ihrer Ziele nicht an das staatliche Gewaltmonopol gehalten und Inflation und Teuerung sind auch wieder ein Thema. Alle diese negativen Aspekte sind allerdings in ihren Dimensionen nicht mit 1923 zu vergleichen. Zu Panikmache besteht also kein Anlass, aber

eines sollte man doch aus der Geschichte gelernt haben: Wehret den Anfängen!

Günter Wißbrock

### Benutzte Literatur:

- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008
- Volker Ullrich: Deutschland 1923 – Das Jahr am Abgrund, München 2022

Bilder und Tabelle:

Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974

## „Besseres Fräulein für herrschaftlichen Haushalt gesucht“

**Stellenanzeigen als Spiegelbild des gesellschaftlichen Wandels in den letzten hundert Jahren**

### Die frühere Paderborner Kirchenzeitung „Leo“

In der Elsener Familie Helga und Norbert Amediek wird ein äußerlich schon etwas verschlissener, aber inhaltlich noch vollständiger Band aufbewahrt. Es handelt sich um den Jahrgang 1915 des seit 1878 erscheinenden Paderborner „Sonntagsblatts für das katholische Volk“ mit dem Namen „Leo“, das nach dem damals eben gewählten Papst Leo III. benannt war. Diese Zeitschrift erschien bis 1941 wöchentlich wie das heutige Kirchenblatt „Der Dom“ im Verlag der Paderborner Bonifatius-Druckerei, die sich damals als „Druckerei des Apostolischen Stuhles“ bezeichnete.

Die Themenpalette des Blattes bestand aus den Sonntagslesungen, Erzählungen und Gedichten, geistlichen Betrachtungen, Meldungen aus Kirche und Staat sowie einer kontinuierlichen Chronik der Ereignisse des Ersten Weltkrieges.

### Stellenanzeigen im „Leo“

In einigen Ausgaben des Jahrgangs 1915 finden sich auch Kleinanzeigen. Am interessantesten sind dabei die Stellenanzeigen, denn ihr Wortlaut macht auf frappierende Weise den gewaltigen gesellschaftlichen Wandel in den letzten gut hundert Jahren deutlich, besonders auch, was die Rolle der Frau betrifft. Erinnert sei daran, dass Deutschland 1915 noch ein Kaiserreich war, auch wenn es drei Jahre später mit dem Verlust des Krieges und dem Rücktritt Kaiser Wilhelms II. mit der „Herrlichkeit“ der Monarchie ein Ende hatte.

Zwei Bemerkungen vorweg: Da die Anzeigen in einer katholischen Kirchenzeitung aufgegeben worden sind, ist es natürlich nicht verwunderlich, dass relativ häufig auch die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als Voraussetzung für eine berufliche Anstellung benannt wird. Im Übrigen dürften die Anzeigen aber allgemeingesellschaftliche Auffassungen der damaligen Zeit widerspiegeln. Ebensovienig verwunderlich ist es auch, dass es in dem bei weitem überwiegenden Anteil der Stellenanzeigen um weibliche Personen geht, da die große Mehrheit der jüngeren Männer 1915 zum Kriegsdienst eingezogen war.



Der „Kopf“ des „Leo“

## Verschiedene Anzeigen

### Stütze gesucht,

die bürgerlich gut Kocht. Haushalt drei Erwachsene. Zweitmädchen vorhanden.

Frau August Potthoff,  
Bad Kreuznach.

Zum 1. Oktober wird  
**einfaches Fräulein**  
für die Küche u. zu 3 Kindern  
gesucht, ferner ordentliches

### Zweitmädchen

für alle Hausarb. und Wäsche  
(mit Waschfrau). Offert. mit  
Zeugnisausschnitten an  
Frau Reichsamm. Holtermann,  
Essen-Ruhr, Bertholdstr. 10.

Für kleinen, ruh. Haushalt wird z. sofortig. Eintritt bezw. zum 1. Okt. ein  
sauberes, fleißiges

### Mädchen gesucht.

Frau D. Wessel,  
Münster i. W., Sudstr. 56.

Zum 1. Okt. d. J. wird für  
kleinen, herrsch. Haushalt ein  
jüngeres, sauberes

### Hausmädchen

gesucht. Bewerbungen sind zu  
richten an  
Frau Reg.-Baumeister Fritze,  
Arnsberg i. W., Gartenstr. 41.

Besseres, kinderliebendes

### Mädchen

für kl. Haushalt zu sofortig. ge-  
sucht. Waschfrau vorhanden.

H. Marion,  
Duisburg, Breitestraße 15.

Suche zum 1. Oktober ein  
braves, einfaches, kathol.

### Mädchen

für Haus- und Gartenarbeit.  
Frau Sparsassenrentandant  
Holthey in Wadersloh.

Gesucht auf sofort od. später  
einfaches, katholisches

### Fräulein,

nicht unter 20 J., als Stütze  
bei Familienanschluss und gu-  
tem Gehalt. Dienstmädchen  
vorhanden.

Frau C. Hentschel

### Hausmädchen!

Zum 1. Okt. fleißiges, zu-  
verlässl. Hausmädchen gesucht,  
das bügeln und nähen kann.

Freifrau von Spiegel,  
Helmer bei Bedelsheim.

Ich suche zum 1. Okt. ein  
erfahrenes

### Zweitmädchen

mit guten Zeugnissen aus  
besseren Häusern.

Frau Justizrat Strunk,  
Essen-Ruhr, Lindenallee 62.

### Mädchen

für Küche und Hausarbeit bei  
hohem Lohn zum 15. Sept.  
oder 1. Okt. gesucht.

Bruun, Casino,  
Münster i. W., Neuplatz.

Zu anfangs September ein

### Rochlehrfräulein

ohne gegenl. Vergüt. gesucht.

Kurhotel Wolthaus,  
Bad Lippspringe.

### Musikal. gebildet. Fräulein

zu 2 kl. Kindern gesucht. Fa-  
milienanschluss. Offerten mit  
Bild u. Zeugnissen erb.

Buchhandlung Erben,  
Koblenz, Schloßstraße 47.

Suche zu Sept. eine kathol.  
Verkäuferin,

die in der Buch- und Schreib-  
warenhandl. bewand. ist. Off.  
mit Gehaltsangabe bei freier  
Stat. nebst Zeugnisausschn. u.  
Bild erb. an Buchh. W. Oster-  
kamp, Sterkrade, Rhld.

Nach Offen-Ruhr w. z. 15.1

Sept. e. in d. bürgerl. Küche  
durchaus erf. Mädchen gel.  
w. Hausarb. üb. G. Zeugn.  
a. besser. Häusern erford.  
Frau Mayer, z. St. Kurhotel  
Timmendorfer Strand bei  
Lübeck.

Ein braves, zuverlässiges

### Zweitmädchen

gesucht. Frau Dr. Hamm,  
Lütgendortmund.

Eine kösterliche Anstalt in

Bonn sucht z. 1. Okt. ein kath.

### Rochlehrmädchen,

nicht unter 18 J., Vergütung

200 Mark. Meld. unter Nr.  
3816 an die Geschäftsstelle.

Für kinderlosen, besseren

Haushalt ein braveres.

Für die selbständige Fort-  
führung einer Gast- u. Schen-  
wirtschaft einer Kreisstadt des  
Sauerlandes eine kathol.

### Haushälterin

gefesten Alters sofort gesucht.  
Sauerländerin bevorzugt.

Anfragen mit Angabe der  
Gehaltsansprüche an d. Geschft.  
erbeten unter Nr. 3822.

Gesucht wird ehrliches,

### junges Mädchen

auf sofort oder zum 1. Sept.  
zur Erlernung der Küche und  
des Haushaltes und zum Be-  
dienen d. Gäste. Ggw. Taschengeld.  
Familienanschluss. Mel-  
dungen unter Nr. 3826 an d.  
Geschäftsstelle erbeten.

Suche zum 1. Okt. d. J.  
e. zuverlässiges, sauberes, kath.

### Mädchen

für alle Haus- und Gartenar-  
beiten.

Aug. Eckervogt, Baugeschäft,  
Heessen i. W.

### Lehrling und Volontär

für Bäckerei und Konditorei  
gesucht.

Jos. Otten, Paderborn.

### Lehrling

für Bäckerei u. Kondit. gesucht.  
Dampfbäckerei Joh. Theelen,  
Düsseldorf, Querkstraße 10.

Gesucht wird militär.,  
kath. Mann zur Vertretg.  
des zum Seeresdienst ein-  
gezogenen

### Gärtners

für herrschaftl. Gut. Off.  
u. S. 2656 bef. A. Rolef,  
A.-G., Münster i. W.

Für Lungenheilstätte wer-  
den wegen Einberufung:

### ein Wärter

für Laboratorium sowie

### zwei Wärter

für den Stationsdienst ge-  
sucht. Heilstätte Ambros

### bei Hagen i. W.

Ginf. Fräul. sucht Stelle als

Stütze, a. liebtl. in Privath.  
Off. u. Nr. 3768 an d. Geschft.

## **Frauen und Beruf vor hundert Jahren**

Daher wollen wir uns in diesem Aufsatz auf den Bereich „Frauen und Beruf“ beschränken. Fast immer werden Hilfen für den Haushalt gesucht, viel seltener Verkäuferinnen. Damit ist auch schon beinahe das Spektrum der damals für die Frauen möglichen Berufe umschrieben. Außerdem blieb Berufstätigkeit im Regelfalle Episode im Leben einer Frau. Der Beruf war ganz darauf angelegt, Vorstufe zum Erwerb der Kenntnisse für die eigentliche „Bestimmung“ der Frau als spätere Ehefrau und Mutter zu sein.

### **Stellenangebote und ihre Annoncierenden**

Fragen wir zunächst danach, wer denn die Stellenangebote aufgegeben hat, so sind es, wenn es um gesuchte Haushaltsgehilfinnen geht, grundsätzlich die Hausfrauen. Wenn man aber nun erwartet, dass sie sich mit ihrem Vor- und Zunamen vorstellen, ist man im Irrtum. Vielmehr gab es zwei Möglichkeiten der Benennung: Entweder bezeichnete sich die Frau mit dem Vornamen des Mannes oder sie fügte dem Familiennamen den Beruf bzw. Titel ihres Mannes hinzu. Einige Beispiele aus dem „Leo“: Frau August Potthoff, Frau Karl Sprock, Frau Alfred Tritsch oder: Frau Rechtsanwalt Holtermann, Frau Bankdirektor Küppers, Frau Oberlandesgerichtsrat Böhner. Überflüssig waren diese Hinzufügungen nur bei Adligen, weil hier der Titel schon genügte (Beispiele: Freifrau von Spiegel, Frau von Canstein).

Frauen hatten also sozusagen keine eigene, sondern nur eine von ihrem Mann und dessen beruflicher Stellung „geliehene“ Identität, nach der sich ihr gesellschaftlicher Status bemaß. Ähnliches entdeckt man auch auf alten Grabdenkmälern, z. B. in Warburg (Beispiel: Frau Oberlokführer Alfred Meier).

Insgesamt widerspiegelt sich darin eine patriarchalische, also männerbestimmte, und hierarchisch von oben nach unten streng nach Ständen getrennte Gesellschaft mit sehr unterschiedlichen Lebenskreisen.

Das Benennen der männlichen Berufe hat natürlich auch den Zweck, dass der Leser gleich erkennt, dass die Annoncierende den damals privilegierten Schichten des Adels oder des Besitz- und Bildungsbürgertums angehört, also ein entsprechend herrschaftliches Haus führt, das sich Personal leisten kann und daran auch gehobene Ansprüche stellt.

### **Ein extremes Beispiel**

Eine Annonce schießt dabei den Vogel ab. Sie sei deshalb hier wörtlich zitiert:

„Ich suche zum 1. September besseres Zweit- oder einfaches Drittmädchen für Dienerstelle. Beste Zeugnisse aus herrschaftlichen Häusern erforderlich.

Frau Landrat von Wülfling geb. vom Rath Dinslaken Niederrhein.“

Mehr Ständesdünkel ist kaum möglich, denn die Dame fügt ihrem adligen Namen nicht nur den gehobenen Beruf ihres Mannes, sondern auch noch ihren ebenfalls adligen Geburtsnamen hinzu. Es könnte ja jemand sonst auf die Idee kommen, dass sie vielleicht nur eine angeheiratete Bürgerliche sei. Im Bewusstsein dieser Frau gibt es ein klares Oben und Unten zwischen Herren und Dienern, und auch beim Personal unterscheidet sie noch nach über- und untergeordneten, mehr oder weniger qualifizierten und entsprechend angesehenen Bediensteten.

### **Bezeichnung der gesuchten weiblichen Arbeitskräfte in den Stellenangeboten**

Wenn wir nun danach fragen, wie die annoncierenden Damen die gesuchten weiblichen Arbeitskräfte bezeichnen, dann fallen einige heute überhaupt nicht mehr übliche Begriffe auf:

Wenn die Frau des Hauses noch selbst den Haushalt leitet, dann sucht sie eine „Stütze“, also ein Mädchen für alles. In „herrschaftlichen“ Häusern, wo das nicht der Fall ist, werden dagegen „Erst-, Zweit- und Drittmädchen“ beschäftigt, oft sogar noch unterstützt durch eine Waschfrau.

## Das Anforderungsprofil

Fragt man nach den Adjektiven, mit denen das Anforderungsprofil an die Bediensteten in den Anzeigen beschrieben wird, so stehen natürlich Begriffe wie „erfahren“, „fleißig“, „sauber“, „proper“, „ordentlich“, „ehrllich“ und „zuverlässig“ im Vordergrund. Mehrfach heißt es auch, man suche ein „besseres“ Mädchen. Das bei weitem häufigste Adjektiv aber ist „brav“. Heute hat dieses Wort längst nicht mehr einen so positiven Beigeschmack, denn man verbindet damit eher den Gedanken an eine allzu brave, wenig selbstbewusste, sich kritiklos unterordnende Persönlichkeit. Damals hatte das Wort sicher die Bedeutung von „anständig“, aber auch von „lenkbar“ und „fügsam“.

## Selbstdarstellung der weiblichen Arbeitskräfte in den Stellengesuchen

Interessant ist nun, wie sich die Arbeitskräfte selbst darstellen, wenn sie als Anzeige ein Stellengesuch aufgeben. Am häufigsten sprechen sie von sich entweder als „besseres Mädchen“ oder als „einfaches Fräulein“, machen also innerhalb ihres Standes durchaus auch qualitative Unterschiede. Ansonsten ist demütige Selbsterniedrigung gefragt. Es ist schließlich noch die Zeit, in der man Mädchen als Erziehungsgrundsatz ins Poesiealbum schrieb:

*„Sei wie das Veilchen im Moose,  
sittsam, bescheiden und rein  
und nicht wie die stolze Rose,  
die immer bewundert will sein.“*

(Auch wenn der Spötter Wilhelm Busch schon damals reimte: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.“)

## Die Entlohnung

Daher wagen die jungen Damen in ihren Stellengesuchen auch kaum, die leidige Frage der Entlohnung anzusprechen. In einer Anzeige heißt es z. B.: „Es wird mehr auf gute Behandlung als auf Lohn gesehen“. Bestenfalls schreibt man als Lehrling: „Etwas Taschengeld ist erwünscht“.

Damals war es noch keineswegs selbstverständlich, dass Auszubildenden bereits eine Vergütung zustände. Im Gegenteil vertraten Lehrherren und Lehrherrinnen oft die Ansicht, dass ihnen für ihre pädagogischen Bemühungen und für Kost und Logis von den Eltern der Auszubildenden eine Entschädigung gezahlt werden müsse. Andere wogen die geleistete Arbeit der Lehrlinge dagegen auf. So verwundert es nicht, dass in den Anzeigen als Kompromiss in der Frage der Entlohnung immer wieder die stereotype Formel „ohne gegenseitige Vergütung“ auftaucht.

## Schluss

Zum Schluss seien einige sehr persönliche Erinnerungen gestattet, die mir während der Beschäftigung mit den Stellenanzeigen des „Leo“ kamen und die hier kommentarlos abgedruckt seien, weil sie für sich selbst sprechen: Auch meine Mutter (Jahrgang 1912) war nach der 8-jährigen Volksschule ab dem 14. Lebensjahr in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts als Dienstmädchen „in Stellung“, wie man damals sagte. Zuerst war sie bei einem Viehhändler in Lage angestellt, später nacheinander in zwei Fabrikantenfamilien in Theesen bei Bielefeld und in Herford. Im Nachhinein hat sie oft von ihren dortigen Erlebnissen erzählt.

Dreierlei davon ist mir auch nach langen Jahren im Gedächtnis geblieben: In Lage stand ihr Bett in einem Verschlag ohne elektrisches Licht über dem Vieh. In allen drei Familien durfte das Personal nicht am Tische der „Herrschaften“ mitesen.

Und schließlich eine Episode, die sich meiner Mutter besonders tief eingepägt hatte: Eines Tages musste sie in Herford für ihre Chefin eine Postkarte an deren Schwester zum Briefkasten bringen. Neugierig las sie den Text und stieß dabei auf den Satz „Denn du weißt ja, liebe Schwester, dass wir zum Arbeiten nicht geboren sind.“

Günter Wißbrock

## Vergessenes Gedenken

Das nebenstehende Foto erschien zusammen mit dem dazugehörigen erläuternden Text in Heft 206 der Elsener Nachrichten im Sommer 2015 als Teil eines Aufsatzes über die Elsener Kriegerdenkmäler:

### **„Der Findling zu Ehren der Opfer der Kriege, der Vertreibung und Gewaltherrschaft**

Am 31. August 1991 wurde im Rahmen eines

Kameradschaftsfestes der ehemaligen Soldaten und Heimkehrer ein Gedenkstein durch die Pfarrer der katholischen und evangelischen Kirchengemeinden, Bernhard Kämpchen und Jürgen Pensky, gesegnet. Landrat Köhler hielt die Festansprache.

Der Stein stammt aus dem ostpreußischen Masuren und wurde mit Hilfe der dort beheimateten Frau Dr. Ursula Pelik beschafft. Sie bezeichnete in einem Brief den Stein als Symbol von Festigkeit und Härte, damit nicht wieder Tote beweint werden müssten, die in kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern ihr Leben lassen mussten.

Die Inschrift zeigt, dass, anders als bei den Ehrenmalen in Elsen Bahnhof und Nesthausen aus der frühen Nachkriegszeit, die Zeit reif war, unterschiedliche Gruppen von Opfern zu benennen. Sie ist zunächst den direkten Opfern der Kriege gewidmet, ohne dass zwischen gefallenem Soldaten und zivilen Toten unterschied-



den wird. Darüber hinaus werden auch die Opfer der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten angesprochen, was bei einem Stein aus Masuren besonders naheliegend war. Schließlich wird der Opfer der Gewaltherrschaft gedacht, also vor allem der Toten der Verfolgung aus politischen oder rassistischen Gründen im „Dritten Reich“.

Die Inschrift des Gedenksteins ist leider derzeit wieder sehr aktuell. Denn wir leben



Der versteckte Gedenkstein heute

---

in einer Zeit, in der es in Europa erneut Kriegsopfer, Vertriebene und Opfer einer Gewaltherrschaft gibt. Aber – so werden viele Elsener fragen – wo steht denn der abgebildete Stein, wo finde ich denn den Findling mit der Inschrift?

Eine erste Antwort muss lauten: Man findet ihn gar nicht, denn er hat sich versteckt. Dicht an dicht ist der Stein in dem kleinen

Gedächtnishain beim Kriegerdenkmal auf dem Tippbruch am Bohlenweg inzwischen von mehreren Schichten Efeu überwachsen. Wenn die Inschrift wieder lesbar und die leider ach so notwendige Mahnung wieder lebendig werden soll, dann stellt sich allerdings die Frage: Wer gedenkt, den Gedenkstein möglichst bald von seiner grünen Tarnkappe zu befreien?

*Günter Wißbrock*

# Immer Ärger mit der Almebrücke

## Teil 1: Das 19. Jahrhundert

### **Elsen, Paderborn und das Problem der Almeüberquerung**

Bekanntlich wird Elsen in der Namensform „Ilasan“ im Jahre 1036 zuerst schriftlich erwähnt. Bischof Meinwerk von Paderborn stattete damals das von ihm gegründete Paderborner Busdorf-Stift mit den Zehnteinkünften von 19 bischöflichen Haupthöfen und 72 Unterhöfen, sogenannten „Vorwerken“, aus. „Ilasan“ war ein Unterhof, ein Vorwerk, des Haupthofes „Nigenhus“ (Neuhaus).

Elsen hatte also schon in sehr früher Zeit eine nicht allein lagebedingte, sondern auch historisch gewachsene Beziehung zum nahen Paderborn als politisches, religiöses und wirtschaftliches Zentrum. Der Weg dorthin war und ist einer der wichtigsten Lebensnerven der Gemeinde, die auf seine kontinuierliche Befahr- und Begehbarkeit angewiesen ist.

Ganz gleich, ob die Zehnten in Naturalien, also landwirtschaftlichen Produkten, oder später auch in Geld abgeliefert werden mussten, gleich auch, ob sie zuerst nach Neuhaus oder direkt nach Paderborn gebracht werden mussten oder von Paderborn aus geholt wurden, es ergab sich stets das gleiche Problem: Man musste in irgendeiner Weise die Alme überqueren.

Gab es damals nur Furten oder schon erste Holzbrücken? Wir wissen es nicht. Eins dürfte aber auf jeden Fall feststehen: Die noch ganz unregulierte Alme hat sicherlich auch damals schon bei extremen Wetterkapriolen Hochwasser geführt und eine normale Überquerung zeitweise unmöglich gemacht.

### **Wechselseitige Abhängigkeit von Dorf und naher Stadt**

Erst fast 800 Jahre später erfahren wir Näheres darüber in der seit dem Jahre 1800 geführten Gemeindechronik. Bis weit ins

20. Jahrhundert hat die Überbrückung der Alme als das Nadelöhr auf dem Wege von Elsen nach Paderborn immer wieder zu Schwierigkeiten geführt.

Dabei wurde ein ungestörter Weg nach Paderborn mit den Jahren, mit zunehmender Bevölkerung in Elsen und mit dem Wandel von einem rein agrarisch geprägten Dorf zu einer Mischgemeinde mit relativ vielen in Paderborn oder Neuhaus beschäftigten Bürgern immer wichtiger. Aber auch die Lieferung landwirtschaftlicher Produkte, besonders Obst, in die Stadt florierte. (Heutige Elsener Straßennamen wie „Appelkamp“ und „Kirschenkamp“ erinnern daran!)

Die wechselseitige Abhängigkeit von Dorf und naher Stadt verdichtete sich also im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr.

Um zu verdeutlichen, welches gravierende Problem Zerstörungen an der Almebrücke für die Gemeinde Elsen und den Verkehrsfluss nach und von Paderborn bedeuteten, seien zunächst einige statistische Daten angeführt: In der kontinuierlich geführten Ortschronik von 1800 bis zur Eingemeindung Elsens nach Paderborn im Jahre 1975 ist in 26 Jahren von Hochwasser der Alme und Überschwemmungen die Rede. Neunmal kam es dabei zu partiellen oder vollständigen Zerstörungen der Almebrücke. Aber auch wenn die Brücke nicht betroffen war, konnte die Verkehrsverbindung unterbunden oder beeinträchtigt sein. So heißt es in der Chronik bereits zum Jahre 1808: „Es war eine so große Wasserflut, dass die Alme durch Elsen floss.“ Die Brücke war also, auch wenn sie möglicherweise unbeschädigt war, trockenen Fußes überhaupt nicht erreichbar.

### **Unterbrochene Kommunikation**

Besonders schwerwiegend waren die Folgen der Überschwemmung von Lippe und

Alme im September 1829. Nicht nur Teile der Ernte wurden vernichtet, sondern die Chronik schreibt: „Die Kommunikation mit Paderborn, Neuhaus und Sande war unterbrochen; die Schlingbrücke äußerst beschädigt; zwei Hauptpfähle hatte die Gewalt des Wassers mit sich fortgerissen.“

Elsen war also zeitweise von seinen wichtigsten Nachbarorten völlig abgeschnitten. Das bezog sich nicht nur auf die Verkehrsverbindungen, sondern – da es ja noch kein Telefon gab und die Post nicht zum Einsatz kommen konnte – es war auch in diesem Sinne weder mündliche noch schriftliche Kommunikation mit den benachbarten Gemeinden möglich.

### **Der Schling und die Schlingbrücke**

Zum ersten Mal in der Chronik wird hier die Brücke über die Alme als „Schlingbrücke“ bezeichnet. Damit hat es die folgende Bewandnis: Beim noch heute existierenden Hof Welslau (Schlinghof) an der Paderborner Straße befand sich seit dem Mittelalter ein Durchgang („Schling“) durch die Paderborner Landwehr, eine aus Wällen, Hecken und Wachttürmen bestehende

Befestigungsanlage um die Stadt. Dieser Durchgang zusammen mit der Brücke machte den Verkehr von Elsen nach Paderborn und umgekehrt überhaupt erst möglich, lenkte ihn konzentriert an diese Stelle und unterzog ihn der Kontrolle.

Es gibt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur eine einzige bildliche Darstellung des „Schlings“ mit dem „Schlinghause“ und der Brücke, nämlich eine Skizze des Paderborner Zeichenlehrers Franz Joseph Brand (1790 – 1869). Darauf macht die Brücke einen ziemlich schmalen und „staksigen“ Eindruck. Offensichtlich ist es eine Fußgängerbrücke.

Die Überschwemmung vom September 1829 hatte im Übrigen noch weitergehende Folgen, denn die notdürftig reparierte Brücke wurde bereits im Februar 1830 fast vollständig von einer erneuten Flut weggerissen. Dadurch entstand ein erheblicher Schaden für die Gemeinde, weil eine ganz neue Brücke angelegt werden musste. Fertiggestellt war der Neubau erst Ende November 1830. Er kostete die Gemeinde Elsen 127 Reichstaler.



Franz Joseph Brand, Elser Schling; Quelle: Altertumsverein Paderborn / Codex 178, Blatt 58

Durch eine Notiz des Chronisten zum Januar 1840 wird indirekt deutlich, dass die Elsener das wiederkehrende Almehochwasser und seine Folgen nicht einfach schicksalhaft hingenommen hatten, sondern zu Gegenmaßnahmen geschritten waren. Resigniert heißt es jedoch: „Die durch häufigen Regen angeschwollene Alme zerstörte größtenteils die Arbeiten wieder, welche mit so vieler Anstrengung zur Einfriedigung des Almebettes gemacht waren.“

### **Die Katastrophe von 1841**

Die größte Katastrophe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts folgte dann im Januar des nächsten Jahres 1841. Auslöser war die allzu schnelle Schmelze einer ungewöhnlich hohen Schneedecke von mehr als 60 cm durch dreitägigen, starken Regen. Alme, Pader und Lippe traten am 17. Januar über die Ufer und setzten auf weite Strecke alles unter Wasser. An der Salzkottener Chaussee, der heutigen B1, wo es schon eine steinerne Brücke gab, wurde diese gänzlich zerstört. Der Schlingbrücke wurden durch die Alme mehrere Pfähle weggespült, und sie war auf der Seite nach Paderborn hin durchgebrochen. Unmittelbar unter der Salzkottener Brücke teilte sich die Flut in drei Arme. Der größte blieb im Flussbette, während die beiden anderen sich einen Weg durch die Felder nach Elsen hin bahnten. Der dritte Arm ergoss sich in die Gunne. Mittags konnte auch an den niedrigsten Stellen niemand mehr ohne Lebensgefahr zu Pferde durchreiten. Im Bereich der oberen Gunne am Tippbruch und am Hilschenbruch stand alles unter Wasser und vom Fohling bis nach Neuhaus bildeten Alme, Pader und Lippe einen einzigen See. Folgen für die Landwirtschaft waren vor allem, dass die Felder mit Winterfrüchten verflossen und die Wiesen hoch übersandet waren. Die Reparatur der zum Teil zerstörten Brücke zog sich bis zum November 1841 hin und brachte für die Gemeinde einen Kostenaufwand von fast 60 Reichstalern.

### **Überschwemmungen, Zerstörungen, Reparaturen**

Sowohl im November 1844 als auch im Februar 1850 richteten Alme und Lippe wieder große Verheerungen an, und die Schlingbrücke wurde erneut teilweise zerstört.

1857 wurde die Brücke dann einer gründlichen Reparatur unterzogen. Sie erhielt eine neue Balkenlage und eine neue Lehne; einzelne Pfeiler wurden durch neue ersetzt, andere mit Verbindungsstücken versehen. Diese Ausbesserungsmaßnahmen kosteten die Gemeinde 180 Reichstaler. Wie wichtig der Gemeinde Elsen die Verbindung nach Paderborn war, zeigt sich auch darin, dass sie den Weg zur Schlingbrücke 1861 mit Kies befahren ließ.

1867 riss die durch häufigen Regen angeschwollene Alme gleich zweimal einen Teil der Brücke weg, so dass die Elsener ihren Weg nach Paderborn über Neuhaus nehmen mussten.

Zum Jahre 1873 heißt es in der Chronik, „für die Reparatur der Schlingbrücke sowie für die Durchfahrt bei derselben“ (also offensichtlich eine Furt) seien 600 Reichstaler verausgabt worden.

1878, 1879, 1881 und 1882 kam es, ausgelöst entweder durch die sauerländische Schneeschmelze im Frühjahr oder durch Dauerregen im Sommer, zu weiteren Überschwemmungen, davon 1881 auch mit Teilerstörung der Brücke. Insgesamt rechnet der Chronist mit einem Schaden von mehreren 1000 Reichsmark. In anderen Jahren war die Alme dagegen ausgetrocknet.

### **Der Plan einer steinernen Brücke**

Bei einem gewaltigen Hochwasser im November 1890 glich schließlich das Feld zwischen Wewer und Neuhaus einem einzigen See, einzelne Häuser mussten geräumt werden und überall standen Keller unter Wasser. Auch die Elsener Fußbrücke über die Alme verschwand in den Fluten. Sie wurde im Dezember durch eine Notbrücke ersetzt.

Diesmal waren das Ausmaß und die Folgen der Katastrophe derartig gravierend, dass es im Elsener Gemeinderat zu einer Neuorientierung kam: Man beschloss, vorbehaltlich der Genehmigung und Bezuschussung durch die Provinz und den Kreis, den Bau einer steinernen Fahrbrücke anzustreben. Die projektierten 30000 Reichsmark Erstellungskosten hätten die Gemeinde sonst sicherlich überfordert.

Damit aber war der Brückenbau nicht mehr allein eine Angelegenheit der Gemeinde Elsen, sondern es kamen die höheren Entscheidungsinstanzen des damaligen Preußens ins Spiel: Das Amt Neuhaus mit seinem Amtmann, der Kreis Paderborn mit seinem Spitzenbeamten, dem Landrat, und die Provinz Westfalen mit dem Oberpräsidenten, der Provinzialvertretung und den Fachbehörden in Münster.

### **Der Brückenbau als Teil einer größeren Ausbaumaßnahme**

Zugleich bekam das Brückenbau-Projekt eine viel weitergehende Dimension, denn insbesondere Landrat Jentzsch betrachtete es nur als Teilaspekt und erste Stufe einer viel größeren Verkehrsinfrastrukturmaßnahme.

Elsen hatte nämlich innerörtlich damals noch gar keine Straßen im heutigen Sinne, sondern nur Wege, die mit Sand, Kies und seltener mit „Grand“ (Grobschotter) belegt waren. Nur die Elsen am nördlichen und südlichen Rand berührenden Verbindungsstraßen von Neuhaus nach Delbrück und von Paderborn nach Salzkotten waren bereits gepflasterte Chausseen oder „Kunststraßen“, wie man damals sagte.

Landrat Jentzsch beabsichtigte daher, die für Elsen wichtigsten Wege nach Neuhaus, nach Wewer und vor allem von Bentfeld über Elsen und die Almebrücke nach Paderborn ebenfalls zu solchen „Kunststraßen“ auszubauen. Als Voraussetzung für die Realisierung dieses Gesamtkonzepts sollte als erste Maßnahme die neue steinerne Almebrücke errichtet werden.

### **Der Bau der steinernen Brücke**

Die mehrmonatigen Arbeiten, die von der Firma Liebold aus Holzminden ausgeführt wurden, begannen im Juni 1891. Interessant ist, dass schon damals nicht nur deutsche Arbeiter, sondern auch polnische und italienische Gastarbeiter an dem Bau beteiligt waren. Für den dreibogigen Brückenbau wurden vier viereckige Pontons ausgeschachtet und zum Schutze des Unterbaus Eichen- und Tannenbohlen mehrere Meter tief in das Flussbett eingerammt.

Mit der feierlichen Einsetzung des Schlusssteins durch den Landrat am 10. November 1891 war der Bau weitgehend vollendet und damit die wichtigste Hürde für den weiteren Ausbau der Straße Bentfeld – Elsen – Paderborn genommen.

### **Der Sinn des Gesamtkonzepts**

Beim ersten Spatenstich zu dieser weiteren Maßnahme, die bis Ende 1894 andauerte, äußerte sich Landrat Jentzsch in einer Rede auch zum eigentlichen Sinn des Gesamtprojekts einschließlich der Almebrücke: Anhebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Wohlstands der Bevölkerung durch einen leichteren und ungehinderten Verkehrsfluss. Für Elsen bedeute das konkret, dass die (zumeist landwirtschaftlichen) Produkte ohne viel Zeitaufwand und bei möglichst geringen Kosten zum Absatz auf den Markt in die Stadt gebracht werden könnten und umgekehrt von dort der Warenbedarf der Dorfbewohner leicht herangeschafft werden könne.

### **Dank an den Landrat**

Die Gemeinde Elsen bezogte Landrat Jentzsch ihre Dankbarkeit durch eine von einem schmiedeeisernen Ornamentrahmen umrandete Gedenktafel aus Graphit, die in der Mitte des südlichen Geländers der Almebrücke angebracht wurde. Ihr Text in Goldbuchstaben lautete: „Nach Erbauung dieser Brücke und Vollendung der Kunststraßen Paderborn – Elsen – Bentfeld und Neuhaus – Elsen – Wewer in den Jahren



*Ansichtspostkarte der Gaststätte „Alme Au“ – Stadt- und Kreisarchiv Paderborn AK-11924a.tif*

1891 - 1894 dem Königlichen Landrat, Geheimen Regierungsrat Walther Jentzsch gewidmet von der dankbaren Gemeinde Elsen.“

Auch bei der ersten steinernen Brücke Elsen sind bildliche Darstellungen rar. Eine findet sich an unerwarteter Stelle, nämlich auf einer Ansichtspostkarte der damals sehr beliebten Ausflugsgaststätte „Alme Au“. Auch wenn diese auf Neuhäuser Gebiet lag, machte sie offensichtlich Reklame mit ihrer Nähe zu zwei steinernen Sehenswürdigkeiten, der Elsener Almebrücke (links) und den Paderborner Infanteriekasernen (rechts). Die Brücke zeigt sich als dreibogiger Quaderbau, in deren Mitte die Gedenktafel für Landrat Jentzsch deutlich zu erkennen ist. Falls die Elsener allerdings gehofft hatten, mit ihrer neuen Brücke im bald beginnenden neuen Jahrhundert aller Sorgen ledig zu sein, so hatten sie sich sehr geirrt. Doch davon mehr im nächsten Heft der Elsener Nachrichten ...

*Günter Wißbrock*

#### **Benutzte Literatur**

- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.),  
Chronik der Gemeinde Elsen, Band 1,  
1800 – 1900, Zweite Auflage, Elsen 2009  
Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst  
und jetzt, Elsen 1960  
Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hrsg.),  
Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadt-  
teil, Elsen 1986

#### **Bildnachweis**

Stadt- und Kreisarchiv Paderborn

## Immer Ärger mit der Almebrücke

### Teil 2: Das 20. Jahrhundert bis zur Eingemeindung Elsens nach Paderborn im Jahre 1975

Im letzten Heft der „Elsener Nachrichten“ haben wir uns mit dem Schicksal der Elsener Almebrücke im 19. Jahrhundert beschäftigt. Es steht geradezu typisch für den ständigen Kampf des Menschen mit der unberechenbaren und ungebändigten Natur.

#### **Einsturz der steinernen Brücke von 1891 im Jahre 1909**

Gegen Ende des Jahrhunderts glaubte man sicherlich, durch den erstmaligen Bau einer Brücke aus Stein im Jahre 1891 einen entscheidenden Schritt zu nachhaltiger und längerfristiger Sicherheit auch für das bevorstehende neue Jahrhundert getan zu haben. Das aber erwies sich leider als Irrtum. Denn bereits nach 18 Jahren, in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1909, stürzte die steinerne Brücke ein. Ursache waren die großen Wassermassen nach starkem

Schneefall und plötzlichem Tauwetter. Der Verkehr wurde einstweilen durch eine von Zimmermeister Disselnmeyer errichtete Notbrücke aufrechterhalten.

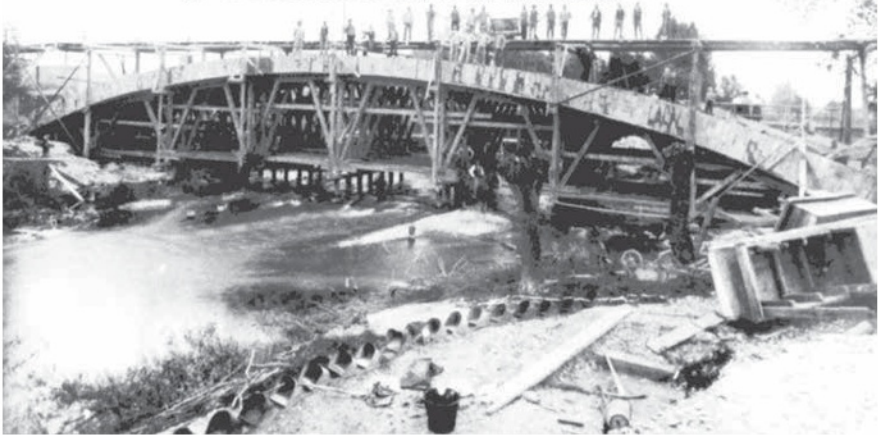
#### **Die neue Brücke von 1910**

Wieder stand also für die Gemeinde Elsen ein aufwendiger Brückenneubau an. Am 24. November 1910 war es dann so weit: Die erneut von der Firma Liebold & Co aus Holzminden erbaute Brücke konnte in Gegenwart vieler Baufachleute und politischer Honoratioren mit dem neuen Landrat von Laer an der Spitze geprüft und abgenommen werden. Man hatte aber nicht einfach die zerstörte Brücke in gleicher Weise wieder aufgebaut, sondern eine sehr viel kühnere Konstruktion gewagt. Stolz schreibt der Chronist: „Es ist das größte Bauwerk dieser Art in der Provinz Westfalen. Es ist



*Trümmer der beim Hochwasser im Februar 1909 eingestürzten Almebrücke*

**Brücke über die Alme bei Elsen**  
 im Zuge der Kreisstrasse Paderborn — Elsen.  
 Spannweite 46 Meter.  
 Ausführung von B. Liebold & Co., A.-G., Holzminden.



*Die neue Almebrücke von 1910 im Bau*

bis jetzt die erste Brücke in Westfalen, die mit nur einem Bogen von 46 m Spannweite ein solch breites Flussbett überwölbt.“ Man kann sich vorstellen, mit welcher inneren Unruhe die Anwesenden dem Prüfungs-

manöver entgegensahen. Folgen wir der Darstellung des Chronisten: „Zur Belastungsprobe benutzte man zwei Dampfwalzen von je circa 15 Tonnen Gewicht. Diese passierten zugleich, die eine von dieser, die andere



*Die fertiggestellte neue Almebrücke bei der Prüfung der Tragfähigkeit im November 1910*

von jener Seite kommend, die Brücke und begegneten sich in deren Mitte; zum zweiten Mal wurde dasselbe wiederholt, nur dass diesmal beide Maschinen in der Mitte der Brücke Halt machten; als dritte Probe ließ man dann beide Walzen von derselben Seite zugleich herauffahren. Das Ergebnis dieser Probelastung war das denkbar günstigste.“ Verständlich, dass man angesichts dieses Erfolges anschließend in fröhlicher Stimmung im nahen Restaurant „Kaiserkrug“ einkehrte!

### **Die Straßenbahn überquert die Brücke ab 1913**

Einen erneuten epochalen Einschnitt in der Geschichte des Elsener Verkehrs und seiner Almebrücke brachte dann drei Jahre später 1913 die Eröffnung der Straßenbahnlinie Elsen - Paderborn, die die Brücke überquerte. Am 1. März wurde die offizielle Übergabe der Bahn an den öffentlichen Verkehr gefeiert, wiederum mit den üblichen Honoratioren, aber auch staunend begleitet von vielen Erwachsenen und Schulkindern. Der Chronist sieht in diesem Ereignis „wieder einen wichtigen Schritt zur Aufschließung und Hebung Elsens“.

Interessanterweise betont er bei der neuen Bahn zuallererst den ökonomischen Nutzen für die Landwirtschaft. Elsen könne „nun noch leichter als bisher seine reichen Vorräte an Gartenfrüchten und landwirtschaftlichen Produkten der Nachbarstadt zuführen.“ In zweiter Linie denkt der Chronist an die Folgen für den Arbeitsalltag der Elsener Pendler: „Die zahlreichen Arbeiter, welche schon früher in Paderborn Beschäftigung fanden, können nun leichter und bequemer ihre Arbeitsstätte erreichen.“ Zwar gab es ja bereits seit 1908 eine Haltestelle Elsen an der Eisenbahn, aber diese war doch recht weit außerhalb des Zentrums gelegen.

Erst einige Monate später beobachtet er, dass zu Ostern auch viele Ausflügler aus Paderborn mit der Straßenbahn dem Wege über die Brücke nach Elsen folgen, dass die Bahn also auch in umgekehrter Fahrtrichtung angenommen wird und auch eine touristische Bedeutung hat.

### **Austrocknen und Hochwasser der Alme 1925 - 1964**

In den kommenden Jahren hören wir zunächst nichts von Überschwemmungen der Alme und Belastungen der Brücke – im Gegenteil, 1921 heißt es in der Chronik: „Das Flußbett der Alme war vollständig trocken, nur hier und da standen noch einige Tümpel mit dickem Schlamm bedeckt.“ In der Folge versagten viele Brunnen im Dorf. Ein Behördenvorschlag, den Fluß durch Traversen in seiner durchgehenden Strömung zu behindern und dadurch den Grundwasserspiegel anzuheben, fand wegen der Kosten 1922 nicht die Zustimmung der Elsener Eigentümer.

1923/24 errichtete der Gutsbesitzer Johannes Syring auf dem Almehof zusätzlich eine private Betonbrücke, die 1948 bei einem Hochwasser zerstört, aber wiedererrichtet wurde.

In den vierzig Jahren zwischen 1925 und 1965 ist in der Chronik in beinahe regelmäßigem Wechsel vom Austrocknen und vom Hochwasser der Alme die Rede.

1929, 1934, 1947, 1957 und 1964 führte die Alme zeitweise kein oder nur ganz wenig Wasser, so dass teilweise der Grundwasserspiegel sank. Das war nicht untypisch für einen Karstfluss, der auf seinem Lauf immer wieder in sogenannten „Schwalglöchern“ Wasser in unterirdische Spalten und Höhlen verliert.

1925, 1932, 1936, 1939, 1948, 1950 und 1954 kam es dagegen zu Überschwemmungen.

Besonders gravierend war das Hochwasser im Januar 1932. Dazu schreibt der Chronist: „Die Alme überschwemmte die anliegenden Grundstücke meterhoch und in manchen Kellern stand das Wasser bis einen halben Meter hoch. Die Alme brachte Unmengen Kies, besonders auf das Gemeindegrundstück bei Meier, wo mehrere Tausend Kubikmeter angeflossen waren. Die Almeufer wurden stellenweise arg zerstört.“

1948 wurde Elsen gleich zweimal, im Februar und im Juli, vom Almehochwasser betroffen. Nicht nur Wiesen- und Acker-

flächen wurden überschwemmt, sondern auch mehrere Stück Weidevieh fielen dem Hochwasser zum Opfer.

Bei alledem bleibt aber festzuhalten, dass in den 55 Jahren seit dem Bau der einbogigen, zweiten steinernen Almebrücke im Jahre 1910 bis 1965 keinerlei Zerstörungen an der Brücke vermeldet werden. Mehr als eine ganze Generation von Elsenern kannte also nichts anderes, als dass das solide Bauwerk allen Wassermassen zum Trotz stets standgehalten hatte.

### **Das Jahrhunderthochwasser von 1965**

Umso erschütterter waren die Menschen in Elsen und im ganzen Paderborner Land über „die größte Naturkatastrophe seit Menschengedenken“, das Jahrhunderthochwasser vom 16. - 18. Juli 1965, auch als Heinrichsflut bekannt. „Nach schweren Gewittern und Wolkenbrüchen verwandelten sich Bäche und Flüsse in reißende Ströme.“ In Etteln, Paderborn und Schloß Neuhaus starben elf Menschen in den Fluten.

Elsen war noch einigermaßen glimpflich davongekommen, denn es gab keine Menschenopfer. Allerdings wurden durch die Überflutung der Keller und der Felder und Wiesen doch erhebliche Schäden ange richtet. Kühe und Kleinvieh ertranken auf den Weiden.

Die Feuerwehr pumpete tagelang Keller aus; Bundeswehr- und Nato-Soldaten reparierten Straßen und Brücken, bargen totes Vieh und säuberten das Almebett von entwurzelten Bäumen und anderem Unrat.

### **Wieder eine neue Almebrücke**

Was war mit der Almebrücke geschehen? Sie hatte, wie der Chronist schreibt, einen „Knacks“ bekommen, der ihre Überquerung nur noch für Kraftfahrzeuge bis zu 3,5 Tonnen erlaubte.

Dieser Behelfszustand währte über zwei Jahre, denn erst im Mai 1967 begann man mit der Errichtung einer neuen Brücke aus Spannbeton, deren Bauträger der Land schaftsverband Westfalen-Lippe war. Die



*Die Almebrücke heute*

---

Baukosten betragen etwa 700000 DM. Die scharfen Kurven der beiden Auffahrten zu der bisherigen Brücke wurden durch eine verbesserte Linienführung weitgehend beseitigt. Die Chronik nennt genaue Angaben zu den Ausmaßen der Drei-Felder-Brücke: Länge: 77,60 m, Fahrbahnbreite: 10 m, 2 Gehwege: je 1,5 m breit, Stromöffnung: 30,20 m, 2 weitere Flutöffnungen: je etwa 17 m breit. In den kommenden Jahren bis zur Eingemeindung Elsens nach Paderborn im Jahre 1975 hört man nur noch einmal 1970 von Überschwemmungen, die durch plötzliches Tauwetter und Dauerregen verursacht waren.

### **Zukunftsmaßnahmen**

Eine zukunftssträchtige Konsequenz des Jahrhunderthochwassers von 1965 aber war die Gründung des Wasserverbands Obere Lippe Anfang 1971. Sein Ziel war, solche Katastrophen durch die Schaffung von Hochwasserrückhaltebecken künftig zu verhindern. Für die Alme bedeutete das, dass man solche Becken an ihren Nebenflüssen

errichtete, um im Notfall deren Zustrom bremsen zu können. So entstanden an der Altenau das Hochwasserrückhaltebecken Husen-Dalheim und an deren Zufluss Sauer die Becken Sudheim und Ebbinghausen. Hinzu kamen umfangreiche Arbeiten zur Renaturierung von Teilstrecken der Alme, die zugleich dem Hochwasserschutz und der ökologischen Aufwertung des Flusses dienen. Diese Maßnahmen sorgten dafür, dass beispielsweise das Almehochwasser 2007 trotz erneut gewaltiger Wassermassen weitaus weniger dramatisch verlief als 1965.

*Günter Wißbrock*

### **Benutzte Literatur**

Josef Segin / Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.),  
Chronik der Gemeinde Elsen 1901 -  
1974, Elsen 2008, Elsen 1986  
Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hrsg.),  
Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil

### **Bildnachweis**

Heimat- und Verkehrsverein Elsen

# Elsen als „Zünglein an der Waage“

## Die Eingemeindung nach Paderborn

**Die kommunale Gebietsreform in NRW**  
Seit dem 1. Januar 1975 sind wir Elsener durch die kommunale Gebietsreform in Nordrhein-Westfalen alle zugleich auch Paderborner.

Für diejenigen, der die Hintergründe dieser Maßnahme ein wenig genauer wissen und verstehen möchte, stellen sich eine ganze Reihe von Fragen: Wie und in welchem zeitlichen Verlauf ist es zu der Reform gekommen? Welche Motive standen dahinter? Welche politischen Personen und Gremien waren die bestimmenden Akteure? Wie ist die Reform konkret in Elsen abgelaufen? Welche wesentlichen Pro- und Contra-Argumente zu den Planungen gab es hier vor Ort?

### Wissenschaftliche Erforschung der Reform

Wer nach Antworten auf solche Fragen sucht, dem sei ein im Jahre 2022 im Paderborner Verlag Brill/Schöningh erschienenes Buch des aus Hövelhof stammenden jungen Historikers Dr. David Merschjohann wärmstens empfohlen. Es ist zugleich seine Dissertation an der Universität Paderborn. Der Titel des Buches lautet: „„Umgekrempelt“ – Die kommunale Gebietsreform in Ostwestfalen-Lippe (1966 – 1975)“.

Das Buch ist mit immensem Fleiß auf sehr breiter Quellengrundlage erstellt. Durch die überaus zahlreichen Quellenangaben (Sitzungsprotokolle, Reden, Zeitungsberichte, Gutachten, Fragebögen u. a.) wird zugleich die Grundlage für weitere Nachforschungen gelegt.

### Das Ziel der Reform

Zunächst ordnet der Verfasser die Gebietsreform in den Kontext der 1960er und 1970er Jahre ein, deren Zeitgeist von Planungseuphorie und Reformoptimismus gekennzeichnet war. Ein erster Schritt der damaligen NRW-Landesregierung unter



dem Ministerpräsidenten Meyers (CDU) war am 5. Oktober 1965 die Einberufung einer Sachverständigenkommission, die Vorschläge für eine Reform der räumlichen Gliederung der Gemeinden und Landkreise in NRW erarbeiten sollte. Ziel sollte eine effiziente moderne Verwaltung sein, um der im Grundgesetz angestrebten Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse in allen Regionen der Bundesrepublik Deutschland möglichst nahe zu kommen.

Daraus ergab sich zwangsläufig die Schaffung von größeren Einheiten mit hauptamtlichen Verwaltungsbeamten, um den Gemeinden und Kreisen alle wesentlichen Bereiche einer modernen Infrastrukturausstattung zu ermöglichen. Das bedeutete zugleich eine Lösung von der gewohnten Vorstellung, dass jedes Dorf auch zugleich eine eigene Gemeinde sein müsse.

## **Zwei Grundtypen künftiger Gemeinden**

Am 22. November 1966 legte die Kommission dann ihr Gutachten mit dem Titel „Die Neugliederung der Gemeinden in den ländlichen Zonen“ vor. Darin wurden zwei Grundtypen von zukünftigen Gemeinden vorgeschlagen. Die Gemeinden des Grundtyps A sollten mindestens 8.000 (in Ausnahmefällen mindestens 5.000) Einwohner haben. Zu ihrer Grundausstattung sollten gehören: Eine „voll ausgebaute Volksschule mit Lehrschwimmbecken und Turnhalle, Wasserversorgung, Kanalisation und Kläranlage, Müllabfuhr, Bücherei, Sportplatz, Freibad, Kindergarten (...), Kinderspielplätze, Jugendheim, Gemeindepflegestation, Altenheim, Feuerwehr, Friedhof mit Leichenhalle (...) und ein Verwaltungsgebäude“.

Die Gemeinden des Grundtyps B sollten mindestens 30.000 Einwohner haben und darüber hinaus auch Einrichtungen des überörtlichen Versorgungsbereichs bereitstellen, z. B. Gymnasium, Realschule, Sonderschule, Hallenbad und Schlachthof. Die bisherigen Ämter sollten aufgelöst werden.

## **Der Neuordnungsprozess**

Die nach der Landtagswahl 1966 neu gebildete Landesregierung Kühn (SPD)/Weyer (FDP) setzte den Kurs der Vorgängerregierung in Sachen Gebietsreform fort. Praktisch tätig wurde vor allem die Ministerialbürokratie in Weyers Innenministerium unter den Herren Ministerialdirigent Eising und Leitender Ministerialrat Köstering.

Als „Fliegende Kommission“ bereisten diese Beamten die von der Reform betroffenen Kreise und Gemeinden, um ihre Pläne vor Ort vorzustellen und die Meinungen und Wünsche der betroffenen Bürger zur Kenntnis zu nehmen.

Dabei waren ihr Sachverstand und ihr unbedingter Wille zu großräumigen Lösungen zur Rationalisierung der Verwaltung den örtlichen Kräften und ihren Vorbehalten oft überlegen, so dass meist nur relativ wenige Einwände der Bürger Berücksichtigung fanden.

Der Verfasser des Buches zur Gemeindeform konkretisiert den Neuordnungsprozess in

Ostwestfalen-Lippe an sechs Fallbeispielen: Höxter, Detmold, Hille, Preußisch-Oldendorf, Paderborn und Warburg.

## **Ziele der Stadt Paderborn**

Das Ziel von Politik und Verwaltung der Stadt Paderborn war langfristig die Eingliederung der unmittelbar benachbarten Gemeinden in das sogenannte „städtische Verflechtungsgebiet“ zur Bildung eines zukunftsträchtigen Oberzentrums. Nach dem jeweils freiwilligen Abschluss von Gebietsänderungsverträgen mit erheblichen Zusagen der Stadt Paderborn wurden die bisherigen Gemeinden Marienloh und Wewer bereits zum 1. Januar bzw. 1. Juli 1969 eingemeindet.

## **Das Problem Schloß Neuhaus - Elsen**

Sehr viel schwieriger gestaltete sich der Neuordnungsprozess im Raum Schloß Neuhaus / Elsen. Schlüsselproblem der geplanten Gebietsreform war hier der Plan von Politik und Verwaltung der Gemeinde Schloß Neuhaus, ein eigenständiges, von Paderborn unabhängiges Mittelzentrum unter Einschluss von Sande und Elsen zu bilden. Sande war dazu bereit und schloss 1969 mit Schloß Neuhaus einen Gebietsänderungsvertrag ab.

## **Zwei Möglichkeiten für Elsen**

Elsen war dagegen das „Zünglein an der Waage“, sozusagen die Braut, die von zwei konkurrierenden potentiellen Bräutigamen heftig umworben wurde. In Elsen wollte man zwar sowohl mit Schloß Neuhaus als auch mit Paderborn verhandeln, aber es gab keinerlei Bestrebungen, sich dem von Schloß Neuhaus angestrebten Mittelzentrum anzuschließen, wohl auch aus dem Bewusstsein heraus, dass ein selbständiges Nebenzentrum in unmittelbarer Nähe des Oberzentrums Paderborn keinerlei Aussicht auf Realisierung haben würde.

## **Elsens Entscheidung für Paderborn**

Erfolgreicher waren die Elsener Verhandlungen mit der Stadt Paderborn. Ein erster Schritt war ein Gebietsänderungsvertrag nach dem Muster von Marienloh und Wewer.

Elsens Bürgermeister Hartmann lobte ausdrücklich die gute Verhandlungsatmosphäre in Paderborn, die dem Elsener Gemeinderat die Entscheidung für einen Anschluss an Paderborn wesentlich erleichtert habe. Eine gewichtige Rolle spielte dabei



*Anton Hartmann,  
Bürgermeister von Elsen  
1948 - 1974*

auch, dass auf Paderborner Seite einer der wichtigsten Verhandlungsführer der damalige



zweite Stadtdirektor Wilhelm Ferlings war, der den atmosphärisch sicher unschätzbaren Vorteil hatte, selbst ein gebürtiger Elsener zu sein.

*Wilhelm Ferlings,  
zunächst II., später  
I. Stadtdirektor Paderborns*

## Der Vertragsabschluss

Am 26. März 1971 wurde schließlich der Gebietsänderungsvertrag im Elsener Römerkrug unterzeichnet. Dieses Datum bezeichnet die Ortschronik als einen „denkwürdigen Tag“ und als „Wendepunkt der fast tausendjährigen Geschichte der Gemeinde Elsen“. Unterzeichner des Vertrages waren auf Paderborner Seite die Stadtdirektoren Sasse und Ferlings, auf Elsener Seite Bürgermeister Hartmann, dazu Amtsdirektor Winter.

Offizielle Bezeichnung der Gemeinde Elsen war nach dem Vertrag nun „Paderborn, Stadtteil Elsen“.

Der umfangreiche Vertragstext befasst sich mit vielen kommunalpolitischen Details, unter anderem mit der Bildung eines Bezirksausschusses mit 19 Mitgliedern, der die Belange

*Bild unten: Unterzeichnung des Gebietsänderungsvertrages zwischen der Gemeinde Elsen und der Stadt Paderborn im Saal der Gaststätte „Römerkrug“ am 26.3.1971. Sitzend von links: Bürgermeister Anton Hartmann und I. Stadtdirektor Wilhelm Sasse; stehend von links: Amtsdirektor Franz Josef Winter (Schloß Neuhaus), Bürgermeister Herbert Schwieta (Paderborn), II. Stadtdirektor Wilhelm Ferlings (Paderborn) und Josef Niggemeier, Leiter des Haupt- und Personalamtes der Stadtverwaltung Paderborn.*





## Elsen und Neuhaus

*„Von Neuhaus kommt kein guter Wind,  
geschweige denn ein gutes Kind!“*

Wer hat in Elsen oder mit umgekehrter, gegen Elsen gerichteter Stoßrichtung in Schloß Neuhaus diesen Spottvers nicht schon gehört! Aber was bedeutet das? Geht es um eine trotz (oder gerade wegen!) der räumlichen Nähe zweier Nachbarorte übliche harmlose Frotzelei oder steckt mehr dahinter? Gibt es Gründe für eine emotionale Distanz der Bewohner beider Orte?

### Die Quellen

Am besten ist es, man schaut einmal in der einschlägigen schriftlichen Überlieferung nach, vor allem in der Elsender Ortschronik, und sucht nach Episoden, in denen die Beziehung der beiden Orte eine Rolle spielt und bei denen es um Kooperation oder Konfrontation, um Über- oder Unterordnung, um Zusammenwirken oder Rivalität geht.

### Elsens Ersterwähnung

Schon die Ersterwähnung Elsens in der Namensform „llasan“ im Jahre 1036 in der Gründungsurkunde des Paderborner Busdorf-Stifts steht im Zusammenhang mit Neuhaus. Elsen ist ein „Vorwerk“, ein Unterhof, der dem bischöflichen Haupthof Neuhaus unterstellt ist. Damit ist auf den ersten Blick die Rangfolge der beiden Höfe eindeutig geregelt: Elsen untersteht Neuhaus. Allerdings gibt es in der Literatur zu den beiden Orten Stimmen, die davon ausgehen, dass Neuhaus kirchlich in früher Zeit der älteren St. Dionysius-Pfarrrei Elsen eingegliedert gewesen sei. Wenn das zuträfe, wären die weltliche und die kirchliche Zuordnung der beiden Höfe bzw. Orte also genau gegensätzlich gewesen.

### Neuhaus als Bischofsresidenz

Mächtigen Aufwind bekam Neuhaus dann im späten Mittelalter: Bischof Simon I. zur Lippe verlegte nach 1257, um den

dauernden Streitereien mit den erstarkten Paderborner Bürgern zu entgehen, seinen ständigen Wohnsitz nach Neuhaus. Er richtete eine Wasserburg nördlich des alten Haupthofes, die später im 14. Jahrhundert für den Neubau des Residenzschlusses abgetragen wurde. Die Paderborner Bischöfe residierten bis zur Säkularisation 1802/3 hier in Neuhaus.

Nun schien die Rangfolge beider Orte endgültig festgelegt: Hier die Residenzstadt, Wohn- und Amtssitz des Fürstbischofs als geistliches Oberhaupt und zugleich Landesherr, dort die unbedeutende bäuerliche Streusiedlung Elsen.

Allerdings ist dabei zu bedenken, dass Neuhaus als „Minderstadt“ oder „Residenz-flecken“ kein volles Stadtrecht besaß.

### Bischof Ferdinand von Fürstenberg

Da kam ausgerechnet aus Neuhaus und von einem Fürstbischof ein neuer Bedeutungsschub für Elsen.



*Ferdinand von Fürstenberg; Marmorbrustbild von Johann Mauritz Gröninger*



*Eisen; Gemälde von Carl Fabritius (1666). Zustand vor der Restaurierung*

Der geschichtsbegeisterte Bischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 -1683) hatte vor seinem Bischofsamt längere Jahre in Rom gelebt und dort bereits Quellenstudien zur regionalen westfälischen Geschichte betrieben. Auf dieser Basis stellte er 1669 in seinem Werk „Monumenta Paderbornensia“ (= Denkmäler des Paderborner Landes) die wichtigsten Sehenswürdigkeiten seines Bistums in lateinischen Gedichten und historischen Erörterungen vor.

### **Elsen = Aliso?**

Dabei setzte er Elsen, vor allem wegen der Namensähnlichkeit, mit dem berühmten, von Drusus, dem Stiefsohn des Kaisers Augustus, errichteten Kastell Aliso aus der Zeit der römischen Eroberungskriege in Germanien gleich. Ebenso identifizierte er den bei den römischen Historikern erwähnten Fluss Elison mit der Alme. Daraus glaubte er schließen zu können, dass das antike Kastell sich von Elsen bis an den Zusammenfluss von Lippe und Alme auf Neuhäuser Boden erstreckt habe.

### **Römische und fränkische Wurzeln von Neuhäus?**

Ferdinand ging es weniger um zweckfreie objektive Geschichtsschreibung, sondern darum, seinen Ruhm und den seines Fürstbistums zu mehren. So nahm er an, dass sein Neuhäuser Residenzschloss auf den Ruinen des römischen Kastells erbaut worden sei. Außerdem habe sich dort auch eine Burg Karls des Großen befunden. Damit knüpfte er sein fürstbischöfliches Regiment sowohl an die Herrschaft der Römer als auch an die der Franken an, an Epochen also, in denen in Westfalen geradezu weltpolitische Ereignisse geschehen waren.

### **Das Elsen-Bild des Hofmalers Fabritius**

Ferdinand beließ es aber nicht bei einer literarischen Behandlung der Aliso- Thematik, sondern er setzte auch bildliche Darstellungen dafür ein.

So ließ er durch seinen Hofmaler Carl Fabritius als Teil eines Zyklus von 62 Gemälden

auch ein Bild malen, das das Dorf Elsen im Hintergrund einer weiten Ebene zeigt (s. linke Seite). Ein Blick auf das Schriftband am Himmel und auf den rechten Bildrand macht aber erst klar, welche Absicht Ferdinand von Fürstenberg verfolgte, als er Fabritius das Dorf Elsen malen ließ. Die Aufschrift lautet: „ALISO ROMANUS nunc Elsen pagus. Anno 1666“ ( Das römische Aliso, jetzt das Dorf Elsen. Im Jahre 1666). Am rechten Bildrande fließt die Alme, und das Neuhäuser Schloss ist viel näher an das Dorf Elsen gerückt, als es der Realität entspricht. Der Neuhäuser Fürstbischof ist offensichtlich stolz auf die Nähe seines Regierungssitzes zu dem historisch berühmten Elsen.

### **Die Elsen-Radierung des Hofmalers Rudolphi**

Für die zweite Auflage der „Monumenta Paderbornensia“ als Prachtausgabe im Jahre 1672 ließ Ferdinand durch seinen zweiten Hofmaler Johann Georg Rudolphi Radierungen als Illustration anfertigen. Rudolphi kopierte weitgehend das Fabritius-Gemälde (s. nächste Seite). In den „Monumenta Paderbornensia“ unmittelbar zu dem Gedicht und der historischen Erörterung der Aliso-Frage gestellt, unterstreicht die Radierung suggestiv anschaulich die im Text vertretene Grundthese, die er mit der knappen Formulierung des Schriftbandes „Aliso Romanus, vulgo Elsen“ (Das römische Aliso, in der Landessprache Elsen) als vollkommen unbezweifelbar erwiesen hinstellt.

### **Elsen und der Aliso-Mythos**

Ganz nebenbei hatte Ferdinand von Fürstenberg besonders für Elsen einen Mythos begründet, der bis ins 20. Jahrhundert den Stolz und das geschichtlich begründete Selbstbewusstsein der Elsener prägte und der in der Namensgebung trotz wissenschaftlicher Widerlegung bis in die Gegenwart wirksam ist (Alisostraße, Römerstraße, Germanenstraße, Aliso-Bad, früher: Burg Aliso, Römerkrug).

Elsen war nun nicht mehr ein beliebiges Bauerndorf, sondern Schauplatz großer



*Eisen; Radierung von Johann de Ram nach einer Vorzeichnung von Johann Georg Rudolphi*

Ereignisse der Vergangenheit. Noch im 19. Jahrhundert konnten sich die Elsener daran erfreuen, dass Berühmtheiten wie der Begründer der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung in Deutschland, Leopold von Ranke, der Sozialist Friedrich Engels oder der große Althistoriker und Literatur-Nobelpreisträger Theodor Mommsen die Gleichsetzung Elsens mit Aliso immerhin für möglich hielten.

### **Aliso in der Elsener Ortschronik**

Im Jahre 1817 wurde von der königlich-preussischen Regierung in Minden den Gemeinden die Führung einer Ortschronik rückwirkend ab dem Jahre 1800 zur Pflicht gemacht. Laut Verordnung sollte der jeweilige Chronist einleitend kurze statistische Angaben über die Verhältnisse in seiner Gemeinde machen. Der erste Elsener Chronist aber dachte überhaupt nicht daran, der Aliso-Mythos war ihm offenbar wesentlich wichtiger als die Fakten, so als ob nicht nach dem Ende der fürstbischöflichen Zeit ab 1802/03 längst der nüchterne Geist der preussischen Verwaltung im ehemaligen Hochstift Einzug gehalten hätte.

Aliso wurde bei dem lokalpatriotischen Chronisten vergrößert zu einer „Stadt von Jahrhunderten“. Die „Burg“ des Oberfeldherrn Nero Claudius Drusus lokalisierte er in ihr „auf dem vorderen Steinhofe“. Diese Stadt sei „durch Kriege und Unruhen zerstört und gänzlich verheert“ worden, Nach dem Abzug der Römer habe es dann eine „Umschaffung der Stadt Aliso in das Dorf Elsen“ gegeben.

Der Chronist anerkennt also zwar die dörfliche Gegenwart Elsens, schreibt ihm aber aufwertend eine bedeutende städtische Vergangenheit zu. Mit keinem Wort jedoch erwähnt er, dass die Aliso-Legende vor allem von dem in Neuhaus residierenden Fürstbischof Ferdinand propagiert worden war und dass in ihr auch Ort und Schloss Neuhaus eine bedeutende Rolle spielten.

### **Die „Elser Bauerschaft“ in Neuhaus**

Interessant ist in diesem Zusammenhang das Folgende: Der Kernbereich von Neuhaus war früher durch die Achse der heutigen Residenzstraße in zwei Bauerschaften unterteilt, die Mühlen- und die Elser Bauerschaft. War die letztere Bezeichnung nur vom Nachbarort Elsen abgeleitet, in dessen Richtung die Bauerschaft lag? Oder widerspiegelte der Name vielmehr noch die Erinnerung daran, dass dieser Teil von Neuhaus einst von Fürstbischof Ferdinand zur Fläche von Aliso gerechnet worden war? Im weiteren Verlauf der Chronik werden dann andere Schwerpunkte als Aliso gesetzt. Das Verhältnis Elsen – Neuhaus wird vor allem unter den Aspekten Verwaltung, Militär und Kirche beleuchtet.

### **Die preußische Verwaltungsordnung**

Die Preußen hatten zunächst die französische Kantonalverfassung aus dem napoleonischen „Königreich Westphalen“ (1807 – 1813) übernommen. Elsen hatte also einen „Maire“ an der Spitze, der dem Kantonsbeamten in Neuhaus unterstellt war. Das änderte sich mit der Übernahme der Preussischen Landgemeindeordnung von 1841 im Jahre 1844. Die Gemeindevertretung und der Ortsvorsteher von Elsen waren nun dem Amtmann in Neuhaus unterstellt. In unserem Zusammenhang ist es interessant zu untersuchen, ob laut Chronik dieses idealerweise auf Unterordnung, aber auch Kooperation abgestellte Verwaltungsmodell in der Praxis vor Ort funktionierte.

Auffallend ist, dass in den ersten 35 Jahren die Position des Amtmanns in Neuhaus von einer starken Fluktuation gekennzeichnet war. Längerfristige Bindungen waren auf diese Weise schwierig.

### **Konflikt zwischen Ortsvorsteher und Amtmann**

So kam es in Elsen 1853 zu einem ernsthaften Konflikt zwischen Ortsvorsteher und Amtmann. Dazu heißt es in der Chronik (S. 93): „Die zwischen dem hiesigen Vor-

steher Lengeling und dem Amtmann Duve in Neuhaus seit längerer Zeit entstandenen Misslichkeiten veranlassten den ersten zum Bedauern der Gemeinde, sein Amt als Vorsteher niederzulegen.“ Schon zwei Jahre später verließ auch Duve seine Stelle und wurde Amtmann in Peckelsheim.

### **Amtmann Eckardt**

Ein positives Gegenbeispiel bietet der Amtmann Oskar Eckardt (1852 – 1922), der von 1879 bis 1913, also 34 Jahre, Amtmann in Neuhaus war. Er wird in der Chronik wegen seines unermüdlichen Einsatzes vor allem für die Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur in Elsen (gepflasterte Chauseen, Almebrücke), aber auch für sein freundliches Wesen in den höchsten Tönen gelobt. Neuhaus machte ihn 1913 zum Ehrenbürger, und auch eine Straße heißt dort nach ihm.

### **Neuhaus als Garnison**

Neuhaus war aber in preußischer Zeit nicht nur Verwaltungssitz, sondern auch Garnison. Natürlich besuchten die dort stationierten Soldaten in ihrer Freizeit auch die Vergnügungsstätten in den umliegenden Orten, und dort kam es leicht zum Konflikt mit den einheimischen „Platzhirschen“, die ihr Revier und besonders ihr Recht auf die einheimischen Damen verteidigten.

### **Der Konflikt zwischen Neuhäuser Soldaten und Elsener Burschen**

So heißt es in der Chronik zum 4. Mai 1847: „ Am Abend des Pfingstmontags entstand beim Wirt Lengeling bei der Tanzerei eine fürchterliche Schlägerei zwischen 20 Ulanen von Neuhaus und den Elsener Burschen. Es sind mehrere auf beiden Seiten, besonders aber auf der Seite der Soldaten, nicht unbedeutend verwundet worden.“

Diese Schlägerei in der Gaststätte „Burg Aliso“ war der letztendliche Auslöser für die Einführung des 40stündigen Gebets an den drei Karnevalstagen, das bis zum Tode Pfarrer Mentrops im Jahre 1967 beibehalten wurde.

### **Prinzenhochzeit in Elsen**

Aber es gab auch durchaus positive Kontakte zwischen Neuhauser Soldaten und Elsenern. So kam es am 28. November 1894 in Elsen zur Hochzeit des in Neuhaus stationierten Prinzen Otto von Schaumburg-Lippe mit Anna von Köppen, der Tochter des Gutsbesitzers auf Gut Ringelsbruch in Elsen.

### **Kooperation der Kirchengemeinden**

Eine Zusammenarbeit der beiden katholischen Kirchengemeinden scheint es sporadisch bei Prozessionen gegeben zu haben. So schreibt der Chronist zum Liborifest 1897: „ Die Pfarrgemeinden Elsen und Neuhaus zogen in großartigem Zuge durch das Neuhäuser Tor zum Dome.“

### **Zusammenhalt stiftende Jubiläen**

In der NS-Zeit und nach dem Zweiten Weltkrieg hat es zwar Änderungen in den Amtsbezeichnungen und der Verteilung der Kompetenzen gegeben, aber im Prinzip blieb es bei der Zugehörigkeit Elsens zum Amt Neuhaus.

Beide Gemeinden haben nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Feier ihrer Geschichte wichtige Impulse für ihr Selbstbewusstsein erhalten.

### **700 Jahre Schloss in Neuhaus – neuer Ortsname**

Mit der 700-Jahrfeier des Schlosses im Jahre 1957 änderte die Gemeinde Neuhaus ihren Namen in „Schloß Neuhaus“. Damit erreichte sie dreierlei: Eine Unterscheidung von den häufigen Gemeinden gleichen Namens in Deutschland, eine Anhebung des Images der Gemeinde (auch gegenüber den Nachbarorten!) und eine den Tourismus fördernde Benennung der Hauptsehenswürdigkeit schon gleich im Ortsnamen.

### **950 Jahre Elsen**

Elsen beging ebenfalls mit Stolz 1986 seine 950-Jahrfeier mit einem (leider verregneten) Festzug und dem Erscheinen eines Heimatbuches.

### Die kommunale Gebietsreform

Sehr akut wurde die grundsätzliche Frage des Verhältnisses von Elsen und Schloß Neuhaus noch einmal im Vorfeld der kommunalen Gebietsreform in Nordrhein-Westfalen Ende der 1960er Jahre.

Dabei ging es um den Plan von Politik und Verwaltung der Gemeinde Schloß Neuhaus, ein eigenständiges, vom Oberzentrum Paderborn unabhängiges Mittelzentrum unter Einschluss von Sande und Elsen zu bilden. Da die alte Ämterverfassung abgeschafft worden war, hätte das für Elsen die volle Eingemeindung nach Schloß Neuhaus bedeutet. Dazu aber war keiner der Verantwortlichen in Elsen bereit.

### Die Eingemeindung

So kam es schließlich zur Eingemeindung beider Orte nach Paderborn mit Zustimmung Elsens, aber gegen den erklärten Willen von Schloß Neuhaus. Die sehr erfolgreiche Landesgartenschau im Jahre 1994 hat dann sicherlich erheblich dazu beigetragen, dass sich auch die Schloß Neuhäuser Bevölkerung an den neuen Status ihrer Gemeinde als Teil Paderborns gewöhnt hat. Außerdem sind durch die Gartenschau in Schloß Neuhaus nachhaltige Freizeitmöglichkeiten entstanden, die auch von den Elsenern gerne genutzt werden.



*Unterzeichnung des Gebietsänderungsvertrages am 26.03.1971; v. l.: Amtsdirektor Franz-Josef Winter, Bürgermeister Anton Hartmann, Bürgermeister Herbert Schwiete, II. Stadtdirektor Wilhelm Ferlings, I. Stadtdirektor Wilhelm Sasse, Beigeordneter Josef Niggemeyer*

### Elsen und Schloß Neuhaus als Stadtteile von Paderborn

Heute gibt es zwischen Elsen und Schloß Neuhaus keine Über- und Unterordnung mehr, denn beide sind jetzt gleichberechtigte Stadtteile der Großstadt Paderborn.

So sind alle Voraussetzungen für ein friedliches Mit- und Nebeneinander ohne wechselseitige Diffamierung und ohne Neidkomplexe unter Wahrung der je eigenen Tradition und Identität geschaffen worden.

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur

Norbert Börste/Jörg Ernesti, Friedensfürst und guter Hirte, Ferdinand von Fürstenberg – Fürstbischof von Paderborn und Münster, Paderborn 2004

Jörg Ernesti, Ferdinand von Fürstenberg, Paderborn 2004

Ferdinand von Fürstenberg: Monumenta Paderbornensia. Deutsch von Franz-Joseph Micus, Paderborn 1844

Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hrsg.), Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986

Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller, Chronik der Gemeinde Elsen 1800 – 1900, Elsen 2. Aufl. 2009

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller, Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Dirk Strohmann, Johann Georg Rudolphi (1633 – 1683) Das druckgraphische Werk, Paderborn 1981

Fr. Wurm (Hrsg.), Schloß Neuhaus – Geschichte von Ort und Schloss, Paderborn 1957

## Eine sehens- und bedenkenswerte Ausstellung Kirchen und Klöster im Nationalsozialismus

### Und vergib uns unsere Schuld?

Sonderausstellung der Stiftung Kloster Dalheim  
LWL-Landesmuseum für Klosterkultur  
vom 17. Mai 2024 bis 18. Mai 2025

#### Öffnungszeiten

dienstags bis sonntags	10 – 18 Uhr
montags geschlossen	außer an Feiertagen
ganzjährig geöffnet	außer 24., 25. und 31.12.



Der Ausstellungskatalog

### Fragen über Fragen

Wie war es möglich, dass sich 1933 in einem Land, dessen Bewohner damals noch zu 95 % einer der beiden großen christlichen Konfessionen angehörten, ein zutiefst unchristliches verbrecherisches Regime etablierte?

Wie verhielten sich die Kirchen und ihre Mitglieder gegenüber dem Nationalsozialismus? Welche Strategie verfolgte umgekehrt der nationalsozialistische Staat gegenüber den christlichen Kirchen und Klöstern?

Auf solche und weitere Fragen versucht eine Sonderausstellung im Kloster Dalheim auf anschauliche Weise eine quellenmäßig belegte möglichst differenzierte Antwort zu geben.

### Die „Ausstellungsmacher“

Ausgearbeitet worden ist die Ausstellung von einem Team unter der wissenschaftlichen Projektleitung unserer Elsener Mitbürgerin Carolin Mischer. Frau Mischer hat nach dem Abitur am Paderborner Goerdeler-Gymnasium in Paderborn und Paris studiert und ist seit 2014 als wissenschaftliche Referentin bei der Stiftung Kloster Dalheim tätig. Unterstützt wurde

das Projektteam durch einen hochkarätig besetzten Beirat, dem unter anderen der Historiker Prof. Dr. Olaf Blaschke und der bekannte Theologe Prof. Dr. Dr. h. c. Hubert Wolf von der Universität Münster angehörten.

### **Differenzierung statt Pauschalierung**

Um der Komplexität des Themas gerecht zu werden, wendet sich die Ausstellung gegen jede Art des Pauschalurteils über das Verhalten der Kirchen in einer Epoche, „in der es neben klaren Fällen von Schuldigwerden, Versagen und auch Heldentum und Selbstaufopferung etliche Zwischenstufen und Uneindeutigkeiten gibt.“ (Katalog S. 10). Differenziert wird auch zwischen den Kirchen der beiden großen Konfessionen, ihrer unterschiedlichen Struktur und Geschichte und ihrer dadurch bedingten unterschiedlichen Affinität gegenüber dem Nationalsozialismus.

### **Das Stufenmodell**

Grundlegend für die Ausstellung ist das Bild von Stufen des Widerstands einerseits und der Kollaboration andererseits, das Professor Blaschke im Ausstellungskatalog entwirft. Er unterscheidet vier Stufen des Widerstands: Von punktueller Unzufriedenheit über bewusste Nichtanpassung zu öffentlichem Protest und schließlich aktivem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Ebenso benennt er vier Stufen der Kollaboration mit dem Nationalsozialismus: Von punktueller Zufriedenheit über Anpassung und Konsens mit dem NS-System bis zu aktiver Kollaboration. Für alle diese verschiedenen Varianten des Verhaltens finden sich auch in den Kirchen Beispiele, so dass etwa die einseitige Rede vom „Kirchenkampf“ nicht der historischen Realität entspricht.

### **Deutschland vor 1933**

Ausstellung und Katalog beginnen zunächst mit einer Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Lage Deutschlands vor 1933. Stichwortartig seien als Faktoren, die zum Nährboden des Nationalsozialismus wurden, genannt: Der verlorene Erste Weltkrieg; der als zu hart und ungerecht empfundene Versailler Friedensvertrag, der Deutschland und seinen Verbündeten die alleinige Kriegsschuld zuschob; die Inflation; schließlich die Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit.

### **NS-System und evangelische Kirche**

Weiter stellt die Ausstellung die Frage: Wie hielten es die Nationalsozialisten mit den christlichen Kirchen?

Hitler war nach der Machtergreifung zunächst an einer Vereinigung und Gleichschaltung der 28 evangelischen Landeskirchen unter einem „Reichsbischof“ interessiert. Dieser wurde von den „Deutschen Christen“ gestellt, die ihr protestantisches Christentum mit völkisch-germanischen Lehren glaubten vereinbaren zu können. Dagegen bildete sich die „Bekennende Kirche“, die die NS-Weltanschauung als antichristlichen Wahnglauben anprangerte.

### **NS-System und katholische Kirche**

Auf katholischer Seite schloss der Vatikan 1933 mit der Reichsregierung einen Vertrag (Reichskonkordat) ab, der zwar die Zentrumsparterie als Vertreterin des politischen Katholizismus fallen ließ, aber den Fortbestand der Kirche garantierte, woraufhin die Kirche ihre früheren Warnungen vor dem Nationalsozialismus weitgehend zurücknahm.

### **Chronologie der Gewalt**

Danach folgten häufige Vertragsverstöße und Diffamierungskampagnen gegen Kirchen und Klöster wegen angeblicher Sittlichkeitsverbrechen oder Devisenvergehen. Widerständige Priester, evangelische Pfarrer und Ordensmitglieder wurden in Konzentrationslager eingewiesen und zum Teil getötet. Später wurden diese Maßnahmen etwas abgemildert, weil Hitler die Kirchen und ihren Einfluss für den Krieg brauchte. Intern war er sich aber mit anderen führenden Nationalsozialisten (Rosenberg, Bormann, Himmler) einig, dass nach dem Endsieg die Kirchen zerschlagen werden sollten und an die Stelle ihrer Lehre eine nationalsozialistische Ersatzreligion treten sollte.

### **Das Schweigen des Papstes**

Natürlich geht die Ausstellung auch auf das umstrittene Verhalten von Papst Pius XII.

ein. 1963 hatte ihm der Schriftsteller Rolf Hochhuth in seinem Theaterstück „Der Stellvertreter“ vorgeworfen, zu dem Massenmord an den Juden offiziell geschwiegen zu haben. Dabei war der Papst auf offiziellen diplomatischen Kanälen, aber auch durch Tausende Bittschreiben von verfolgten Jüdinnen und Juden, die derzeit von der Forschung aufgearbeitet werden, bestens über die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden informiert. Er hat auch in vielen Einzelfällen geholfen. Dass er trotzdem geschwiegen hat, versucht Professor Wolf aus seinem Selbstverständnis als gemeinsamer Vater aller Gläubigen, der neutral über den Kriegsparteien zu stehen habe, zu erklären.

### **Christentum und Antisemitismus**

Genauso wie für den christlichen Widerstand (Dietrich Bonhoeffer) und öffentlichen Protest (Kardinal von Galen) zeigt die Ausstellung auch Beispiele für Konsens, Kooperation und Mittäterschaft zwischen Christen und Nationalsozialismus.

Ein besonders schwerwiegendes (und leider derzeit wieder aktuelles!) Thema ist in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Verhältnis von Christen und Juden. Die Ausstellung zeigt dazu Beispiele jahrhundertalter religiös motivierter christlicher Judenfeindschaft. Im späten 19. Jahrhundert entwickelte sich dagegen eine pseudowissenschaftlich untermauerte Ideologie des Antisemitismus, die ihre Judenfeindschaft nicht religiös, sondern mit angeblichen negativen Rassemerkmalen der Juden begründete. Wer als Christ mit religiösen antijüdischen Vorurteilen aufgewachsen war, fand natürlich auch leichter Anknüpfungspunkte zu dem neuen rassistischen Antisemitismus.

### **Entnazifizierung**

Schließlich greift die Ausstellung die Problematik der sogenannten Entnazifizierung nach dem Zweiten Weltkrieg auf,

insbesondere der im Volksmund als „Persilscheine“ bekannten entlastenden Erklärungen durch Kirchenleute.

### **Fazit**

Naturgemäß kann dieser Aufsatz nur eine sehr geraffte, notwendigerweise unvollständige Darstellung dessen, was die Ausstellung bietet, geben.

Also fahren Sie nach Dalheim und sehen sich die Ausstellung selber an! Es lohnt sich, und zwar schon deshalb, weil bei Ihnen sicher auch die Gedanken aufkommen werden: Wie hätte ich mich damals verhalten? Hätte ich als Christ genügend menschliche und religiöse Substanz gehabt, um mich dem Zugriff des Bösen zu widersetzen oder hätte ich mich angesichts der drohenden Gewalt und der permanenten Propaganda auch angepasst und mich verführen lassen? Wenn Sie tiefer in die Materie eindringen möchten, sei Ihnen der Erwerb des nicht nur inhaltlich, sondern auch von seiner graphischen Gestaltung her überzeugenden Katalogs der Ausstellung wärmstens empfohlen.

*Günter Wißbrock*

# Elsener Straßennamen als Erinnerungsträger

## Orientierung und Erinnerung

Wenn man sich die Frage stellt, welchen Sinn eigentlich Straßennamen haben, dann lautet die erste Antwort: Sie dienen der räumlichen Orientierung für Bewohner und Besucher eines Ortes.

Falls das allerdings ihre einzige Aufgabe wäre, dann würde es genügen, die Straßen wie in Manhattan einfach zu nummerieren. Aber Straßennamen haben oft auch eine zweite Funktion, nämlich die der Erinnerung. Sie sind also Teil der Erinnerungskultur eines Ortes. Erinnerung ist dabei in einem doppelten Sinne zu verstehen als Wachhalten des Vergangenen und als Aufmerksammachen auf das noch Gegenwärtige.

## Zeiten ohne offizielle Straßennamen

Straßennamen waren in Elsen wie in allen Dörfern ringsum ursprünglich eher die Ausnahme. Häuser wurden in der Reihenfolge ihrer Erbauung nummeriert. Nach Josef Hißmann (EN 64/1971) gab es in alten Zeiten in Elsen nur drei namentlich benannte Wege: Buohlwiag (Bohlenweg), Holtwiag (Holzweg) und Dauenstrote (Totenstraße, heute Am Richterbusch). Hinzu kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch die Gardinenstraße, wie die Elsener die heutige Ostallee bezeichneten.

Erst 1962 wurde für Elsen die Benennung aller Straßen und Wege verpflichtend. Für diese nun amtlichen Straßennamen hatte der Ortsheimatpfleger ein Vorschlagsrecht und der Gemeinderat das Beschlussrecht.

## Heutige Straßennamen

Elsen verfügt heute über etwa 140 Straßennamen, die natürlich hier nicht alle besprochen werden können. Vor allem zwei Kriterien bestimmen die Auswahl: Hat der Name einen unmittelbaren Bezug zu Elsen? Ist bei dem Namen eine deutlich über die reine Orientierungsfunktion hinausreichende Erinnerungsabsicht erkennbar, manchmal

vielleicht sogar unterstrichen durch ein erläuterndes Zusatzschild?

## Der Aliso-Komplex

Der historisch älteste Bezug von Elsener Straßennamen reicht zurück bis in die Antike: Römerstraße, Germanenstraße und Alisostraße erinnern an die heute als Mythos erkannte, aber mehrere Jahrhunderte geglaubte Gleichsetzung Elsens mit dem römischen Legionslager Aliso. Sie sind also Zeugnisse eines vermeintlich historisch begründeten Selbstbewusstseins und Stolzes der Elsener auf eine scheinbar vielhundertjährige bedeutende Vergangenheit ihres Ortes.

## Der Steinhof

Auf gesicherterem Boden bewegt sich der Name „Am Steinhof“, denn mit ihm wird auf den mittelalterlichen Siedlungskern Elsens verwiesen, das Vorwerk „Ilasan“ des bischöflichen Haupthofes Neuhaus, das in der Gründungsurkunde des Paderborner Busdorfstifts von 1036 erwähnt wird und später der befestigte Sitz eines Ministerialengeschlechts „von Elsen“ war. Der Steinhof ist 1970/72 abgerissen worden.



## Namen mit religiösem Bezug

Ebenfalls mittelalterlichen Ursprungs ist die dem Steinhof gegenüberliegende katholische Kirche, deren beiden Patronen Dionysi-



us und Urban sinnigerweise in unmittelbarer Nähe zwei an einem Urban-Bildstock sich treffende Straßen gewidmet sind. Von der Urbanstraße zweigt mit der Antoniusstraße eine weitere einem Heiligen zugeordnete Straße ab, die nach dem Antonius-Bildstock im Felde an dieser Straße benannt ist. Außerdem gehen von der Urbanstraße noch zwei nach biblischen Personen benannte Straßen aus (Josefstraße, Simonstraße). So ist südlich der katholischen Pfarrkirche ein ganzes relativ engmaschiges Netz von religiös bestimmten Straßennamen, ein Namensquartier, entstanden, das durch die schmale Elser Kirchstraße zur Kirche hin Ausrichtung und Zielpunkt erhält. In der Nachkriegszeit ist auch die Elsener Hauptstraße, an der die Kirche liegt und die zunächst nach den jeweiligen Staatsoberhäuptern (Kaiser Wilhelm II., später Hindenburg) benannt war, durch die Benennung nach dem bedeutenden katholischen Bischof und Sozialreformer Wilhelm Emmanuel von Ketteler diesem Namensquartier hinzugefügt worden. Diese Straßennamen widerspiegeln mit der Heiligenverehrung und dem Gedanken der Schutzpatrone für den Ort auch die ursprünglich rein katholische konfessionelle Prägung Elsens und sind neben der Erinnerung und Ehrung zugleich ein religiöses Bekenntnis der Namensgeber.

### Der Schling

Ins Mittelalter und die frühe Neuzeit weisen auch die beiden Straßennamen „Im Schlinge“ und „Beim Schlinghause“ zurück. Der „Schling“ war eine Öffnung in der Pader-

borner Landwehr am Almeübergang beim heutigen Hofe Welslau, durch die der Weg nach Paderborn führte.

### Bauernhöfe und Felder als Namensgeber

Eine recht große Gruppe von Straßennamen bezieht sich auf Bauernhöfe, die durch Aus-siedlung, Umsiedlung oder Betriebsaufgabe heute am ehemaligen Standort nicht mehr existieren („Am Steinhof“, „Boltenhof“, „Flö-renhof“, „Heckhofweg“, „Henkenstraße“, „Nordhof“, „Schrieweshof“, „Schulzenhof“, „Timmerweg“, „Wischhof“, „Heschkenhof“). Die Fülle dieser Art von Namen verweist zunächst auf den früher ausgeprägten agrarischen Charakter Elsens, aber indirekt auch auf den Strukturwandel zu einer Mischgemeinde. Ebenso indirekt wird auch der massive Schwund der früher das Orts-bild weitgehend bestimmenden bäuerlichen Fachwerkhäuser deutlich.

Die Bauern sind im Laufe der Jahre aus dem Zentrum des Ortes im doppelten Sinne „an den Rand gedrängt“ worden. Aber gerade jenseits des Randes des Elsener Siedlungs-gebietes liegen auch heute noch große landwirtschaftlich genutzte Flächen. Auch das hat seinen Widerhall in Straßennamen gefunden („Escherfeld“, „Auf dem Sand-felde“, „Gesselter Feld“, „Am Almerfeld“, „Feldmark“).

### Wäldchen und „Büsche“

Innerörtlich erinnern Straßennamen aber noch an eine weitere Besonderheit der einstigen bäuerlichen Prägung und der auf-gelockerten Siedlungsweise Elsens: Kleine,



in einem Falle als „Wäldchen“, sonst meist als „Busch“ bezeichnete und meist einem Bauernhof zugeordnete Gehölze („Eichenwäldchen“, „Am Richterbusch“, „Am Schlengerbusch“, „Am Glockenbusch“, „Kleemeiers Busch“, „Rellerbusch“). Diese „Büsche“ sind meist noch vorhanden, während am Richterbusch weder der Richterhof noch der zugehörige Busch bis heute Spuren hinterlassen haben.

Welche Baumart in diesen kleinen Wäldchen vor allem bestimmend war, verraten weitere Straßennamen: „Eichenwäldchen“, „Untern Eichen“, „Eichenstraße“, „Eichengrund“. Die „Büsche“ dienten offensichtlich vor allem der Eichelmast der naheliegenden Höfe.

### Hude und Allmende

Zwei Straßen („Elser Hude“ und „Gessener Hude“) erinnern an eine besondere Form der Landwirtschaft, die bis zu den Gemeinheitsteilungen im frühen 19. Jahrhundert üblich war: Man schloss sich zu Markgenossenschaften zusammen und schickte sein Vieh auf eine im Gemeinbesitz befindliche Fläche außerhalb des Ortes, die „Allmende“, auf die Weide und zur Mast.

### Gewerbebetriebe

Im Gegensatz zu dem Dutzend Bauernhöfen, an die Straßennamen erinnern, stehen im Übrigen nur zwei Straßen, die nach ehemaligen Gewerbebetrieben benannt sind: „Zur Kettenschmiede“ und „Elsanastraße“ („Elsana“ war die Markenbezeichnung für Jaucheverteiler und andere Produkte der Firma Craesmeyer). Beide Firmen hatten wiederum ihre Kunden hauptsächlich in der Landwirtschaft, bestätigten also nur die agrarisch bestimmte Vergangenheit Elsens.

### Der Kleehof

Eine besondere Rolle spielt der Kleehof („Am Kleehof“, „Kleemeiers Busch“), ein ehemals domkapitulartischer Hof, der seit 1757 von Angehörigen der Familie Schulze-Rudolphi bewirtschaftet wird. Der Hof- und Straßename ist auf den ersten Blick missverständlich. Gemeint ist nämlich



nicht Klee, sondern Klei, eine norddeutsche Bezeichnung für besonders ertragreichen schweren Ackerboden. Beiderseits der Alme hat sich ein Schotter-Schwemmfächer entwickelt, der mit Hochflut-Lehm überdeckt ist und daher von alters her landwirtschaftlich genutzt worden ist.

### Die Kämpfe

Auch die Straßennamen mit „Kamp“ im Süden Elsens („Appelkamp“, „Am Biekenkamp“, „Kirschenkamp“, „Kämpfenstraße“) verweisen auf landwirtschaftliche Nutzung als Äcker, Weiden und speziell Obstbauflächen. Elsen war ja als Kirschendorf bekannt.



### Die unterbäuerliche Schicht

Wenn auf diese Weise der bäuerliche Charakter des Ortes stark betont wird, so fehlt doch auf den ersten Blick scheinbar die unterbäuerliche Schicht der Heuerlinge und Tagelöhner ganz. Ihre Lebensumstände waren im 19. Jahrhundert oft so prekär, dass viele auswanderten oder sich als Wanderarbeiter

auf Zeit ins Ausland verdingten. An diese „Hollandgänger“ erinnert daher der Hollandweg.

### Feuchtgebiete

Ganz im Gegensatz zu den fruchtbaren Böden im Elsener Süden steht die Bodenbeschaffenheit nördlich und nordwestlich des Römerbergs, des Elsener Kirchhügels. Schon der Name „Bohlenweg“ (früher „Bohlweg“) verweist auf die feuchteren Gebiete der Lippe-Niederung, deren Verkehrerschließung nur durch das Auslegen von Holzbohlen auf dem Weg ermöglicht wurde.



Hier häufen sich die auf Feuchtigkeit hindeutenden „Bruch“-Namen: „Eusterholzbruch“, „Rat((h)sbruch“, „Hilschenbruch“, „Elser Bruch“. Diese für die Landwirtschaft weniger günstigen und weitgehend nur extensiv genutzten Bereiche waren bis in jüngere Zeit nur dünn besiedelt.

Heute meist trockengelegte Feuchtgebiete gab es allerdings auch anderenorts in Elsen. Darauf weisen Straßennamen mit den Wortbestandteilen „Lake“ („Deipe Laake“,



„Wiemlake“) und „Teich“ hin („Am Willnteich“, „Höpperteich“).

### Sandboden

Im nördlichen Bereich Elsens waren außerdem durch Anschwemmung und Aufwehung sandige Bodenwellen und Dünenzüge entstanden, die heute allerdings wegen des Sand- und Kiesabbaus, besonders im Bereich des Nesthauser Sees, nur noch teilweise vorhanden sind. Nicht zufällig heißt der sich nördlich anschließende Ort Sande, aber auch in Elsen erinnern die beiden Straßennamen „Sandknapp“ und „Auf dem Sandfelde“ an diese Bodenbeschaffenheit.

### Mühle und Mühlenteich

Offensichtlich der einzige bemerkenswerte Gebäudekomplex im siedlungsarmen Grenzbereich der Gemarkungen Elsen und Sande war die Alt-Enginger Mühle mit dem östlich sich anschließenden Mühlenteich.



Das widerspiegelt sich in gleich sieben Namen von Straßen, teils auf Elsener, teils auf Sander Gebiet („Altenginger Weg“, „Mühlentheide“, „Mühlentrift“, „Mühlenteichstraße“, „Am Mühlenteich“, „Mühlengrund“, „An der Mühle“). Diese Fülle an Straßennamen und die Reichweite der Straßen machen auf die ungefähre Größe des ehemaligen Teiches aufmerksam, dessen versumpftes Gelände in den 30er und 40er Jahren entwässert worden ist. Wo einst die Elsener Kinder Schlittschuh liefen, stehen heute Wohnsiedlungen. Der von einem über 2000 m langen Damm umschlossene Teich reichte von der Mühle

über die sogenannte Nato-Siedlung, heute Elsenpark, bis zu beiden Seiten der Augustin-Wibbelt-Straße und des Lavendelwegs. Mit den Erinnerungen an die Mühle in den vielen Straßennamen haben die Namensgeber allerdings des Guten zu viel getan. Neben der Erinnerungsfunktion der Straßennamen kommt hier nämlich die Orientierungsfunktion einfach zu kurz, denn allzu viele ähnlich klingende Namen in einem ganzen Quartier, in dem es noch dazu viele kleine Sackgassen gibt, tragen sicherlich häufig zu Verwechslungen und Fehlorientierung bei.

### **Höhenprofil**

Das Höhenprofil der Gemarkung Elsen ist relativ flach. Vom höchsten Punkt bei Gut Warthe (143 m) bis zum niedrigsten Punkt an der Bentfelder Straße (96 m) sind es gerade einmal 47 m Höhenunterschied. Dennoch haben diese geringen Abweichungen einen sehr deutlichen Niederschlag in den Elsener Flurnamen und den oft darauf basierenden Straßennamen gefunden. Auf niedrig gelegenes Gelände deuten Straßennamen mit „Grund“ hin („Pastoregrund“, „Heidegrund“, „Eichengrund“). Eine Bodenvertiefung zwischen Elsen und Gesseln war die „Brotkuhle“. Aus ihr holten die Elsener den weißen Sand zum Streuen der Küche und der Tenne.

Ein Hügel im Westen Elsens widerspiegelt sich in drei Straßennamen („Am Bühlberg“, „Auf den Bühlen“, „Bühlenholz“). Das Wort „Bühel“ bezeichnet eine kleine Anhöhe. Ansonsten waren die Elsener aber nicht bange, auch Hügel von relativ geringer Höhe als „Berge“ zu benennen („Am Bühlberg“, „Am Heiligenberg“, „Deichsberg“, „Zum Rotberg“).

### **Namen mit Personenbezug**

Straßennamen haben, wenn sie sich auf Personen beziehen, neben der räumlich orientierenden und der erinnernden vor allem eine ehrende Funktion. Dabei sind sie oft Spiegelbild des jeweiligen Zeitgeistes und der sich wandelnden Werte bei der Beurteilung der zu ehrenden Persönlichkeiten.

### **Fragwürdige Ehrungen**

Die neuere deutsche Geschichte weist mehrere Brüche auf, vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und die NS-Diktatur zur Bundesrepublik und der DDR. Mit dem jeweiligen Regierungssystem und den herrschenden Ideologien änderten sich auch die Maßstäbe für das Ehrenwerte.

Davon wurde Elsen ziemlich massiv betroffen, so dass es mehrfach zu Straßenumbenennungen kam. Weil diese Problematik von mir in zwei früheren Aufsätzen (EN 199/2013 und EN 211/2016) bereits ausführlich dargestellt worden ist, sei sie hier nur kurz angedeutet.

### **Straßenumbenennungen als Bewältigung der NS-Diktatur**

Besonders ging es dabei um die Bewältigung der NS-Vergangenheit. So wurde aus der Adolf-Hitler-Straße 1947 die Wewerstraße und aus der Hindenburg-Straße die Von-Ketteler-Straße.

Später wurde dem Sportfunktionär Carl Diem und dem plattdeutschen Dichter Karl Wagenfeld allzu große Nähe zur NS-Ideologie nachgewiesen. Bezeichnenderweise wählten die Anwohner bei der Umbenennung ihrer jeweiligen Straße keine neuen Personen als Namensspender aus, sondern politisch unverfängliche Pflanzennamen. So wurde die Carl-Diem-Straße zum „Kirschenkamp“ und die Karl-Wagenfeld-Straße zum „Lavendelweg“. Das vorherige Namensquartier mit drei plattdeutschen Dichtern („Augustin-Wibbelt-Straße“, „Christine Koch-Straße“, „Karl-Wagenfeld-Straße“) wurde dadurch allerdings zerstört.

Der Auseinandersetzung mit dem untergegangenen NS-System dienen auch die ehrenden Benennungen von Straßen nach zwei von den Nationalsozialisten hinggerichteten katholischen Widerstandskämpfern („Letterhausstraße“, „Nikolaus-Groß-Straße“), nach dem Münsteraner Bischof Kardinal von Galen und nach der im KZ umbrachten jungen Jüdin Anne Frank.

## Ehrung überörtlich bedeutender Personen

Wurden in diesen Fällen Menschen mit überörtlicher Bedeutung und ohne direkten Bezug zu Elsen geehrt, so geschah das auch mit Dichtern („Eichendorffstraße“, „Thomas-Mann-Straße“, „Hermann-Hesse-Straße“, „Friedrich-Wilhelm-Weber-Straße“), einem Schweizer Pädagogen („Pestalozzi-Straße“), einem Sozialreformer („Raiffeisenstraße“), einer Bildhauerin („Käthe-Kollwitz-Straße“) und zwei Landespolitikern („Karl-Arnold-Straße“, „Carl-Severing-Straße“). Militärs fehlen ganz. Alle Genannten entstammen dem deutschsprachigen Kulturraum.

Umso auffälliger ist die Cromptonstraße im Elsener Zentrum. Sie ist Samuel Crompton, dem Erfinder der Feinspinnmaschine, gewidmet, der 1827 in Paderborns englischer Partnerstadt Bolton starb. Die Namenswahl erinnert daran, dass in der Wohnblocksiedlung bis vor einigen Jahren Angehörige von britischen Armeesoldaten lebten.

## Ehrung einheimischer Personen

Besonders interessant für Elsen ist die Auswahl der insgesamt elf durch Straßennamen geehrten einheimischen Personen, darunter keine einzige Frau (!).

Auf örtlicher Ebene ist die Würdigung für besondere Verdienste neben der Benennung einer Straße nach dem Ableben auch noch auf eine andere Weise schon zu Lebzeiten möglich, nämlich durch eine Ernennung zum Ehrenbürger. So ist es nicht verwunderlich, dass sich bei fünf der erwähnten elf Personen eine doppelte Anerkennung durch einen Ehrenbürgerbrief und einen Straßennamen findet.

## Katholische Geistliche

Vier der fünf Elsener Ehrenbürger sind katholische Geistliche:

Prälat Bernhard Sinne (1877-1961) war seit 1904 Pfarrer in Omaha/Nebraska/USA und erwarb sich große Verdienste durch die Unterstützung von Notleidenden in seiner Elsener Heimatgemeinde nach beiden Welt-



kriegen. Josef Schnitz (1847-1912) brachte es bis zum Dompropst und in den Jahren 1901-1912 zum Generalvikar der Diözese Paderborn. Franz Bals (1861-1935), Pfarrer in Elsen 1917-1935, war der Initiator des umfangreichen Kirchnerweiterungsbaus 1925/26. Heinrich Mentrop (1889-1967) war Pfarrer in Elsen 1941-1967 in Kriegs- und Friedenszeiten und ist vielen älteren Elsenern noch persönlich bekannt.

## Weltliche Personen

Einziger Nichtgeistlicher unter den Ehrenbürgern Elsens war der Eisenbahntischler Theodor Plesser (1880-1961), der 1918-1946 Mitglied des Gemeinderats und 1932-1947 Ortschronist war.

Auch drei Lehrer finden sich unter den durch Straßennamen Geehrten.

Anton Dierks (1854-1933) war 1882-1915 Lehrer an der Volksschule Elsen und gründete 1883 den Elsener Kirchenchor. Wilhelm Hucke (1887-1961) war 1920-1952 ebenfalls Lehrer an der örtlichen Volksschule und erforschte die Elsener Orts- und Familiengeschichte. 1960 erschien sein Buch „Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt“.

Konrad Ernst (1887-1965) war nach seiner Zeit als Lehrer in Elsen (1911-1928) Rektor in Paderborn und 1946-1952 Schulrat des Kreises Paderborn.

Die Junkstraße erinnert an den erfolgreichen ersten Elsener Tierarzt und Ziegeleibesitzer Heinrich Junk (1857-1920), der mit seiner „Villa Junk“ in dem noch weitgehend von Fachwerk geprägten Elsen architektonisch ganz neue Akzente setzte.

Auch den Major und Kaufmann Josef Hißmann (1907-1989) hat man in Elsen durch einen Straßennamen geehrt. Im Vordergrund stand dabei wohl seine Rolle als heimatverbundener Schriftsteller. Neben seinen abenteuerlichen Erlebnissen bei seiner Flucht aus der Kriegsgefangenschaft in Afrika, die er unter dem Titel „Insch Allah“ veröffentlichte, hat er mehrere Bände mit Sagen, Geschichten, Anekdoten und Legenden aus dem Paderborner Land herausgegeben.

In Dankbarkeit hat man schließlich auch an den Zimmermeister Anton Hartmann (1902-1986) gedacht, der von 1948-1974, also bis zur Eingemeindung nach Paderborn, Elsener Bürgermeister war und 1975 die Ehrenbezeichnung „Altbürgermeister“ verliehen bekam. 1953-1974 war er zugleich Oberst und Erster Brudermeister der St. Hubertus-Schützenbruderschaft.



### Fazit

Beschäftigt man sich näher mit den Elsener Straßennamen und ihrer jeweiligen Herkunft, so ergibt sich zunächst ein buntes Kaleidoskop unterschiedlicher Namensquellen. Aus der Summe des durch die Straßennamen Erinnernten lässt sich allerdings kein vollständig in sich schlüssiges Gesamtbild formen. Denn allzu oft sind bei der Auswahl der Benennungen Zufälle, sehr persönliche Maßstäbe der Auswählenden und der jeweilige Zeitgeist im Spiel gewesen.

Dennoch lassen sich gewisse Tendenzen herausarbeiten, die mit der Erinnerungs-

funktion von Straßennamen zu tun haben: Grundsätzlich widerspiegeln die Namen nicht die Gegenwart, sondern den Sachstand und die Werturteile der Generation der Auswählenden, die oft auch schon zu ihrer Zeit Vergangenes als Namensgrundlage ausgewählt haben.

Aus zwei Gründen sind für Elsen aber Einschränkungen zu dieser Feststellung nötig: Fragwürdige Ehrungen umstrittener Personen forderten Straßenumbenennungen heraus. Außerdem mussten zum Zeitpunkt der Eingemeindung Elsens nach Paderborn Paderborner und Elsener Namen abgeglichen werden, um Doppelungen zu vermeiden. Im Prinzip bleibt es aber dabei, dass Straßennamen etwas Statisch-Konservatives an sich haben, also selten geändert werden. So ergibt sich für Elsen das Bild einer religiös einheitlich katholischen, agrarischen und patriarchalischen Dorfgesellschaft. Die heutige religiöse und ethnische Vielfalt, die moderne Auffassung von der Rolle der Frau in der Gesellschaft, die gewerbliche Weiterentwicklung und die zunehmende Tendenz zur Verstädterung in Elsen kommen dabei eindeutig zu kurz. Nicht ein Abbild der dynamischen Ortsentwicklung darf man also von Straßenschildern erwarten, sondern eher ein Festhalten der örtlichen Tradition und damit einen gewichtigen Beitrag zur Identität des Ortes.

Wer daher glaubt, die Erinnerungsfunktion von Straßennamen missachten zu können, der ist schnell auf dem falschen Wege. Das mögen zum Schluss zwei Elsener Beispiele illustrieren: Die Verner Straße führt keineswegs schnurstracks nach Verne, sondern ihr Name erinnert daran, dass sie ein Teilstück des alten Neuhauser Wallfahrtsweges zum Gnadenbild von Verne ist.

Besonders kurios ist der Fall der Ostallee. Einheimische und Fremde werden hier keinen einzigen Alleebaum finden, aber sie werden daran erinnert, dass an der Straße bis 1945 Ulmen standen.

*Günter Wißbrock*

---

### **Benutzte Literatur**

- Matthias Freese (Hg.), Fragwürdige Ehrungen!?, Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur, Münster 2012
- Heimat- und Verkehrsverein Elsen (Hg.), Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Paderborn 1986
- Manfred Hofmann, Paderborn-Elsen: Naturausstattung – Leitlinien der Siedlungsentwicklung, in: Geko-Aktuell 3/2021, S. 3 - 18
- Wilhelm Huckle, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960
- Gerhard Liedtke, Abbestraße bis Zwetschenweg, Straßennamen in Paderborn, Paderborn 1999
- Rainer Pöppinghege, Paderborner Straßennamen als Medien der Geschichtswahrnehmung, in: Andreas Gaidt/Wilhelm Grabe (Hg.), Kommunalarchiv und Regionalgeschichte – Rolf-Dietrich Müller zum 65. Geburtstag, Paderborn 2015, S. 223 - 233
- Josef Segin, 975 Jahre Elsen 1036 - 2011, in: Festschrift 975 Jahre Elsen, S. 21 - 51
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1800 - 1900, Elsen 2009
- Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008
- Günter Wißbrock, Straßenumbenennungen in Elsen, in: Elsener Nachrichten 199 (2013), S.17 – 23
- Günter Wißbrock, Elsens Hauptstraße und ihre wechselnden Namen – Wilhelmstraße – Hindenburgstraße – Von-Ketteler-Straße, in: Elsener Nachrichten 211 (2016), S.9 - 15

## Elsen 59 – Germanenstraße 4

### Denkmalgeschütztes Fachwerkhaus von 1847

Im Jahre 1847 hatten Conrad Albersmeier und Anna Maria Hußmann, die 1845 geheiratet hatten, das heute denkmalgeschützte Fachwerkhaus als Abriss in Delbrück erworben, wo es der Erweiterung des Delbrücker Valepagenhofs weichen musste.

Das komplette Fachwerkhaus wurde zerlegt, alle Verbindungsstellen der Balken mit römischen Ziffern versehen und so für den Wiederaufbau gekennzeichnet. Auf Pferdefuhrwerken wurde das gesamte Material nach Elsen transportiert.

Im Laufe des Jahres 1847 wurde es dann an seinem heutigen Standort als 59. Haus in Elsen wieder neu errichtet und erhielt die Hausnummer 59. Die Inschrift über dem Deelentor zeugt noch heute von dem Wiederaufbau:

*„Mit Gott Dein Tagewerk begiñe, das führet sicher zum Gewiñe*

*Anna Maria Hußmann ~ Conrad Albersmeier  
D 11 Nov. 1847 – Baum. H.Nacke“*

Der Eigentümer Conrad Albersmeier ist im Hucebuch mit dem Beinamen „Wecker“ erwähnt, der seinen Ursprung in dem Wort „wechten“ (= wachen) hat. Es wird vermutet, dass sich daraus im Laufe der Generationen der spätere, mit dem Fachwerkhaus verbundene Familien-Beiname „Wirks“ entwickelt hat.

Das Haus verfügte über mehrere kleine Zimmer, in denen die Familie lebte, sowie Stallungen für Kuh und Schweine links und rechts der großen Deele. Neben dem Deelentor lag die Miste.

Als später die Tiere abgeschafft worden waren, wurde der Platz, wo die Miste gewesen war, umfunktioniert als „Laube“ mit Sitzmöbeln zum Verweilen nach getaner Arbeit.

Das Fachwerkhaus an der Anschrift Elsen 59 ging später an die Tochter Angela Albersmeyer und deren Ehemann Friedrich Ikemeyer über. Nachdem Angela Albersmeyer 1893 gestorben war, heiratete Friedrich Ikemeyer 1894 in zweiter Ehe Josefine Mollemeyer aus Wewer.



Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor: Sohn Friedrich und Tochter Maria.

Friedrich heiratete 1925 Frau Bernhardine Schlenger, und das Ehepaar übernahm das Fachwerkhaus Elsen 59. Das Paar erweiterte das Fachwerkhaus im gleichen Jahr um einen nördlichen, zweigeschossigen Queranbau mit 4 großräumigen Zimmern und Treppenhaus. Im alten Gebäudeteil wurden die

Küche, eine Waschküche sowie ein kleiner Keller – zugänglich von der großen Deele – eingerichtet.

Im Jahr 1962 wurden dann in Elsen größtenteils Straßennamen und somit neue Hausnummern eingeführt. Das Fachwerkhaus der Familie Friedrich Ikemeyer erhielt die Anschrift Germanenstraße 4 – 4790 Elsen. Das Ehepaar Ikemeyer hatte drei Söhne: Anton, Friedrich und – als Nachkömmling – Alfons.

Dieser heiratete 1968 die aus Nesthausen stammende Hildegard Agnesens, und beide errichteten auf dem Nachbargrundstück – Germanenstraße 6 – ihr gemeinsames Heim, in das sie 1969 einzogen.

Friedrich Ikemeyer wohnte bis zu seinem Tod mit 86 Jahren im Jahr 1982 in dem Fachwerkhaus. Das Haus ging dann in den Besitz seines Sohnes Alfons und dessen Frau Hildegard über.

Im Jahr 1993/1994 wurde durch das Ehepaar Ikemeyer eine vollständige Kernsanierung durchgeführt: Das Haus erhielt ein komplett neues Dach, nicht mehr tragfähige Balken des Fachwerks wurden ersetzt, die Gefache wurden neu ausgemauert, Fenster und Deelentor erneuert. Die Inschrift über dem Deelentor wurde ergänzt:



*Germanenstraße 4 vor der Kernsanierung*

„restauriert 1993 – Alfons Ikemeyer u. Hildegard Ikemeyer, geb. Agnesens“

Bei der gesamten Sanierung wurde jedoch der alte Stil beibehalten, und auch die bestehenden Räume wurden zwar nach aktuellem Standard, aber im typischen Fachwerkhaus-Stil renoviert und möbliert. Die gravierendste Veränderung erfuhr die große Deele mit der hohen Decke, die als Wohnzimmer mit gemütlichem Kachelofen und Kamin umfunktionierte wurde.

Ein Teil der Möblierung stammt noch aus dem Besitz der Eltern von Alfons Ikemeyer. Ganz bewusst hatte das Ehepaar Ikemeyer dabei alle Auflagen beachtet und erfüllt, damit die Denkmalschutzbehörde das inzwischen wunderschöne Fachwerkhaus unter Denkmalschutz stellt.

So wollten sie verhindern, dass diesem Haus das gleiche Schicksal widerfährt wie zwei benachbarten Fachwerk-Bauernhäusern, die Höfe der Familien Altrogge und Hussmann, die in den 70er Jahren abgerissen und durch zu der Zeit moderne Hochhäuser ersetzt wurden.

Hildegard und Alfons Ikemeyer bewohnen und pflegen das markante Fachwerkhaus im Ortskern von Elsen bis heute.

*Alfons Ikemeyer und Günter Wißbrock*

## Die Elsener und die „Hottentottenwahl“ von 1907

### Wahlen heute und früher

In den letzten Wochen und Monaten ist die innenpolitische Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland ganz beherrscht worden von dem Scheitern der Berliner „Ampel“-Koalition und dessen Folgen. In Stichworten: Vom Bundestag negativ beantwortete Vertrauensfrage des Bundeskanzlers, Auflösung des Bundestages durch den Bundespräsidenten und Ausschreibung von Neuwahlen, heftiger Winterwahlkampf, Ergebnisse der Wahl, Ringen um Koalitionsbildung.

Diese Ereignisse waren der Anlass dafür, einmal in der Elsener Ortschronik nachzuforschen, was sie über frühere Wahlen in Elsen berichtet, und nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten mit der aktuellen Wahl zu fragen.

### Die Reichstagswahl von 1907 und ihr Anlass

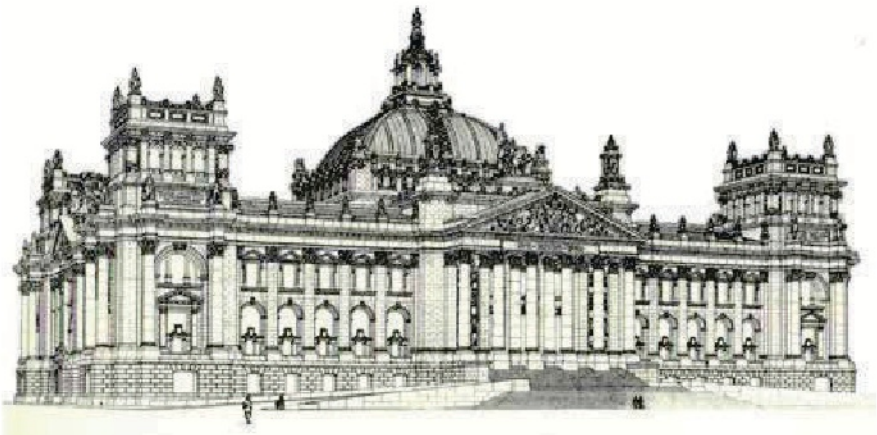
Exemplarisch soll auf die Reichstagswahl von 1907 eingegangen werden, weil sie von der Elsener Chronik am ausführlichsten dargestellt wird.

Auch damals war nicht die Legislaturperiode des Parlaments, also des Reichstags, abgelaufen, sondern es kam zu seiner vorzeitigen Auflösung aufgrund eines konkreten Streitfalls der Fraktionen untereinander und zwischen einigen von ihnen und der Regierung.

Dazu schreibt die Elsener Chronik: „Am 15. Dezember (1906) kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel aus der Reichshauptstadt die Nachricht, dass der Reichstag aufgelöst sei, weil die Mehrheit den Nachtragset von 8 Mill. 900000 M für Südwestafrika abgelehnt hatte.“

### Parallelen und Unterschiede zwischen heute und früher

Hier zeigen sich durchaus Parallelen, aber auch Unterschiede zu den heutigen Verhältnissen: Damals wie heute ging es in einem Streit um den Haushalt und die Frage der Verschuldung. Damals wie heute sollte eine gewichtige Geldmenge für einen Krieg außerhalb der deutschen Grenzen eingesetzt werden. Damals wie heute hing die Bereitschaft, der Finanzierung des Krieges



Der Reichstag



Reichskanzler Bernhard von Bülow (1849 - 1929)

zuzustimmen, von der Überzeugung der Sinnhaftigkeit des Krieges ab. Sehr unterschiedlich aber war das Verfahren, durch das es zur Parlamentsauflösung kam. 1906 hatte Reichskanzler Bernhard von Bülow zwar in einer konkreten Frage keine Mehrheit im Reichstag mehr, aber er musste deshalb nicht wie Bundeskanzler Olaf Scholz die Vertrauensfrage stellen und auch nicht zurücktreten. Der Grund dafür war, dass er gar nicht vom Reichstag gewählt, sondern vom Kaiser, dem Staatsoberhaupt, ernannt war. Deshalb war er auch nur vom Vertrauen des Kaisers abhängig und konnte auch nur von ihm entlassen werden. In gewisser Weise war er natürlich trotzdem auf den Reichstag, der gemeinsam mit dem Bundesrat das Etat- und Gesetzgebungsrecht hatte, angewiesen. Aber wenn das Parlament seinen Maßnahmen und Gesetzesvorschlägen nicht zustimmte, konnte er es jederzeit im Einverständnis mit dem Kaiser auflösen und sich durch Neuwahlen neue Mehrheiten suchen.

### Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika

Um welche politische Kontroverse ging es damals konkret?

1904 hatte sich der Stamm der Herero in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, gewaltsam gegen die deutsche Kolonialmacht erhoben. Dieser Aufstand war durch General von Trotha im Oktober 1904 in einer Kesselschlacht am Waterberg blutig niedergeschlagen worden, und die überlebenden Herero waren gezielt in die wasserlose Wüste getrieben worden, wo viele weitere umkamen.

Doch dann erhob sich der Stamm der Nama, der von den Weißen abschätzig „Hottentotten“ genannt wurde, und lieferte den Deutschen einen vierjährigen, verlustreichen Guerillakrieg.

### Die Ablehnung des Nachtragshaushalts

Deshalb forderte die Reichsregierung 1906 einen Nachtragshaushalt zur Unterstützung der Kolonialtruppen und zum Bau einer Eisenbahn für militärische Zwecke. Die Regierungsvorlage wurde aber am 13. Dezember 1906 mit den Stimmen der SPD, der katholischen Zentrumspartei und der polnischen Fraktion abgelehnt.

Unmittelbar danach wurden durch Reichskanzler von Bülow auf Anweisung Kaiser Wilhelms II. der Reichstag aufgelöst und Neuwahlen angesetzt, die als „Hottentottenwahl“ in die Geschichte eingegangen sind. Zentrumspartei und SPD waren nicht grundsätzlich gegen jede Art von Kolonialismus, wohl aber gegen den Vernichtungskampf und die Kriegsgräuere der deutschen „Schutztruppen“. Sie setzten eher auf eine langfristige Befriedung der eingeborenen Bevölkerung durch Missionierung (Zentrum) oder durch Bildung (SPD).

### Der Winterwahlkampf

Wie aktuell folgte auf die Parlamentsauflösung ein Winterwahlkampf. Über ihn schreibt die Elsener Chronik: „Und nun entstand ein so heftiger Wahlkampf, wie wohl das Deutsche Reich noch keinen erlebt hat. Gegen Zentrum und Sozialdemokratie lautete die Wahlparole. Von allen Parteien wurden alle ihnen zur Verfügung stehenden materiellen sowohl wie geistigen Machtmittel angewandt, um mit möglicher Verstärkung in den Reichstag einzuziehen. Auch im Wahlkreis Paderborn-Büren wurde alles aufgeboten; in jedem Dorfe wurde eine Versammlung abgehalten, damit der Zentrums kandidat, Landrat von Savigny in Büren, mit möglichst vielen Stimmen wiedergewählt würde.“

Konservative und nationalliberale Befürworter der Kolonialpolitik Reichskanzler von

Bülows frischten im Wahlkampf die alten Parolen aus der Ära Bismarck (1871 - 1890) gegen SPD und Zentrum als „Reichsfeinde“ und „vaterlandslose Gesellen“, die angeblich die tapfer kämpfenden deutschen Soldaten in Südwestafrika schnöde im Stich ließen, wieder auf.

Auffällig an dem Text des Elsener Chronisten ist, dass er von einer Gesamtbeschreibung des Wahlkampfes unvermittelt auf den Zentrumswahlkampf übergeht. Hier deutet sich schon etwas an von der geradezu monopolartigen Stellung, die diese Partei damals in Elsen und im ganzen Paderborner Land hatte.

### Die Wahlrechtsgrundsätze

Zurück zur eigentlichen Wahl! Nach welchem Recht konnten die Elsener damals wählen? Das Wahlrecht des Deutschen Kaiserreichs war seinerzeit schon relativ fortschrittlich. In Artikel 20 der Verfassung des Deutschen Reiches von 1871 heißt es dazu: „Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen und geheimer Abstimmung hervor.“ Aber man muss genauer hinsehen: „Allgemeine“ Wahlen hieß damals eine Wahl durch die Männer erst ab 25 Jahren; ein Frauenstimmrecht gibt es erst ab 1918. Mehr als die Hälfte der heute Wahlberechtigten wären also gar nicht zur Wahl zugelassen worden.

### Wahltag und Paderborner Wahlergebnis

Zum eigentlichen Wahltag und dem Wahlergebnis schreibt der Elsener Chronist: „Am 25. Januar fand die durch die Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 notwendig gewordene Reichstagswahl statt. Überall, so auch in Elsen, fand eine sehr rege Wahlbeteiligung statt. Im Wahlkreise Paderborn-Büren wurde der Zentrumsabgeordnete Landrat von Savigny in Büren mit großer Mehrheit gewählt.“

Genauere Ergebniszahlen liefert der Chronist nicht. Deshalb sollen sie hier, soweit möglich, ergänzt werden. Die reichsweite Wahlbeteiligung betrug 84,7 Prozent, ein neuer Rekord in der Geschichte des Kaiser-

reichs. Landrat von Savigny erreichte im Wahlkreis Paderborn-Büren für die Zentrums-partei mehr als 95% der Stimmen, ähnlich wie schon 1903 und 1912 wieder. Die Sozialdemokraten, die 1912 stärkste Partei im Reich wurden, erreichten dagegen bei den drei Wahlen im Wahlkreis Paderborn-Büren nur jeweils etwa 1 %.



*Karl von Savigny, Reichstagsabgeordneter 1900 - 1918 und Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses 1898 - 1918*

### Paderborn als Hochburg des politischen Katholizismus

Die Bischofsstadt Paderborn und erst recht die umliegenden Dörfer waren von einem nahezu ausschließlichen katholischen Milieu geprägt, wodurch sich die geradezu erdrückenden Mehrheiten für die Kandidaten der Zentrums-partei erklären lassen. In Wewer z. B. stimmten von 243 Wählern 242 für von Savigny. Offensichtlich war das Stimmverhalten der Wähler nicht durch aktuelle politische Ereignisse, sondern durch feste weltanschauliche und religiöse Überzeugungen bestimmt. Die Dominanz der Zentrums-partei als Repräsentantin des politischen Katholizismus wurde im Paderborner Land während der gesamten Zeit des Kaiserreichs nicht erschüttert.

### Die Stichwahl

Aber die Wahl war mit dem 25. Januar noch nicht zu Ende, denn der Chronist schreibt: „Am 5. Februar fand die Stichwahl zum Reichstage statt. Wiederum war überall rege Beteiligung. Das Endresultat dieses mit großer Erbitterung geführten Wahlkampfes war, dass alle Parteien mit Verstärkung in

den Reichstag einzogen, während die Sozialdemokratie fast die Hälfte ihrer Mandate verloren hat.“

Natürlich war bei einem 95 %-Ergebnis im Wahlkreis Paderborn/Büren keine Stichwahl mehr nötig. Aber die Aussage des Chronisten bezieht sich auf das Reich als Ganzes.

### Das Wahlrecht

Im Kaiserreich galt nämlich ein absolutes Mehrheitswahlrecht. Das heißt, das Reich war in Wahlkreise eingeteilt, in denen jeweils ein Abgeordneter mit absoluter Mehrheit, also mit mehr als 50% der Stimmen, gewählt wurde. Wurde diese Mehrheit im ersten Wahlgang von keinem Kandidaten erreicht, kam es in einem zweiten Wahlgang zur Stichwahl zwischen den beiden Kandidaten mit den höchsten Stimmzahlen. Einen irgendwie gearteten Ausgleich für die unterlegenen Kandidaten anderer Parteien gab es nicht, sondern es galt, wie noch heute in Großbritannien, der Grundsatz „The winner takes it all“.

### Mängel des Wahlrechts

Das höchst ungerechte Mehrheitswahlrecht beeinflusste auch stark den Wahlausgang. Die Wahlkreise waren zwar flächenmäßig etwa gleich groß, hatten aber sehr unterschiedliche Einwohnerzahlen. Eine Stimme in einem dünn besiedelten ländlichen Wahlkreis, z. B. in Ostpreußen, wog also viel mehr als eine Stimme in einem dicht besiedelten, z. B. im Ruhrgebiet. Außerdem einigten sich die bürgerlich-konservativen und liberalen Parteien oft in der Stichwahl auf einen gemeinsamen Kandidaten. So kam es zu dem absurden Ergebnis, dass die Sozialdemokraten als Partei der Industriearbeiterschaft fast eine Viertelmillion Wähler hinzugewannen, aber die Zahl ihrer Mandate von 81 auf 43 sich fast halbierte. Das Zentrum hingegen blieb stabil; es konnte die Zahl seiner Mandate von 100 auf 105 erhöhen und bildete die mit Abstand stärkste Fraktion im Reichstag.

### Das Wahlergebnis im Reich

Wie ungerecht das Wahlrecht war, zeigt am deutlichsten ein Vergleich des prozentualen Anteils der Stimmen mit der Anzahl der Mandate pro Partei:

Nationalliberale	14,5 %	54 Mandate
Linksliberale	10,9 %	49 “
Konservative	13,6 %	84 “
Zentrum	19,4 %	105 “
Sozialdemokraten	28,9 %	43 “
Sonstige	12,7 %	61 “

### Die Folgen des Wahlergebnisses

Reichskanzler von Bülow hatte mit der Neuwahl sein Ziel erreicht: Die Kolonialbefürworter hatten nun die Mehrheit im Reichstag und billigten als so genannter „Bülow-Block“ die geforderten Mittel zur weiteren Finanzierung der Kolonialkriege.

*Günter Wißbrock*

### Benutzte Literatur

- Gerd Fesser, Bernhard von Bülow (1849 - 1929), in: Michael Fröhlich (Hrsg.), Das Kaiserreich, Portrait einer Epoche in Biographien, Darmstadt 2001, S. 216 - 227
- Frank Göttmann, Karl Hüser, Jörg Jarnut (Hrsg.), Paderborn, Geschichte einer Stadt in ihrer Region, Band 3, Das 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1999
- Horst Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, 2. Auflage, Paderborn 1991
- Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866 - 1918, Band II, Machtstaat vor der Demokratie, München 1992
- Rudolf Schuster (Hrsg.), Deutsche Verfassungen, 17. Auflage, München 1985
- Josef Segin / Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008

# Johann Wilhelm von Sintzig

## Auf der Spur eines barocken Prälaten und seiner Beziehung zu Elsen

### **Libori-Reliquien und Libori-Schrein**

Diese Geschichte ist im Paderborner Land wohl bekannt: Im Jahre 836 n. Chr. wurden die Gebeine des heiligen Bischofs Liborius von Le Mans nach Paderborn überführt und später in einer eigens dafür errichteten Ringkrypta im Westchor des Paderborner Domes beigesetzt. Liborius wird ab 1011 neben der Gottesmutter und dem heiligen Kilian als Drittpatron des Domes genannt, und er wurde schließlich auch Schutzpatron der Stadt und des Erzbistums Paderborn. Ein goldener Schrein des Heiligen wird im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts erstmals erwähnt.

### **Der Raub des Schreins**

1622 wurde der mittelalterliche vergoldete Silberschrein ein Opfer des Dreißigjährigen Krieges, der von 1618 bis 1648 dauerte. Der 22-jährige Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel (1599 – 1626), den Zeitgenossen eher als der „tolle Christian“ bekannt, war einer der gewalttätigsten Heerführer des Krieges auf protestantischer Seite. Bei der Besetzung und Plünderung von Paderborn am 31. Januar 1622 fiel seinen Soldaten auch der Libori-Schrein in die Hände. Christian ließ den Schrein nach Lippstadt überbringen, ihn in der dortigen Münze einschmelzen und aus dem gewonnenen Material sogenannte „Pfaffenfeind“-Taler prägen.

### **Rückkehr der Reliquien**

So war der Schrein auf immer verloren, nicht aber die Liborius-Reliquien, aus denen der Herzog noch ein Geschäft machte. Auf stationsreichen Wegen kamen die Reliquien schließlich nach fünf Jahren aus Frankreich nach Paderborn zurück und wurden am 29. Oktober 1627 feierlich in der Stadt eingeholt. Daran erinnert heute das Herbstliborifest.

### **Der neue Schrein in Paderborn und Münster**

Ein Jahr später, am 29. Oktober 1628, wurden die Reliquien in den inzwischen im Auftrage des Stifters Wilhelm von Westphalen und seiner Gemahlin Elisabeth von Loe von dem Goldschmied Hans Krako aus Dringenberg angefertigten neuen Schrein eingesetzt, in dem sie bis auf den heutigen Tag aufbewahrt werden.

Weniger bekannt ist die weitere Geschichte des neuen Schreins. Man muss sich immer klar machen, dass ab 1628 noch zwanzig Jahre der Dreißigjährige Krieg tobte und natürlich stets die Gefahr bestand, dass dem neuen Schrein das gleiche Schicksal wie seinem Vorgänger drohte.

Weil man der Meinung war, Münster sei aufgrund seiner starken Befestigung sicherer als Paderborn, wurde der Schrein 1631 dorthin gebracht und verblieb hier bis zum 18. Oktober 1650, also bis zwei Jahre nach dem Ende des Krieges durch den Westfälischen Frieden von 1648.

Am 4. Februar 1651 übertrug daraufhin das Paderborner Domkapitel dem späteren Dompropst Johann Wilhelm Freiherr von Sintzig auf Lebenszeit den Nießbrauch des Schulzenhofes (= Kleehofes) in Elsen, da er sich während des Krieges für die Rettung des Schreins besonders eingesetzt hatte.

### **Liborius im Dom zu Münster**

Freiherr von Sintzig stiftete dem Dom zu Münster eine überlebensgroße Statue des heiligen Liborius, die bis heute unmittelbar gegenüber der berühmten astronomischen Uhr steht. So kommt es, dass auch in Münster eine Spur der Verehrung des Paderborner Diözesanpatrons zu finden ist.

Mit der Statue verbindet sich in Münster ein besonderer Brauch: Nach dem Tode eines

münsterschen Bischofs wird der Statue der Bischofsstab abgenommen und in das Grab des Verstorbenen gelegt. Der nächste Bischof muss dann einen neuen Bischofsstab für die Statue stiften.

### Der Kleehof

Zurück zum Kleehof! Man mag zunächst erstaunt sein, dass sich der Hof in domkapitularischem Besitz befand. Aber im Mittelalter und der frühen Neuzeit waren neben dem Adel drei kirchliche Institutionen die größten Grundbesitzer: Der Bischof, das Domkapitel, also die Gemeinschaft der Domherren, und die Klöster. Für alle drei gibt es Beispiele aus Elsen: Das 1036 zuerst erwähnte Vorwerk „Ilsan“, meist gleichgesetzt mit dem späteren Steinhof, gehörte zum „Tafelgut“ des Paderborner Bischofs. Das Domkapitel besaß den Kleehof, und der Brockhof gehörte zeitweise dem Benediktinerkloster Abdinghof.

Der Kleehof war ein bedeutender Besitz des Domkapitels. Als einer der drei Elsener Amtshöfe hatte er auch den Namen Schultenhof. Dem domkapitularischen Schultenamt unterstanden eine Reihe anderer Höfe, zum Beispiel der spätere Schlengerhof. Bauern aus Elsen, Scharmede und Thüle hatten auf den umfangreichen Ländereien Hand- und Spanndienste zu leisten. Während der Kriegszeit hatte man allerdings auch mit einer Beeinträchtigung des Ertrags durch Plünderungen usw. zu rechnen.

### Dompropst und Domkapitel

Dompropst Freiherr von Sintzig hat den Hof natürlich nicht selbst bewirtschaftet, sondern dafür hatte er einen „Meier“ als Verwalter. Seine Stellung als Dompropst, also als mit einer der beiden höchsten Würden des Domkapitels betraut und „Hausherr“ in der Kathedrale, bedeutete eine erhebliche Machtfülle. Dabei muss auch noch bedacht werden, dass die Fürstbischöfe von Paderborn mit dem Domkapitel als engstem Mitarbeiter- und Beraterkreis zugleich kirchliche und weltliche Macht ausübten.

Die damals nötigen Voraussetzungen für eine Mitgliedschaft in einem Domkapitel

brachte Johann Wilhelm Freiherr von Sintzig mit. Er hatte auf dem von Jesuiten geleiteten päpstlichen „Collegium Germanicum et Hungaricum“ in Rom eine hervorragende theologische Ausbildung erhalten. Vor allem aber hatte er bei der „Aufschwörung“ sechzehn adlige Ahnen nachweisen können.

### Die Barockisierung des Doms

Wenn wir uns nun auf die Spurensuche nach Sintzig machen, so liegt es nahe, damit im Paderborner Dom zu beginnen. Dort war unter Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke (+1661) die Barockisierung des Baus in vollem Gange. Die abgebrochenen alten Altäre der spätmittelalterlichen Kapellen wurden neu vergeben. So gelangte der von Hermann von Krewet 1516 gestiftete Altar der vier Kirchenlehrer an die Kapelle des Kleehofs, wo er allerdings nicht mehr vorhanden ist.

### Die Dreifaltigkeitskapelle

Auch Johann Wilhelm Freiherr von Sintzig sorgte dafür, dass im Jahre 1653 eine spätmittelalterliche Kapelle aus dem Jahre 1304 in dem damals modernen Barockstil völlig



Wappen Sintzigs

neu gestaltet wurde. Es ist die Dreifaltigkeitskapelle, die dritte Kapelle von Westen im nördlichen Seitenschiff des Domes. Ungewöhnlich ist bereits der Name der Kapelle. Während alle anderen Kapellen des Doms einer oder einem Heiligen oder den Engeln gewidmet sind, ist Sintzigs Kapelle allein direkt, ohne vermittelnde Instanz, dem dreifaltigen Gott geweiht. Die Kapelle war von vornherein als Grablege für den Dompropst (+1664) und für seinen Neffen Johannes Heinrich Freiherr von Sintzig (+1673), der ebenfalls Domherr in Paderborn war, vorgesehen.

Die Bestattung direkt in der Kathedrale war ein Privileg besonders hochgestellter Geistlicher. Der Architekt der Kapelle war der Franziskanerbruder Gerhard Mahler aus Rietberg, der mit der barocken Umgestaltung des Domes beauftragt war.

Der Eingang ist mit einem schmiedeeisernen Ziergitter geschlossen, das von einer wappengeschmückten Portalarchitektur umfassen ist. Auffällig ist besonders die Dekoration des Portalgiebels im sogenannten Knorpelstil. Im Giebelmedaillon erscheint das Wappen des Dompropstes von Sintzig und darüber das mit Helmzier geschmückte Wappen seines Neffen. Beide Wappen sind geviertelt. Sie zeigen in Feld 1 und 4 jeweils drei golden gekrönte, rote schreitende Vögel und in Feld 2 und 3 jeweils auf Rot ein goldenes Kreuz.

Das Innere der Kapelle ist reich an Stuckarbeiten. Stuckreliefs zeigen die Dompatrone Kilian und Liborius sowie den heiligen Meinolf mit dem Modell der von ihm gestifteten Klosterkirche Böödeken in der Hand. Damit stellte sich Sintzig in die Tradition des Bistums Paderborn, an dessen Gründerphase er anknüpfte. Ebenso stuckiert sind Darstellungen der Taufe Jesu im Jordan und der Begegnung von Anna und Joachim, der Eltern Marias, an der Goldenen Pforte. An die Stelle eines im Zweiten Weltkrieg zerstörten Altarbildes der Heiligen Familie ist heute ein Bild des lehrenden Adolph Kolpings von der Hand des Elsener Künstlers Richard Sehrbrock getreten.



*Anna und Joachim an der Goldenen Pforte (Dreifaltigkeitskapelle)*

### **Freiherr von Sintzig – Lebenslauf und kirchliche Karriere**

Aufschlussreich ist die lateinische Portalinschrift, die in deutscher Übersetzung lautet: „Zu Ehren der allerheiligsten und ungeteilten Dreifaltigkeit hat sich diese Kapelle als Grablege zu Lebzeiten errichtet im Jahre 1653 der angesehene Herr Johannes Wilhelm Baron von Sintzig, dieser und der Kathedralkirchen von Münster und Minden und der Kollegiatkirche im Busdorf jeweils Propst, Archidiakon und Kanoniker, Herr in Sommersberg. Er starb im Jahre des Herrn 1664 am 1. Mai. Er ruhe in Frieden.“

Auffällig, aber in der Barockzeit nicht ungewöhnlich, ist die Häufung von Ämtern und Pfründen: Freiherr von Sintzig war Dompropst in gleich drei Bistümern, hatte daneben noch in anderen kirchlichen Institutionen Führungspositionen und war auch Herr eines wahrscheinlich ererbten weltlichen Adelsitzes.

Sucht man in dem grundlegenden Werk „Germania Sacra“ nach weiteren biographischen Daten zu Johann Wilhelm von

Sintzig, so findet man sogar noch zusätzliche Positionen, die er zeitweise innegehabt hat: Er war Domherr auch in Bremen, Propst des Kollegiatstiftes Wildeshausen und Archidiakon in Stadtlohn.

Er war also ein über die Paderborner Diözesangrenzen hinaus auch in anderen Domstiften einflussreicher Netzwerker mit reichem Einkommen aus einer Fülle von Pfründen. Bei einer solchen Häufung von Ämtern waren ein vollständiger Amtsvollzug und eine feste Residenz natürlich kaum möglich, wohl aber ein auch für die Diözese nutzbringendes weites Beziehungsgeflecht, wie es der Einsatz Sintzigs für Paderborn in Münster beispielhaft veranschaulicht. Das mit seinen vielen Ämtern und Pfründen verbundene hohe Einkommen Sintzigs war aber auch die Voraussetzung dafür, dass er mehrfach als Stifter aktiv werden konnte.

Zwei mögliche Motive für die Stiftung der Dreifaltigkeitskapelle kommen besonders in Frage: Der fromme Wunsch nach Sicherung seiner Memoria, seines Nachlebens, in einem für festliche Seelenmessen geeigneten Raum, aber auch der typisch barocke Wunsch nach standesgemäßer prachtvoller Repräsentanz. Das zeigt allein schon die Tatsache, dass in und an der Dreifaltigkeitskapelle gleich fünfmal das Sintzig-Wappen zu finden ist.

Mit der absoluten Sicherung seiner Memoria hängt auch zusammen, dass er sich seine Grablege zu Lebzeiten selbst schuf. Eine lateinische Inschrift an dem gewaltigen Epitaph Bischof Dietrichs von Fürstenberg im Dom verdeutlicht das Motiv dafür. In der Übersetzung lautet es: „Der Tod ist gewiss,



Gitter von 1653 vor der Pieta im Dom

ungewiss der Tag, und ungewiss die Fürsorge der Deinen. Dein Grabmal, wenn du weise bist, errichte dir selbst.“

### Ein Gitter von 1653

Im Paderborner Dom findet sich übrigens eine weitere Stiftung Sintzigs aus dem gleichen Jahre 1653 wie die Dreifaltigkeitskapelle. Es ist das Gitter mit dieser Jahreszahl vor der Pieta in der Pfeilernische gegenüber der Kanzel. Passend zur Marienklage erinnern die sieben Schwerter auf dem Gitter an die sieben Schmerzen Marias. Die vier Ahnenwappen des Dompropstes schmücken die Ecken.

Wappen der Eltern Sintzigs finden sich auch außerhalb des Domes an einem

Renaissance-Torbogen in der Mauer der ehemaligen Dompropstei, heute Konrad-Martin-Haus, links Sintzig, rechts Kolf.

### **Die Stiftung für das Kapuziner-Kloster**

Eine Stiftung Sintzigs hat auch nach seinem Tode 1664 große Wirkung gezeigt. Er hinterließ nämlich einen bedeutenden Betrag, der es ermöglichte, das baufällig gewordene Paderborner Kapuzinerkloster 1673 abzureißen und neu zu errichten. Das Wappen seines Neffen befindet sich über dem ehemaligen Klostereingang, dem heutigen Portal zum Liborianum.

### **Weitere Lebensdaten**

Sucht man noch Genaueres zu den Lebensdaten Sintzigs herauszufinden, so erlebt man einige Überraschungen. Auf den ersten Blick ist der Dompropst in den Registern mehrerer Werke gar nicht zu finden. Das liegt daran, dass er eigentlich „von Gertzen genannt von Sintzig“ hieß, sich aber selber in seiner Grabinschrift nur als „von Sintzig“ bezeichnete. Johann Wilhelm von Gertzen genannt Sintzig war der Sohn des Amtmannes zu Münstereifel Johann Otto von Gertzen genannt Sintzig und dessen Gemahlin Maria von Kolf. Er kam also aus rheinischem Adel. Sein Beiname bezieht sich auf Sintzenich bei Zülpich südwestlich von Köln, hat folglich mit dem Sintzig bei Remagen am Rhein nichts zu tun.

Ebenso findet man in der ganzen einschlägigen Literatur überall das Jahr 1664 als Todesdatum angegeben, entdeckt aber nirgends ein Geburtsdatum. Offensichtlich ist es nicht genau bekannt. Aufhorchen lässt aber eine beiläufige Bemerkung im Band 2 des Westfälischen Klosterbuchs: „Er starb fast 100jährig“. Das war sicher im 17. Jahrhundert und noch dazu in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die absolute Ausnahme.

Zugleich wird deutlich, dass er am 4. Februar 1651, als ihm der Nießbrauch des Elsener Kleehofs auf Lebenszeit zugeteilt wurde, auch schon recht betagt gewesen

sein muss. Zu dieser Zeit war er noch Domkantor und Domkellner, wurde aber am 15. November des gleichen Jahres zum Dompropst gewählt. Kurz vor seinem Tode setzte er am 21. April 1664 seinen Neffen, den Domherren Johann Heinrich von Sintzig, zu seinem Universalerben ein.

*Text: Günter Wißbrock*

*Fotos: Doris Wißbrock*

### **Benutzte Literatur**

- Hans Jürgen Brandt, Karl Hengst (Hrsg.), Felix Paderae Civitas, Der heilige Liborius 836 – 1986, Paderborn 1986
- Hans Jürgen Brandt, Karl Hengst, Das Bistum Paderborn, Band 2, Paderborn 2007
- Hans Leo Drewes, Die Kapellen am Paderborner Dom, Paderborn 1992
- Karl Hengst (Hrsg.), Westfälisches Klosterbuch, Band 2, Münster 1994
- Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960
- Margarete Niggemeyer, Eine Wolke von Zeugen, Die Heiligen im Hohen Dom zu Paderborn, Paderborn 2007
- Metropolitankapitel Paderborn (Hrsg.), Der Paderborner Dom, Petersberg 2018
- Heinrich Otten (Hrsg.), Denkmäler in Westfalen, Stadt Paderborn, Petersberg 2018
- Hans Jürgen Rade, Der Libori-Schrein des Hohen Domes zu Paderborn, Paderborn 2024

## Dr. Heinrich von Schultheiß, der Hexenjäger aus Scharmede

### Hexenprozesse und ihre Datierung

Fragt man Menschen in Elsen, ob sie einmal etwas über die Hexenverfolgung in der Vergangenheit gehört hätten, so lautet die Antwort überwiegend ja. Schwieriger wird es bei der Frage, wann denn die Zeit der Hexenprozesse gewesen sei. Die meisten tippen auf das Mittelalter, dem sie dann auch noch das Attribut „finster“ hinzufügen. Das ist aber falsch, denn die systematische Hexenverfolgung beginnt zwar im späten Mittelalter, aber der Höhepunkt der Prozesse und Hinrichtungen ist erst um 1630, mitten im Dreißigjährigen Krieg, also nicht im Mittelalter, sondern in der frühen Neuzeit, erreicht. Darüber hinaus kaum bekannt ist in Elsen, dass einer der in Wort und Tat fanatischsten Hexenverfolger in Westfalen gebürtig aus unserem Nachbarort Scharmede stammt.

### Bestandteile des Hexenglaubens

Was waren die wesentlichen Elemente des wahnhaften Hexenglaubens dieser Zeit? Man nahm an, dass es Menschen gebe, die mit dem Teufel im Bunde seien (Teufelspakt) und dadurch von Gott abgefallen seien. Der Teufel habe ihnen dafür die Fähigkeit zu bösem Zauber verliehen, mit der sie Schlimmes gegenüber anderen Menschen anrichten könnten (Schadenzauber). So erklärte man sich z. B. plötzliche Erkrankungen oder Todesfälle von Mensch und Tier, Unwetter, Missernten und dergleichen. Man suchte also Sündenböcke für naturwissenschaftlich noch nicht Erklärbares und öffnete damit der Denunziation („Besagung“) Tür und Tor. Schließlich nahm man an, dass die Hexen durch die Luft (Hexenflug) den Hexentanzplatz erreichen könnten, wo sie am Hexensabbat mit dem Teufel Orgien feierten und böse Taten ausheckten.

### Verbreitung des Hexenglaubens

Dieser Glaube war nicht nur im einfachen Volke weit verbreitet, sondern auch unter gelehrten Theologen und Juristen und auch bei den geistlichen und weltlichen Oberhäuptern der zahlreichen Territorien des damaligen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Dieses Reich wird ja nicht zufällig bildhaft oft als „Flickenteppich“ bezeichnet, so dass es nicht verwunderlich ist, dass Hexenprozesse regional in sehr unterschiedlicher Zahl und Intensität stattgefunden haben. Hinzu kommt die Zersplitterung des Gerichtswesens. Es gab Reichsgerichte, landesherrliche Gerichte, adlige Patrimonialgerichte und kommunale Gerichte, die untereinander oft Kompetenzstreitigkeiten hatten.

### Erforschung des Hexenphänomens

Wer sich gründlich über den Komplex Hexenglaube und Hexenverfolgung in Westfalen, aber auch allgemein informieren möchte, dem seien die im Literaturverzeichnis angegebenen Veröffentlichungen von Dr. Rainer Decker empfohlen. Der Paderborner Historiker, pensionierter Studiendirektor am Goerdeler-Gymnasium und ehemaliger Fachleiter für Geschichte am Studienseminar Paderborn, hat sich seit Jahrzehnten um die wissenschaftliche Erhellung des Hexenphänomens bemüht und dazu eine ganze Reihe Bücher und wissenschaftliche Aufsätze geschrieben.

Ihm verdanken wir auch die Identifizierung und Erforschung des Hexenrichters Dr. Heinrich von Schultheiß (ca. 1580 – 1646) aus Scharmede. Das Wesentliche seiner Forschungsergebnisse soll hier knapp zusammengefasst werden.



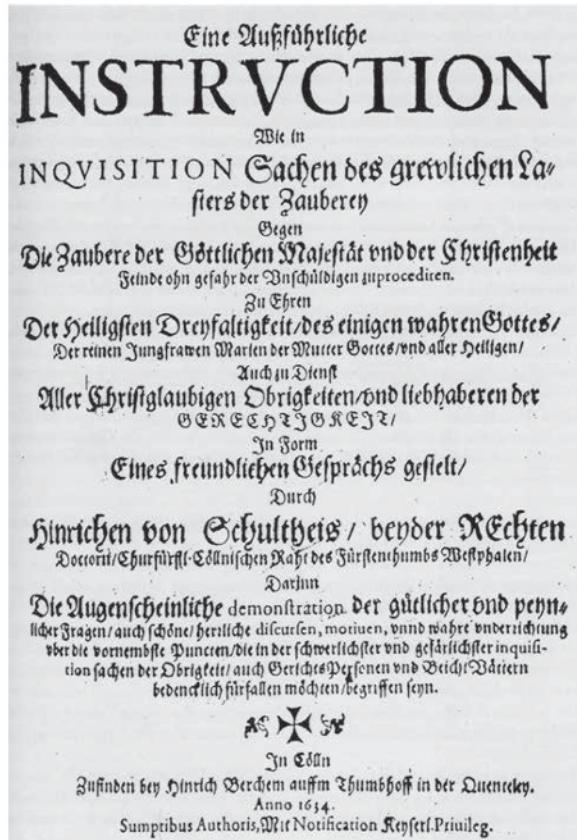
chen Hofgericht in Köln wurde. Einige Jahre danach übersiedelte er nach Arnsberg, der Hauptstadt des Herzogtums Westfalen, d. h. des rechtsrheinischen, westfälischen Teils des Erzbistums Köln. Dort wurde er kurfürstlicher Rat und Vertreter des Staates bei Prozessen gegen Untertanen. So war er nun Teil der landesherrlichen Zentralverwaltung unter dem Landdrosten Kaspar von Fürstenberg, der als Jurist selbst bereits Dutzende von Todesurteilen in Hexenprozessen gefällt hatte.

### Der Hexenrichter

1616 leitete Schultheiß den ersten uns bekannten Hexenprozess. Aber vor allem auf dem Höhepunkt der Prozesslawine um 1630 entfaltete er seine Haupttätigkeit als Hexenprozesskommissar. Um dieses Jahr wurden im Herzogtum Westfalen nachweislich mindestens 650 Menschen hingerichtet. Dr. Decker rechnet bei einer hohen Dunkelziffer mangels Überlieferung sogar mit etwa 1000 Opfern. Schultheiß hat daran in Anröchte, Erwitte, Oestereiden und Arnsberg mitgewirkt. Zu welchem Rigorismus der Urteilsfindung Schultheiß in der Lage war, zeigt ein Beispiel aus dem sauerländischen Balve. Hier hatte es ein versuchtes Attentat auf einen besonders berüchtigten Hexenrichter gegeben. Schultheiß leitete den Prozess und fällte das Urteil gegen drei gefasste Täter. Zwei Männer wurden durch Vierteilung und Rädern hingerichtet und eine Frau als Hexe mit dem Schwert getötet und ihre Leiche verbrannt.

### Das Hexenprozess-Buch

Er veröffentlichte 1631 auch ein „wissenschaftliches“ Werk zu den Hexenprozessen mit einem typisch barocken umfangreichen Titel. Diese „Instruktion“ war als ein Dialog zwischen dem Verfasser und einem fiktiven Adligen aufgebaut. Hauptabsicht des Werkes war es, seine Hexenprozess-Praxis und die seiner Kollegen als Hexenkommissare gegenüber Kritikern zu rechtfertigen. Solche Kritiker der grausamen Prozesse gab es durchaus schon. Am bekanntesten ist der Jesuit Friedrich Spee mit seinem Buch „Cautio Criminalis“. Aber auch sein bayrischer Ordensbruder Adam Tanner und



Titelblatt von Schultheiß' Hexenprozess-Buch

der sauerländische Pfarrer Michael Stappert wären hier zu nennen.

### **Die Prozess-Praxis**

In der Praxis sah ein Hexenprozess unter der Leitung von Schultheiß etwa so aus: Jemand wurde aufgrund einer „Besagung“ (Denunziation) als Hexer oder Hexe verhaftet. Gestand der Beschuldigte, wurde er verbrannt, leugnete er, so wurde er dreimal gefoltert, z. B. durch das Anlegen von Beinschrauben oder das Aufhängen an den im Rücken zusammengebundenen Händen. Auch ein auf diese Weise erpresstes Geständnis hatte die Todesstrafe zur Folge. Durch Suggestivfragen während der Folter versuchte Schultheiß auch noch die Namen vermeintlicher Komplizen herauszufinden. Auf diese Weise kam es dann bald zu den nächsten Prozessen, um das Jahr 1630 zu einer ganzen Prozesslawine.

### **Ein negatives Urteil über Schultheiß' Buch**

Der Kölner Erzbischof Ferdinand von Bayern war zwar selbst ein überzeugter Hexenjäger, ließ aber dennoch das Buch von Schultheiß durch die Theologieprofessoren der Universität Köln begutachten. Dieses Gutachten fiel für Schultheiß verheerend aus. Die Professoren bemängelten, die theologischen Prämissen des Buches seien äußerst fragwürdig. Vor allem aber bestritten sie vehement die Behauptung von Schultheiß, mit seiner Art der Prozessführung könnten schuldige und unschuldige Menschen ohne Zweifel voneinander unterschieden werden. Im Gegenteil: Wer einmal in die Mühle einer solchen Justiz gekommen sei, für den sei es nahezu unmöglich, wieder aus ihren Fängen zu geraten.

Trotz dieser eindeutigen Ablehnung der Auffassungen von Schultheiß durch die gelehrten Kölner Theologen behielt allerdings Erzbischof Ferdinand den Hexenkommissar im Amt. So führte er noch 1643 in Werl Hexenprozesse mit mindestens zwei Todesurteilen durch.

### **Frömmigkeit und wahnhafte Verblendung**

Heute empfinden wir solche brutalen Justizmorde als krassen Gegensatz zu den zentralen christlichen Lehren von Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Schultheiß sah das keineswegs so. Er gab sich in seinem Buch als überzeugter frommer Katholik. Auf jeder Seite seines Buches bat er Christus um die Erleuchtung seines Verstandes. Die Verfolgung der Hexen sah er als ein gottgefälliges Werk an, durch das dem Satan viele Seelen entrissen werden könnten. Die Verurteilten verlören zwar ihr irdisches Leben, retteten aber durch Geständnis und Reue ihre Seelen. Mit solchen Überzeugungen mutierte bei Schultheiß Frömmigkeit zu wahnhafter Verblendung mit grausamen Folgen.

*Günter Wißbrock*

### **Literatur**

- Rainer Decker, Die Hexenverfolgungen im Hochstift Paderborn, in: Westfälische Zeitschrift 128 (1978), S. 315 – 356
- Derselbe, Die Hexenprozesse im Hochstift Paderborn (Heimatkundliche Schriftenreihe 11/1980)
- Ders., Die Hexenverfolgungen im Herzogtum Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift 131/132 (1981/1982), S. 339 - 386
- Ders., Der Hexen-Richter Dr. Heinrich von Schultheiß (ca. 1580 – 1646) aus Scharmede, in: 750 Jahre Stadt Salzkotten, Band 2, Paderborn 1996, S. 1045 - 1060
- Ders., Hexen – Magie, Mythos und die Wahrheit, Darmstadt 2004
- Peter Arnold Heuser – Rainer Decker, Die Theologische Fakultät der Universität Köln und die Hexenverfolgung. Die Hexenprozess-Instruktion (1634) des Arnsberger Juristen Dr. Heinrich von Schultheiß im Spiegel eines Fakultätsgutachtens von 1643, in: Westfälische Zeitschrift 164 (2014), S.171 - 219

## Neue Bücher zur Geschichte Westfalens Ein kurzer Überblick

### Die Jubiläumsausstellung: 1250 Jahre Westfalen

Als Elsener leben wir alle in Westfalen. Entweder sind wir dort geboren, haben vielleicht sogar eine lange westfälische Familiengeschichte, oder wir sind von irgendwo hierhin, also nach Westfalen, umgezogen.

Ganz gleich, wie sehr wir uns selbst als Westfalen empfinden: Es stellt sich für jeden die Frage, womit wir es eigentlich in dieser Region, die unsere nähere Lebenswelt ist, zu tun haben, was die besondere Geschichte Westfalens ausmacht und wo auf der Landkarte es im Laufe der Geschichte verortet werden kann.

Wer neugierig auf solche Aspekte ist, dem kommt in diesem Jahr entgegen, dass der Landschaftsverband Westfalen-Lippe das Jubiläum „1250 Jahre Westfalen“ unter anderem mit einer großen Ausstellung im Museum in der Paderborner Kaiserpfalz feiert, die vom 16. Mai 2025 bis zum 1. März 2026 dauert.

Diese sowohl inhaltlich, von der Auswahl der hochklassigen Exponate, als auch von der unkonventionellen Art der Präsentation her sehr sehenswerte Ausstellung kann man auf verschiedene Weise für das eigene Wissen über die Geschichte Westfalens fruchtbar machen: Entweder man sieht sie sich als Einzelbesucher an und versucht aus den ausgestellten Gegenständen und ihrer Einordnung in die jeweiligen Phasen westfälischer Geschichte sich ein eigenes, möglichst zusammenhängendes Bild zu machen. Oder man nutzt die jeweils um 15.00 Uhr an den Sonn- und Feiertagen angebotenen fachkundigen Führungen. Anzuraten ist hier ein

frühzeitiges Erscheinen, denn die Führungen sind häufig überbucht. Man sollte sich auch etwas zusätzliche Zeit mitbringen, denn auch die beste Führung kann nicht auf jedes Exponat eingehen, so dass sich ein nachfolgender nochmaliger Rundgang auf jeden Fall lohnt.

### Das Buch zur Ausstellung

Eine dritte Möglichkeit zur Nutzung der Ausstellung ist der zusätzliche Erwerb des Katalogs mit dem Titel „775 – Westfalen. Das Buch – Eine Region wird gemacht“. Auch dieser Katalog ist wie die ganze Ausstellung auf eine bisher so nicht übliche Art und Weise gestaltet. Während herkömmliche Ausstellungskataloge meist nur Handbücher zur näheren Beschreibung der Exponate sind, enthält dieser Begleitband zur Ausstellung



23 wissenschaftliche Aufsätze über besondere Ereignisse, Einzelaspekte, Wendepunkte und offene Fragen zur Geschichte Westfalens. Daneben sind 19 Artikel besonders herausragenden Einzelaspekten der Ausstellung gewidmet. Reiche Bebilderung und viele Karten vertiefen darüber hinaus den Fundus des aus der Ausstellung gewonnenen Wissens. Der Band hat den Vorteil, dass die meist relativ knappen Artikel, in denen sich die Vielfalt und Differenziertheit der westfälischen Geschichte widerspiegelt, auch einzeln gelesen werden können. Insgesamt ist ein Werk entstanden, das auch ganz unabhängig von der Ausstellung und lange nach ihrem Ende seinen Wert als Grundlagen- und Nachschlagewerk zur westfälischen Geschichte behalten wird.

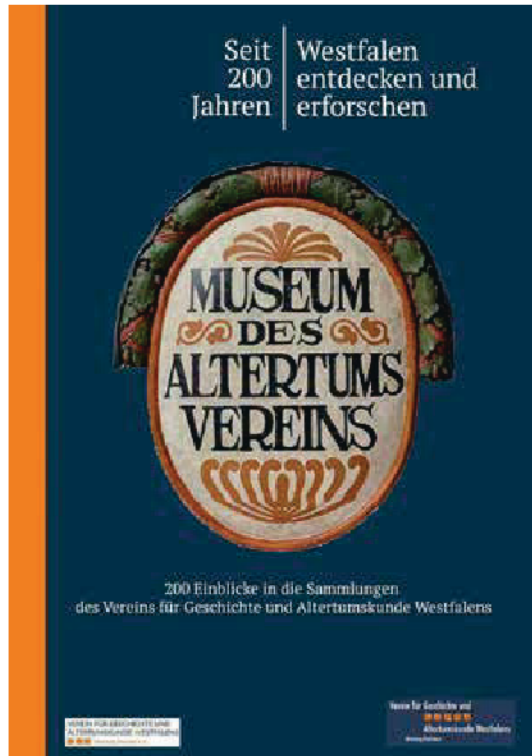
Ein zentraler Aspekt sei besonders herausgegriffen: Die wechselnde Verbindung des „Westfalen“-Begriffs mit dem jeweils zugehörigen Raum. Die Ersterwähnung in den karolingischen Reichsannalen von 775 betrifft nicht ein Territorium, sondern Menschen. Nicht der Siedlungsraum wird hier benannt, sondern die Westfalen als ein Teilstamm der Sachsen, von deren Wohngebieten wir nur eine vage Ahnung haben. In späterer Zeit vagabundierte der Westfalen-Begriff in ganz unterschiedlichen Räumen. Ab 1180 gab es das „Herzogtum Westfalen“, das kurkölnische Sauerland. Geistliche Staaten entstanden um Paderborn, Münster, Minden und Osnabrück; kleinere weltliche Staaten wie die Grafschaft Lippe existierten daneben.

In der Zeit des französischen Kaisers Napoleon entstand das „Königreich Westphalen“ (1807 – 1813) unter seinem Bruder Jerome. Die Hauptstadt war Kassel und der Schwerpunkt lag östlich des heutigen Westfalens, eine Art „Mogelpackung“, wie der Historiker Werner Freitag geschrieben hat.

Nach dem Wiener Kongress von 1815 war Preußen, zu dem schon vorher mit den Grafschaften Minden-Ravensberg und Mark westfälische Gebiete gehörten, die eigentliche Vormacht im westfälischen Raum. Die preußische Provinz Westfalen glich territorial in etwa dem, was wir heute unter Westfalen verstehen. Nur der Freistaat Lippe, das frühere Fürstentum, bewahrte sich seine Selbständigkeit. Erst 1947 schloss es sich dem durch die britische Besatzungsmacht entstandenen neuen Land Nordrhein-Westfalen an. Noch heute bewahrt der Landschaftsverband Westfalen-Lippe in seinem Namen diese Besonderheit.

### Objekte als Spiegelbild westfälischer Geschichte

Ebenfalls in Verbindung mit einer Ausstellung ist ein weiteres Buch erschienen, das



auf eine andere Weise einen Zugang zur westfälischen Geschichte erschließt: Im Vorjahr feierte der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens sein zweihundertjähriges Bestehen. Diesem Jubiläum war eine Ausstellung im Landesmuseum in Münster gewidmet. Das zugehörige Buch stellt in Wort und Bild 200 Objekte aus den reichhaltigen Sammlungen des Vereins zur westfälischen Geschichte vor. Der genaue Titel des Buches lautet: *Gerd Dethlefs, Andreas Neuwöhner, Bernd Thier und Peter Worm (Hrsg.), „Seit 200 Jahren – Westfalen entdecken und erforschen. 200 Einblicke in die Sammlungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens“.*

### **Die frühe Geschichte Westfalens**

Wer dagegen eine zusammenhängende Darstellung der westfälischen Geschichte bevorzugt, dem sei das 2023 erschienene Buch des oben erwähnten Historikers *Professor Dr. Werner Freitag* mit dem schlichten Titel „*Westfalen*“ empfohlen. Es trägt den Untertitel „*Geschichte eines Landes, seiner Städte und Regionen in Mittelalter und früher Neuzeit*“. Es umfasst die gut 1000 Jahre westfälischer Geschichte von den Sachsenkriegen Karls des Großen (ab 772) bis zur Säkularisation (1803).

Das Cover des Buches zeigt ein Altarbild von 1470. Auf ihm ist die heilige Sippe vor der Kulisse der ummauerten Stadt Dortmund mit ihren Kirchtürmen und den landwirtschaftlich genutzten Flächen in ihrem Umfeld zu sehen. Diese Bildinhalte stehen für die Stadt- und Agrargeschichte, die Kirchen- und Alltagsgeschichte, die

wesentliche Teile des Buches ausmachen. Das flüssig geschriebene Buch breitet auf 656 Seiten die Vielfalt der frühen westfälischen Geschichte aus. Es gab ja bis 1803 kein Groß-Westfalen und keine westfälische Hauptstadt, sondern nur Territorien, kein Königreich Westfalen oder einen festen territorialen Kern wie Bayern oder Sachsen, sondern eine große regionale Vielfalt – politisch, konfessionell, kulturell und wirtschaftlich. Das Buch veranschaulicht sie durch lebendige Beispiele und richtet den Blick auch auf interessante Persönlichkeiten. Etwa hundert Karten und Abbildungen ergänzen den schriftlichen Teil des Buches. Der Autor Werner Freitag hat eine interessante Lebensgeschichte. Geboren in



einem bildungsfernen Elternhaus in Rheda-Wiedenbrück, erlernte er nach seinem Realschulabschluss zunächst den Beruf des Textillaboranten. Aber er holte das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nach, studierte Geschichte, promovierte und habilitierte sich in Bielefeld. Zuerst war er dann Stadt-historiker in Spenge. 1996 erhielt er einen Ruf auf die Professur für Landesgeschichte Sachsen-Anhalts an der Universität Halle-Wittenberg. Nach sieben Jahren wechselte er an die Universität Münster auf den Lehrstuhl für westfälische Geschichte und vergleichende Landesgeschichte, den er 17 Jahre innehatte. Das Buch ist daher eine Art zusammenfassendes Vermächtnis aus seiner langjährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit.

### Die westfälischen Städte

Das gleiche lässt sich auch über ein weiteres Buch sagen, das bereits 2021 erschienen ist: *Heinrich Schoppmeyer, „Städte in Westfalen. Geschichte vom Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches“.*

Der Autor ist zwar in Witten an der Ruhr geboren und lebt auch da, hat aber Vorfahren im Kreis Höxter. Er ist emeritierter Professor für Landesgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Ihm ist es noch im hohen Alter von 86 Jahren gelungen, ein umfangreiches (658 Seiten) und grundlegendes Werk zur westfälischen Stadtgeschichte als Zusammenfassung der Ergebnisse einer ein ganzes Forscherleben andauernden Beschäftigung mit dieser Materie vorzulegen. Schon seine Dissertation über den Paderborner Bischof und seine Städte wies ihn auf diesen Forschungsbereich. Mit Schoppmeyers neuem Buch ist ein Werk entstanden, das in der landesgeschichtlichen Forschung Epoche gemacht hat.

Erstaunliche Detailkenntnis geht einher mit der Fähigkeit, große Stoff-

mengen klar gegliedert auf den Punkt zu bringen. Immer geht es dem Verfasser darum, aus dem Vergleich von Einzelentwicklungen verschiedener Städte zu allgemeinen Aussagen über typische Entwicklungstrends zu kommen.

Chronologisch beginnt das Buch mit der Ausbildung der ältesten Städte in Westfalen. Karolingisch-ottonische Wurzeln haben die aus Missionszentren entstandenen Bischofsstädte Paderborn, Minden, Münster und Osnabrück, die Reichsstadt Dortmund und die Abtei- und Stiftsstädte Höxter/Corvey und Herford, außerdem Soest.

Der zweite Abschnitt des Buches befasst sich mit der Stadtgründungswelle durch die Landesherren von ca. 1180 bis 1350/60. Ein drittes Kapitel widmet sich der Rechts-, Wirtschafts-, Finanz- und Sozialgeschichte



Heinrich Schoppmeyer

## Städte in Westfalen

Geschichte vom Mittelalter bis  
zum Ende des Alten Reiches



1881 L. J. Ferdinand Schöningh

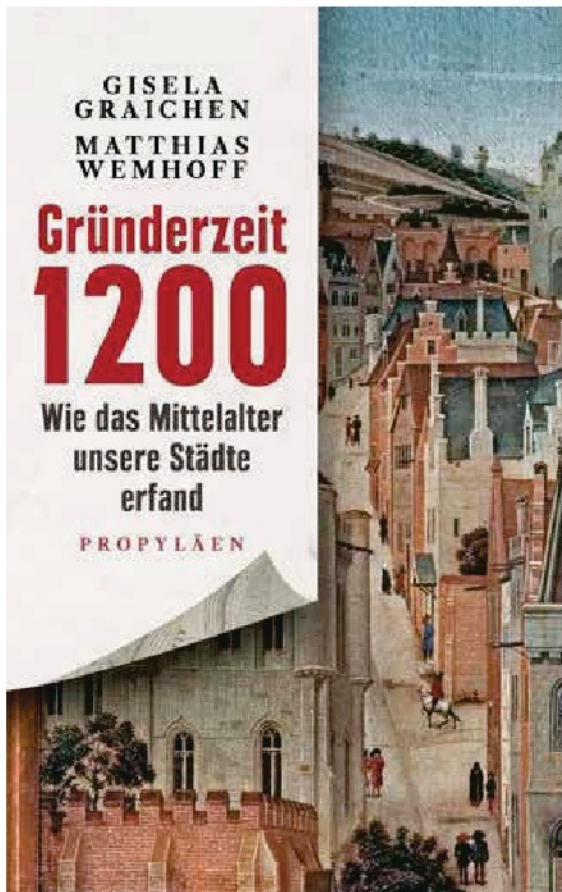
der mittelalterlichen Städte. Grundprobleme sind in dieser Zeit die Auseinandersetzungen zwischen Stadtherren und Bürgerschaft um die Freiheit der Mitbestimmung und zwischen städtischer Autonomie und Einbindung in die jeweiligen Territorien. Das vierte Kapitel stellt die Entwicklung der Städte im „langen“ 16. Jahrhundert bis zum 30-jährigen Krieg dar. Neu ist vor allem das Problem der Konfessionalisierung nach der Reformation und der damit verbundene landesherrliche Zwang. Schließlich wird im fünften Kapitel die westfälische Städtegeschichte in der frühen Neuzeit dargestellt. Wesentliche

Aspekte sind hier die Unterdrückung städtischer Autonomie im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, das Aufblühen zentraler Residenz-, Haupt- und Verwaltungsstädte, die Rolle der Zünfte, das frühe Verlags- und Manufakturwesen und die Ausbreitung des Gewerbes von den Städten auf das Land. Topographisch nennt Schoppmeyer als notwendige Siedlungselemente einer mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Stadt Abteien und Stifte, Markt und Marktkirche, Kaufleuteniederlassung, Gewerbeviertel und Ummauerung.

#### **Die mittelalterliche „Gründerzeit“**

Schließlich sei auf ein Buch verwiesen, das auf den ersten Blick nichts mit dem Themenbereich der westfälischen Geschichte zu tun hat: *Gisela Graichen/Matthias Wemhoff, „Gründerzeit 1200. Wie das Mittelalter unsere Städte erfand“*. Das Buch ist ein Gemeinschaftswerk der Wissenschaftsjournalistin Gisela Graichen und des Mittelalterarchäologen Professor Dr. Matthias Wemhoff.

Manche Elsener werden sich an ihn als früheren Mitbürger erinnern. Denn während seiner Zeit als Leiter des Paderborner Museums in der Kaiserpfalz von 1992 bis 2006 und kurzfristig auch des Westfälischen Museums für Klosterkultur in Dalheim wohnte er mit seiner Frau und den vier Kindern in einem renovierten Fachwerkhaus in der Kämpenstraße. Wer ihn damals zum Beispiel bei Ausstellungsführungen oder Vorträgen erlebt hat, der weiß, dass Wemhoff von seiner Sache begeistert ist und so auch andere dafür begeistern kann.



---

2008 gelang ihm der große Karrieresprung. Seitdem ist er Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte auf der Museumsinsel in Berlin und zugleich Landesarchäologe von Berlin. Heute wohnt er in Potsdam. Vorgenommen haben sich die beiden Autoren die auch von Professor Schoppmeyer besonders herausgestellte Phase mittelalterlicher Geschichte von ca. 1150 bis ca. 1350, in der es einen deutlichen Boom an Städtegründungen durch die Landesherrn gab. Daher übertragen sie den Begriff der „Gründerzeit“, der eigentlich den Bauboom nach der Reichsgründung von 1870/71 bezeichnet, auf diese Phase des Mittelalters. Matthias Wemhoff steuert zu dem Buch die Darstellung der Entwicklung ausgewählter Städte aus historischer und archäologischer Sicht bei, während Gisela Graichen Aspekte wie Umwelt, Recht, Technik und Frauenleben beleuchtet. Dabei geht es den beiden Verfassern um eine Art „Ehrenrettung“ des Mittelalters. Sie betonen, dass das gängige Bild vom „finsternen“ und rückständigen Mittelalter falsch ist und dass zum Beispiel die Leistungen der damaligen Menschen in der Stadtplanung und ihre Erfindungen (Kompass, Lesebrille, Uhrwerk) durchaus

unseren Respekt verdienen.

Was hat das Buch nun mit Westfalen zu tun? Matthias Wemhoff stellt als Beispiel für einen ganzen Stadttypus, die Bischofsstadt, auf 30 Seiten ausführlich die Entwicklung Paderborns in vier Schritten von der Königspfalz zur Stadt dar. Das ist nicht verwunderlich, kann er doch hier auf eigene Forschungen und eine ganze Lebensphase zurückgreifen. Im Schlusskapitel des Buches arbeitet er zusätzlich unter der Überschrift „Die Städtelandschaft formiert sich“ die Gemeinsamkeiten und Unterschiede dreier Stadtlandschaften, nämlich Westfalen, Brandenburg und die Region Oberrhein, heraus. Das lebendig geschriebene Buch ist sachlich und sprachlich weniger an Experten als an den interessierten Laien gerichtet.

#### **Fazit**

Wie man sieht, gibt es also derzeit eine reiche Auswahl von sachkundigen Verfassern geschriebener Bücher zur westfälischen Geschichte auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand. Interessierte Geschichtsfreunde würden sich sicher freuen, wenn sie das eine oder andere davon auf dem weihnachtlichen Gabentisch entdecken könnten.

*Günter Wißbrock*